GUTZKOW.

National-Bibliothek
der
Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
in 100 Bänden.

Siebenundsiebenzigster Band.

Karl Gutzkow.



GUTZKOW

National-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
in 100 Bänden.

Siebenundsiebenzigster Band.

Karl Gutzkow.

Mit der Biographie und dem Porträt des Verfassers.

Hildburghausen und New-York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

Anthologie

aus den Werken

von

Karl Gutzkow.

Biographische Skizze.

Karl Gutzkow.

Gutzkow, einer der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart, im erzählenden wie im dramatischen Fache, wurde am 17. März 1811 zu Berlin geboren; sein Vater bekleidete daselbst einen Subalternenposten beim Kriegsministerium. Zögling des friedrich-werderschen Gymnasiums in seiner Vaterstadt, verrieth der Knabe frühzeitig bedeutende Anlagen und offenbarte einen regsamen empfänglichen Geist. Auf der Universität gewann er durch eine Abhandlung (De diis fatalibus) den Preis über sechs Mitbewerber gerade in dem Augenblick, als die Nachricht von der Julirevolution in der akademischen Aula eintraf. Mächtig von diesem Ereigniß ergriffen, warf sich Gutzkow mit Feuereifer auf die Fragen der Zeit. Der Ruf, den er sich als Journalist in Kurzem erwarb, veranlaßte W. Menzel in Stuttgart, ihn zur Theilnahme an seinen literarischen und kritischen Arbeiten einzuladen. Gutzkow folgte, schrieb mancherlei für das Morgenblatt und andere Zeitschriften und gab anonym die „Briefe eines Narren an eine Närrin" (1832) heraus. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Heidelberg begab er sich nach München, um die Rechts- und Staatswissenschaft zu studieren, bereiste sodann Oberitalien und Oestreich, und ver-

öffentlichte sein erstes bedeutenderes, von einer reichen Schilderungs- und Erfindungsgabe zeugendes Werk „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" (1833), dessen Vortrefflichkeit von Menzel laut gepriesen wurde. Rasch auf einander folgten „Novellen" (1834), das phantasievolle Dráma „Nero" (1835), „Oeffentliche Charaktere" (1835), „Soireen" (1835) und der Roman „Wally, die Zweiflerin" (1835). In letzterem Buche malte der Verfasser mit jugendlicher Gluth die Zweifel und die Trostlosigkeit eines weiblichen Gemüthes mit den schreiendsten Farben und stellte die Unzulänglichkeit des Offenbarungsglaubens so kräftig dar, daß die ganze Kohorte der Orthodoxen zusammenbebte. Menzel, der ihm zwei Jahre früher den Lorbeer auf die Stirn gedrückt hatte, brach nicht allein den Stab über diesen Roman, sondern denuncirte Gutzkow sogar als Sittenschänder und Verräther, und forderte die Regierungen auf, dem Treiben dieses Mannes Schranken zu setzen. Gutzkow hatte sich unterdessen in Frankfurt a. M. niedergelassen und sich dort an der Redaktion des „Phönix", einer bekannten Zeitschrift, betheiligt. „Wally" ward konfiscirt, und der Verfasser mußte für die Schuld, sie geschrieben zu haben, mit dreimonatlichem Gefängniß büßen (1835); zugleich ward auf den Antrag des berüchtigten T s c h o p p e Alles, was Gutzkow geschrieben habe und n o c h s c h r e i b e n w ü r d e, verboten und ihm die Uebernahme irgend einer Redaktion in den Bundesstaaten untersagt. Im Kerker arbeitete Gutzkow seine „Philosophie der Geschichte" (1836) aus, in welcher er seine Denuncianten vor das Forum der gesunden Vernunft zog.

Nach seiner Freilassung wandte sich Gutzkow wieder nach Frankfurt, verheirathete sich daselbst und gründete unter der Redaktion von Beurmann den „Telegraph für Deutschland". Ende 1837 verlegte er seinen Wohnsitz nach Hamburg. Außer andern Schriften erschienen jetzt „Göthe im Wendepunkt zweiter Jahrhunderte" (1836), gegen die menzelschen Verketzerungen der gö-

the'schen Denk- und Sinnesweise gerichtet, die „Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale und ihre großen Charaktere" (1837) und der Roman „Seraphine", ein Gegenstück zur „Wally". Mit der Schrift, „Die rothe Mütze und Kaputze" (1838) trat er gegen die Ultramontanisten auf, und gleiche Tendenz ist in dem dramatischen Gedichte „Saul" sichtbar. Bedeutungsvoller trat der komische Roman „Blasedow und seine Söhne" 1838) und „Börne's Leben" (1840) hervor. In der nachfolgenden Zeit wandte sich Gutzkow mit Vorliebe der dramatischen Dichtkunst zu. Es entstanden die Dramen „Richard Savage", „Werner", „Patkul", „Das weiße Blatt", „Wullenweber", „Der dreizehnte November", „Zopf und Schwert" und das „Urbild des Tartüffe", letzteres Stücke voll drastischer Kraft, die neben dem poesievollen „Uriel Acosta" Gutzkows Namen allgemein beliebt und bekannt machten. — Im Jahr 1847 wurde Gutzkow als Dramaturg an das Hoftheater in Dresden berufen; das Verhältniß löste sich bald wieder, doch behielt er seinen Wohnsitz in Dresden. An dem öffentlichen Leben seit 1848 betheiligte er sich wenig. Ein Bild der Zeit, die darauf folgte und in der wir noch leben, schuf er in jenem neunbändigen Roman, in welchem der Dichter seine ganze hohe Künstlerschaft und seinen geistigen Reichthum offenbart, in den „Rittern vom Geist" (1850—51). Es ist ein großartiges Werk voll seltener Kraft der Charakteristik, welches das ganze moderne Leben erfaßt, alle seine Probleme in romanhaften Verwickelungen vorführt und eine großartige Lösung anstrebt. Von seinen neueren Leistungen ist vorzüglich das Schauspiel „Philipp und Perez" zu erwähnen. Einer großen Theilnahme erfreuen sich die von ihm herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd", eine populäre Wochenschrift, deren Inhalt meist von ihm selbst verfaßte Novellen, Darstellungen aus Natur, Geschichte, Kunst &c bilden.

[illegible] Geist- und Gemüthswelt gerichtet; die „Zeitgenossen, ihre Tendenzen, ihre Schicksale und ihre großen Charaktere" (1837) und der Roman „Seraphine", ein Gegenstück zur „Wally". Mit der Schrift „Die rothe Mütze und Kapuze" (1838) trat er gegen die Ultramontanen auf; eine gleiche Tendenz ist in dem dramatischen Gedichte „Saul" [illegible]. Bedeutungsvoller [illegible] „Blasedow und seine Söhne" (1838), und „Börne's Leben" (1840) hervor. In der nachfolgenden Zeit wandte sich Gutzkow mit Vorliebe der dramatischen Dichtkunst zu. Es entstanden die Dramen „Richard Savage", „Werner", „Patkul", „Das weiße Blatt", „Wullenweber", „Der dreizehnte November", „Zopf und Schwert" und „Das Urbild des Tartüffe", letzteres Stücke voll drastischer Kraft, die neben dem vollendeten „Uriel Acosta" Gutzkows Namen allgemein bekannt und beliebt machten. — Im Jahr 1847 wurde Gutzkow als Dramaturg an das Hoftheater in Dresden berufen; das Verhältniß löste sich bald wieder, doch behielt er seinen Wohnsitz in Dresden. An dem öffentlichen Leben seit 1848 betheiligte er sich wenig. Ein Bild der Zeit, die darauf folgte und da der wir [illegible], schuf er in seinem neunbändigen Roman, in welchem der Dichter seine ganze hohe Künstlerschaft und seinen geistigen Reichthum offenbart, in den „Rittern vom Geiste" (1850–51). Es ist ein großartiges Werk voll seltener Kraft der Charakteristik, welches das ganze moderne Leben erfaßt, alle seine Probleme in romanhaften Entwickelungen vorführt und eine großartige Lösung anstrebt. Von seinen späteren Leistungen ist vorzüglich das Schauspiel „Philipp und Perez" zu erwähnen. — Einer großen Beliebtheit erfreuen sich die von ihm herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd", eine populäre Wochenschrift, deren Inhalt meist von ihm selbst verfaßte Novellen, Darstellungen aus Natur, Geschichte, Kunst etc. bilden.

Uriel Acosta.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

(Im Auszuge.)

Personen.

Manasse Vanderstraten, ein reicher Handelsherr in Amsterdam.
Judith, seine Tochter.
Ben Jochai, ihr Verlobter.
De Silva, Arzt, ihr Oheim.
Rabbi Ben Akiba.
Uriel Acosta.
Esther, seine Mutter.
Ruben, } seine Brüder.
Joel, }
Baruch Spinoza, ein Knabe.
De Santos, } Rabbinen.
Van der Embden, }
Ein Tempeldiener.
Simon, Diener Manasse's.
Silva's Diener.
Tempeldiener. Gäste. Volk.

Ort der Handlung: In und bei Amsterdam. Zeit: 1640.

Erster Aufzug.

(Das Bibliothekzimmer beim Arzte de Silva. Die Dämmerung nimmt allmählig zu.)

De Silva, Ben Jochai (treten hinten ein).

De Silva. Ihr denkt, Ihr kämt mir wieder so davon?
Nein, nein! Die Schwelle ist einmal betreten —
Jetzt auch geblieben, Ben Jochai! — Endlich
Daheim! Ein Arzt — o vielgeplagter Stand!
Entschuldigt mich, wenn Ihr habt warten müssen!
Willkommen denn in Amsterdam!
Jochai (verstimmt). De Silva,
Ich dank' Euch!
Silva. Und wie Ihr anders wiederkehrt,
Als Ihr geschieden seyd vor sechszehn Monden!
Die fremde Sonne hat Euch schnell gereift.
An dieser Stelle, hier vor meinen Büchern,
Drückt' ich den Abschiedskuß auf eines Jünglings
Noch ungefurchte Stirn. Ihr kehrt zurück
Als Mann! Ja mehr, ich lese, Ben Jochai,
Auf dieser Stirne Sorgen — Hat die Heimath,

Die neue, Euch, den reichsten Erben Hollands,
Stiefmütterlicher Laune wohl begrüßt?
Jochai. Es ist das Amsterdam, wie ich's verließ.
Der junge freie Bürgergeist gekräftigt —
Von alten span'schen Leiden schnell getröstet
Durch seines Handels Glück, und in dem Glück,
In diesem bunten Wirrwarr seiner Häfen,
In diesem Stolz auf selbsterrungne Freiheit,
Doch immer für uns Söhne Israels
Der duldend milde Brudersinn, wie sonst.
Silva. Der Handel schätzt das Geld, das unser Volk,
Als es aus Spanien, Portugal hierher
Geflüchtet, vor der Hermandad verborgen.
Und wollt Ihr's tiefer fassen, läßt man uns
Nach unserm Willen hier in Amsterdam
Aus zween Gründen — lächelt nur, Jochai!
Ja, Ja! Noch immer sucht de Siliva das,
Was klar zu machen, weislich einzutheilen.
Jochai (indem er de Silva gezwungen lächelnd die Hand reicht).
Auch darin find' ich nichts verändert. Silva,
Der Arzt, der Kenner der Natur, die Zierde
Der Wissenschaft in Amsterdam, und was
Mit Dankbarkeit zu rühmen, unser Lehrer,
Hat noch sein Erstes, Zweitens nicht vergessen.
Silva. Und Jedem wohl, der so zu denken lernte!
Ich halt' es mit dem Aristoteles,
Der auch —
Jochai. Ihr wolltet von den Juden sprechen!
Silva. Wohl, wohl! Ja, wenn die freie Republik
Von Holland unser Volk nicht haßt, nicht grausam
Wie andern Orts, in Spanien, Portugal,
Am Rhein und an der Donau uns verfolgt,

So ist es, denk' ich, erstens weil ein Volk,
Das so wie hier zu Land die Bibel ehrt
Und aus dem Urquell seinen Glauben schöpft
Auch uns, die wir in finstrer Heidenzeit
Die Offenbarung eines e i n e n Gottes
Wie eine ew'ge Lampe pflegten, ehrt,
In uns die Hüter der Verheißung ehrt,
Die Söhne Davids ehrt, aus deren Stamm
Sein Heiland, der ein Jude war, entsprossen.
Und andern Theils spricht immer noch für uns
In diesem Dünenland das Blut, aus dem
Die junge Freiheit der Provinzen sproßte.
Denn jedes Volk, das selbst erfahren hat,
Wie weh die Knechtschaft thut, wird Brüder nicht
Aus einem blinden Vorurtheil verfolgen.
Der Niederländer schuf aus seinen Ketten Schwerter,
Und aus den sieggekrönten Schwertern wieder
Für andre Dulder Sklavenketten schmieden,
Das wahrlich thut kein edeldenkend Volk.
Das sind die zween Gründe. Und, nicht wahr,
Man prieß Euch auswärts glücklich, als Ihr sagtet,
Ihr kehret heim zu uns, nach Amsterdam?
    Jochai. Ich that es selber. Hoffnungsvoll stieg ich
Die Berge nieder in dies Inselland
Und fand auf einem Schiff, das träge sich
Durch die Kanäle schleppte — Muße —
    Silva. Froh
Des Wiedersehens zu gedenken, wie
Ihr Judith naht, sie kaum den Augen traut,
Den Freund und ihren Gatten bald umarmt —
Ihr kommt von Vanderstratens Villa? Nicht?
    Jochai. Erlaubt, daß ich mich ruhe. (Er setzt sich).

Silva. Sonderbar!
Ihr scheint erschöpft. Es drückt Unmuth? Redet!

Jochai. Drei Tage lang hat mich Manasse draußen
Mit ihm gewohnter Gastlichkeit bewirthet.

Silva. Und Judith? Eure Braut? Euch angelobt
Schon durch den Wunsch der Eltern in der Wiege!
Schon Euer durch das Schlummerlied der Amme!
Im Spiel der Jugend Eure Königin!
Welch schöne Blume! Rühmen darf ich sie,
Ist sie auch gleich die Tochter meiner Schwester.

Jochai. Das Schlummerlied der Amme? O de Silva —
Ich fürchte — Eure Nichte straft es Lügen!

Silva. Wie?

Jochai. Laßt Euch kurz erzählen, was ich sah.
Ich lag in Vanderstratens Arm, er nannte
Mich Sohn und pries mir Judiths Treue. Dann
Zerfloß sein Herz von seinen Wunderbauten,
Von seinem Park, von seinen Wasserkünsten,
Von Marmorbildern, die er nach Antiken
Sich fert'gen läßt in Florenz und Venedig,
Von Rubens und von Dyk, von Licht und Schatten,
Von Perspective — nun Ihr wißt wie er
Mit seiner Midashand gewohnt ist, Alles,
Was ihn umgiebt, sich künstlich zu vergolden.

Silva (bei Seite). Statt Gold läuft manchmal wohl auch
Kupfer unter.

Jochai. Ihr sagt Etwas?

Silva. Nicht doch! Ich rechnete
Nur, wieviellöthig so ein Midasfinger;
Ich bin kein Freund von seinen Herrlichkeiten.

Jochai. Auch liebt die Börse diese Grillen nicht.
Genug! Mich, der in Rom, Paris, Neapel

Das Alles selbst gesehn, was sich Manasse
Auf Hollands Wiesen nachzukünsteln müht —
Mich hätten diese Tempel angesprochen,
Wenn ihre Gottheit mir erschienen wäre.
Ich suchte Judith. Heißer Sehnsucht streift' ich
Durch jeden Schattengang des stillen Parks,
Und in dem Drang nach fast zweijähr'ger Trennung
Traf ich sie endlich — nicht allein — (steht auf) Ein Fremdling
Sitzt neben ihr in einer Muschelgrotte,
Von wildem Wein und Epheulaub umrankt —
Ein mächtig großer Band von Pergament
Liegt aufgeschlagen vor dem stummen Paar.
Ich trete näher — Judith scheint mich wie
Den Laien von dem Vorhof eines Tempels
Mit strengem Blicke fortzuscheuchen. Da
Erkennt sie mich und reicht mir starren Auges,
Mit einer Lüge ihres Angesichts sich sammelnd,
Die kalte fieberfrost'ge Hand entgegen.
Mein Schweigen frägt, wer dieser Fremde wäre?
Mein Lehrer! spricht sie stolz und hochbegeistert,
Und diesem wieder mich enträthselnd, haucht sie
„Dies mein Verlobter" wie im matten Echo. —
Erblassend richtet sich der Fremde auf,
Läßt ihre Hand aus seiner Rechten gleiten,
Und in mir selbst wie schlaggelähmt und fiebernd,
Ermannt' ich mich, den Namen ihn zu fragen —

Silva. Er nennt sich Uriel Acosta.

Jochai. Ha!

Nicht wundern darf ich mich, daß Ihr ihn wißt,
Der Diener Mund, Manasse's scheuer Blick,
Im Parke jedes Marmorbild verrieth's,
Daß Eure Nichte — mir die Treue brach.

Silva. Ich höre staunend Euren Worten zu.
Und was Ihr schildert, ja, das mag, ich glaub' es,
Auf ersten Blick auch Euch befremdet haben.
Doch irrt Ihr sehr im Grunde! Judiths Kälte
Ist Liebe nicht für Uriel Acosta.
Im Stillen sah ich diese Dinge reifen —
Ein junger Denker, der dem Studium
Der Rechte erst sich zugewendet, ward
Seit Eurer Reise plötzlich aller Orten
Als Mann von Geist gerühmt, als Forscher nicht.
Ich schätze, wie er schreibt, nicht, was er schreibt.
Die süßen Laute von Oporto schweben
Noch angenehm auf seiner Zunge. Ja,
Als hätt' er gestern erst am Tajo Trauben
Vom sonnigen Geländer sich gepflückt,
So schreibt er noch das reinste Portugiesisch.
Doch ohne Neigung ist sein Herz für Juda —
Die Terebinthen Mamre's sind ihm fremd.
Im Dornbusch sah er nie des Herren Antlitz —
Er hält sich wohl an die verwandten Brüder,
Doch von der Synagoge bleibt er fern —
Halb Christ, halb Jude, schwebt er in den Lüften,
Erhebt den Zweifel auf den Thron des Glaubens
Und hat, durch Zufall sich Manassen nähernd,
Sein Kind nicht mit dem Netz der Liebe, nein,
Mit seinem Denken nur so eng umgarnt,
Daß sie sich besser glaubt als andre Wesen,
Das Uebliche verachtet und ihr Herz.
Ihr müßt sie nehmen, wie sie sich Euch giebt,
Sie wird sich ändern, ist sie wieder Euer.

Jochai (aufflammend). Bewundern ist und lieben Eins beim Weibe,

Der mehr Bewunderte ist mehr geliebt:
Ich will in keines Andern Schatten stehn
Und würfe ihn der höchste Ruhm! Manassen
Kenn' ich als schwachen, willenlosen Mann;
Ihr seyd die Seele des Familienraths:
Geht hin! Ruft sie zusammen, Eure Sippe,
Die Muhmen und die Schwäger, führt Acosta
Als Eidam ein —
    Silva. Zu ungestüm, Jochai!
    Jochai. Ist Euch der Andre werther als Verwandter —
So nehmt ihn auf —!
    Silva. Wo denkt ihr hin, mein Sohn!
Ihr sprecht von meinem Feind!
    Jochai. Von Eurem Feind?
    Silva (nach einer Pause). Ich gönne meinem Feinde niemals Schlimmes;
Und gönn' ihm auch das Gute. Doch ich selbst
Mag seines Glückes Schmied nicht seyn, noch wen'ger
Mit ihm in Bande der Verwandschaft treten.
Seit wenig Tagen ist ein Buch erschienen
Von Uriel, worin er Manches, was
Ich früher selbst in Glaubenssachen schrieb,
Sophistisch wieder aufzuheben sucht.
Mein Schüler war er und bekämpft den Lehrer!
Dies Buch trennt ihn von seinem Volk, trennt ihn
Von seinem Glauben, also auch von mir.
    Jochai. So laßt uns Beide denn gemeinsam handeln!
Ich liebe Judith, ja ich fühlte dies
Bei ihrem Anblick flammender denn je;
Doch muß die Wolke weichen zwischen ihr
Und meinem Glück und meinem heil'gen Recht,
Um beides schäm' ich mich zu betteln. Silva,

Wollt Ihr der Dolmetsch meiner Zunge seyn,
So redet! Denn der wahre Stolz ergreift
Für sich nicht selbst das Wort. Es dunkelt — wie,
Nach langem Tagwerk sehnt Ihr Euch zur Ruhe?
(Es wird etwas dunkler.)

Silva. Ihr geht — nach dieser Kunde? Nein, Ihr solltet
Mir weitre Proben des Verdachtes nennen —
(Ein **Diener** tritt ein. Silva sieht den Diener eintreten.)
Was ist? Nur einen Augenblick — (Zum Diener) Was soll's?

Diener. Ein Schüler, deß ich mich aus alter Zeit
Entsinne, wünscht zwei Worte nur — ich weiß,
Ihr habt ihn lieb gehabt, ich ließ ihn kommen.
(Er tritt zurück, läßt Uriel herein und geht. **Uriel** tritt ein.)

Jochai (bei Seite). Er selbst!

Silva (bei Seite). Acosta?

Uriel. Stör' ich Euch, de Silva?
(Drückende Pause.)

Silva. Kommt Ihr zum **Arzt** de Silva — seyd willkommen!
Ein Arzt darf auch dem Feind sich nicht entziehn.

Uriel. Dem Feind, de Silva? — Meinen Lehrer will ich
Zum Abschied, eh' ich scheide, noch begrüßen.

Jochai (bei Seite). Zum Abschied?

Silva (ihm Jochai vorstellend). Ben Jochai! Kennt Ihr ihn?

Uriel. Wir kennen uns.

Jochai. Ihr macht mich staunen — wie?
Ihr wolltet — sagt Ihr — Amsterdam verlassen?

Uriel. Von wo Ihr kamt, Jochai, dahin geh' ich.
Und morgen schon mit erstem Sonnenstrahl.
Ich will die Welt, will andre Menschen sehn.
Und weil ich Jedem, den ich lieb gehabt,

Noch einen Gruß zum Abschied bieten wollte,
So kam ich auch zu Euch, de Silva! Hier
Nehmt meine Hand!

Silva (weist sie zurück). Die Hand, die eben noch,
Was ich mit eifrigstem Bemüh'n erforscht,
Wie eine abgestandne Arzenei
Zum Fenster ausgeschüttet hat? —

Uriel. De Silva!
Ich sagte schon, ich käme nicht zum Arzt!
Zum Denker Silva bin ich nur gekommen.
Und wenn im Denken ich gesund nicht bin,
Was ich mich selber kaum zu rühmen wage,
So wißt Ihr, was die Heilung anbetrifft,
Die kranke Seele muß sich selber helfen.

Silva. Zu meinen Füßen habt Ihr einst gesessen!
Von mir gelernt, was der Gedanke ist —
In Eurer Schrift bekämpft Ihr Euren Lehrer!

Uriel. Ich staune — kann man denken lernen, Silva?
Giebt's Schüler denn und Lehrer im Bereich
Der höchsten Wissenschaft, wo jeder Satz,
Wie einst aus Ajax' Blut die Blume, also
Aus unserm Innern sich erzeugen muß?
Ich habe unser altes Lehrgebäude,
Das halb auf Schrift und halb auf Tradition,
Auf heil'gen und profanen Büchern wurzelt,
Beleuchtet mit der Fackel der Vernunft.
Nicht in dem Wahn, das Wahre aufzufinden,
Was Jeder anerkennen müßte, nein,
Nur meine eigne Thorheit ließ mich reden,
Nur meine eigne Blindheit ließ mich sehen,
Nur meine eigne Taubheit hören — meine!

Das merket wohl, de Silva, nur die meine!
Nur was wir selber glauben, glaubt man uns.

Silva. An Eurer Statt würd' ich zu Christen halten.

Uriel. De Silva!

Silva. Dann verzeihe Gott dem Juden,
Daß er den Glauben seiner Väter schmäht!
Die Edelsten, die Besten sind empört,
Was Ihr geschrieben über unsern Glauben.
Die Synagoge hat mit ihren Dogen
Ein heilig Recht auf liebende Verehrung;
Dann grade jetzt, wo wir entronnen sind
Dem Feuertod fanatischer Verfolgung.
Jetzt endlich, wo zum ersten Male wieder
Das Lob des Höchsten wie ein Opferrauch
In Lüfte, die uns nicht verrathen, steigt,
Jetzt soll die junge Freiheit dazu dienen,
Daß wir zerstörten, was so lang gehalten,
Was felsenfest im Elend unsres Volks
Der Anker seiner Hoffnung bleiben durfte?
Nein, nimmermehr! Und wenn mein eigner Witz,
Wenn die Vernunft mit klugem Selbstgefallen
Mir sagte: „Das ist morsch und todt," so helfe
Der Ew'ge uns, wir wollen's dennoch schützen,
Wir wollen halten an dem theuren Wahn,
Wie man auch einen alten Diener, der uns
Im Elend treu blieb, nicht im Glück verstößt.

Uriel. Was ich an Euch verehre, ist das Herz;
Rasch seyd Ihr in der Liebe, rasch im Haß,
Ein edler Sinn verklärt selbst Euern Irrthum!
Ihr habt in meiner Schrift nur noch geblättert —
Les't sie und wiederholt nicht gläubig,
Was Eure Kranken Euch davon berichten!

In guter Absicht bin ich hergekommen,
Abschied zu nehmen, nicht von Euerm Haß,
Nicht von dem schwankenden Gemüth de Silva's,
Vom Denken nicht, das noch kein ganzes Denken,
Kein ganzes Fühlen, nur ein Dämmern ist,
Wie eben jetzt nicht Tag, nicht Abend scheint, —
Nur Abschied wollt' ich friedlich nehmen, Silva,
Von Eurem weißen Haar — Lebt wohl! — ich ahne,
Wir werden uns wohl nimmer wiedersehen.

Jochai. Vergebt, Acosta, daß ich mir das Wort,
Deß Ihr mich nicht gewürdigt, selbst erlaube!
Wenn ich Euch irgendwo auf Eurer Reise
Mit unsrer Kundschaft dienen kann —

Uriel. Zu gütig!

Jochai. Befehlt, ich bitte, — geht Ihr nach Paris?
Ein Brief von unserm Hause führt Euch ein
In manchen goldenen Palast — und wenn
Ihr Londons Weltgewühl —

Uriel. Nach Süden zieh' ich —
Vielleicht nach Deutschland. Kennt Ihr Heidelberg?
Ich suche irgendwo ein stilles Thal,
Wo ich mit Quelle mich, mit Gras und Blume,
Und wenn die Zunge freier reden will,
Mit Waldgefieder streitend unterhalte.

Jochai (bei Seite). Ich athme auf.

Silva. Und Judith läßt Euch ziehen?

Uriel. Und Judith? Warum fragt Ihr das?

Silva. Ist sie
Nicht Eurer Weisheit treue Schülerin?

Uriel. Sie wird jetzt in des Lebens Schule gehn!

Silva. Für Frauen das die beste. Fragt nur da

Den künft'gen Gatten Eurer Schülerin,
Ob er nicht gleicher Meinung.

Uriel. Nein, Jochai!
Entsagung lernen, steht auch Reichen schön.
Löscht alle Kerzen aus, die Ihr zur Pracht
Auf Eurem Hochzeitsfest verbrennen wolltet.
Ihr braucht für Judith nichts, was eitel glänzt,
Braucht goldne Becher nicht für ihren Trunk,
Braucht Silber nicht für ihr bescheiden Mahl —
Im Vollgenuß des väterlichen Glücks
Hat sie gelernt die Freuden des Entbehrens,
Sich selbst genügen — lehrte meine Weisheit!
(Sich vergessend)
Und wenn Ihr doch sie überraschen wollt,
Mit einem goldnen Dache sie umwölben,
Doch aller Lebensfreuden Duft ihr spenden,
Dann ist sie's werth! Sie stieg vom Himmel nieder,
Die Erde hat nicht Theil an ihrem Stoff —
Sie ist ein Schatz, vergraben unter Euch,
Ein Seraph, der die Grille hegt, sich menschlich,
Als wäre sie die Unsre, anzustellen!
Berührt sie nie mit einer Hand, die eben
Vielleicht in Haufen schnöden Goldes wühlte!
Jochai, zu ihr beten müßt Ihr, nahn ihr,
Wie man den Heil'gen naht! O laßt mich ziehen!
Der Blick auf das, was Euch zurückbleibt, kann
Den Abschied nicht erleichtern. So mit Gott! —
(Will rasch ab.)

(Zwei Tempeldiener, jeder mit einer großen brennenden Kerze, treten ein. Rabbi Santos mit einem Buch in der Hand.)

— — —

Santos. Verweilt, Acosta, daß Ihr selbst vernehmt,

In welcher Sendung ich zu Silva komme.

— — —

Dies Buch, de Silva, schickt die Synagoge
An Euch, den weisen hochgelehrten Kenner
Des Glaubens und der heil'gen Glaubensquellen.
Ihr sollt, so ist der Auftrag der Gemeinde,
Dies Buch nach redlichem Gewissen prüfen;
Nicht nach den Formeln der Philosophie,
Nein, prüfen sollt Ihr nur, ob diese Schrift
Im Einklang mit dem Judenthume steht,
Ob der, der solch ein Buch zu schreiben wagte,
Noch ferner sich zu Jakobs Söhnen zählen,
Noch ferner auf Verheißung hoffen darf.

Silva. Wo der Gehorsam schon mich ehren muß,
Wird Ehre Ruhm bei solchem hohen Auftrag.

Santos. Bedeutet dieses Licht (auf die Kerzen deutend) des Autors Seele,
So will die Synagoge und der Vorstand
Erfahren, ob sie länger noch darf flackern
Unrein im reinen Lichtmeer der Gemeinde.
Dies ist das Buch! In sieben Tagen will
Der Rath der Drei von Euch die Botschaft hören,
Und so Ihr sie gedenkt zu geben, dann
Bestätigt mir's mit zwei geschrieb'nen Worten!

(Silva nimmt das Buch, schlägt es auf und erschrickt, da er sieht, daß es Uriels Schrift ist.)

Uriel (hoch gespannt). Sagt's nur heraus, de Silva! sagt es frei,
Ich bin's — dem Euer blinder Glaubenseifer
Das Licht der Seele auszulöschen droht!

Silva (theilnehmend). Ihr seyd der Angeklagte, Uriel —

Santos. Sprecht Ihr in mitleidsvollem Ton? Dies Buch
Sey Euch ein Buch — den Autor kennt Ihr nicht.

Silva. Hier tretet ein (zu Santos). Zwei Zeilen bürgen
Euch
Für den Empfang des schmerzlich-ernsten Auftrags.
Acosta! — Zitternd fühlt der Mensch die Zügel
Des eignen Schicksals, die ihm unsichtbar,
Sich selbst zu nützen oder schaden, oft
Ein guter Gott in sein Hände giebt.
Doch wie viel schwerer ist es, sich zu wissen
Als eines fremden Looses Vorsehung
Und Stellvertreter des allweisen Richters
Für einen Andern, dem wir Schicksal werden!
Es thut mir leid, Acosta, daß ich glaube
An Rufe aus der Höhe, daß ich Gottes Finger
In menschlichem Befehle oft erblicke.
Dies Buch schickt mir mein Volk, schickt Israel,
Ich prüf' es nach dem Talmud und der Thora.

(Geht ab. Santos und die Diener folgen.)

Jochai. Ihr seyd betroffen, Uriel? Was thut
Euch das? Wenn man auf Reisen ist, verfliegt
Ein fernes Schicksal in die blaue Luft.
Seyd Ihr, wo andre Sprachen, andre Sitten
Als einend Band sich um die Menschen flechten,
Da wird Euch Alles, was auch kommen mag,
Was man auch brieflich Euch vermelden dürfte,
Wie eine Fabel klingen, die Euch nicht berührt.
Lebt wohl! Nehmt guten Muth auf Eure Reise!

(Ab.)

Uriel (allein). Du glaubst, daß ich noch jetzt in ferne Thäler
Mich selbst verbannen würde Dir zu Liebe?
Weil ich schon einmal feige mich und Judith

Vor einem Kampf des Herzens retten wollte,
Soll ich auch jetzt den Kampf des Geistes fliehn?
Das war gefehlt! Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ihr die höchste Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit giebt.
Was kann in mir von Flucht noch weiter sprechen?
Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen. (Ab.)

Zweiter Aufzug.

(Manasse's Garten auf seiner Villa.)

Judith. Manasse.

— — —

Judith. Willkommen, Vater! Welche lange Zeit
Habt Ihr uns wieder hier allein gelassen,
Bis Ihr den Börsenstaub von Amsterdam
In Euerm Garten aus den Kleidern schüttelt!
Manasse. Von Sorgen seh' ich mich auch hier begrüßt.
Judith. Hab' ich nicht Alles festlich hergerichtet,
Wie Ihr's am Wochen-Ende liebt? Sind Gäste,
Wie Ihr gewohnt, zu Tische nicht beschieden?
Manasse. Wie konntest Du Acosta heute laden?
Judith. Er war nicht hier seit vollen sieben Tagen!
Manasse. Schrieb ich Dir nicht, daß ihn der Bann bedroht?
Judith. Und grade deshalb rief ich ihn zu uns.
Manasse. Den Alles flieht?
Judith. Den eben sucht' ich auf.

Manasse. Er wird nicht kommen, denk' ich, weil er fühlt,
Daß unsre Ladung feinen Takt beweist,
Doch feineren, der Ladung nicht zu folgen.

Judith. Seit wann ist Vanderstraten denn so fromm?
Der Freund Van Dyks, des Rubens denn so gläubig?
— — —

Manasse. Für einen Mann von freier Denkungsart
Bin ich bekannt und stolz bin ich darauf,
Daß man Manasse Vanderstraten nicht
Im Bußhemd am Versöhnungstage sieht.
Ich will nicht heucheln, längst gehör' ich, weiß man,
Dem allgemeinen Glauben jener Freien,
Die sich von Moses, Christus, Sokrates
Das Gute von dem Bessern ausgesucht —
Doch anders ist es, wo man kämpft und streitet,
Nur Staub aufwühlt um altes Vorurtheil,
Das an der Masse ewig kleben bleibt —
Da tret' ich zu dem Glauben, der besteht,
Und kann mich nicht von äußern Pflichten trennen.

Judith. Die Künstler werden aufgesucht, an Denkern
Huscht man mit feigem Muth vorüber.

Manasse. Judith,
Auch mußt' ich hören, daß man Dir die Achtung,
Die uns Acosta widmete, verdächtigt.
Nur zwei Begriffe kenn' ich, die mir theuer.
Der eine, lächle nur, das ist — ich sag' es,
Mein Glück daheim im eigenen Besitz,,
Das stille Walten friedlichen Behagens —
Im andern bin ich unterthan der Stimme,
Die man die allgemeine nennt, ich prüfe
Nicht ihren Werth: sie ist — und ich gehorche.

Judith. Die Künstler, weiß ich, schaden wahrer Kunst,
Und Kunst und Wahrheit wandeln nie zusammen!

Manasse. Des Lebens und der Sitte Forderung
Ist streng, und ungern lass' ich mich belehren,
Wie Silva gestern mir gethan. Jochai
Bist Du nach unsers Volkes Weise früh verlobt —
Es ziemt sich, daß im Kreise der Verwandten
Dich jedes Aug' an seiner Seit' erblickt.

Judith. Und dieses Schauspiel —

Manasse. Heute muß es seyn.

Judith. Wie, Vater? —

Manasse. Wohl! Ich weiß, daß Dir Jochai
Nicht wie der Bräutigam im Hohenlied
Erscheint; doch — wieder meine sichern Lebenregeln! —
Wie zwei Verlobte, wie ein liebend Paar
Ziemt sich, daß Euch die Welt verbunden sieht;
Das Andre macht mit Euren Herzen ab.

Judith. Und diese Rechnung schließt sich leicht, denkt Ihr —
Wie wenn Ihr Euer Soll und Haben prüft?

Manasse. Genug! Vom Mahle bleibt Acosta fern,
Ich sage das im strengsten Ton zu Dir!
Schütz' mich vor Leidenschaft! Du weißt, ich sehe,
Was allzu ernst, nicht gern auf meinem Wege.

(Ab.)

Judith. O lebenskluger Sinn, den ich nicht fassen,
Der meine volle Brust nicht sprengen kann!
Wie sollt' ich mit dem Angesichte lügen,
Wie Liebe lächeln, wo ich hassen muß,
Und Haß verrathen, wo ich flammend liebe!
Er kommt! Er ist's! Schon öffnet er das Thor —
Die Taxusgänge schreitet er herauf,
Die Blumen scheinen freudig ihn zu grüßen —

Bin ich die kalte Tochter meines Vaters?
Was fesselt mich, daß ich ihn jubelnd nicht
An meine Brust mit sel'ger Freude drücke,
Ihn fühlen lasse, wie sie klopfend bebt!
Das feige Herz bezwingt sich noch! Es muß
Das heil'ge Recht, den Widerspruch zu lösen,
Der Mund vom Aug' und Aug' vom Herzen trennt,
Sich erst erobern durch die freie That.
Noch hab' ich nichts gethan — und blicke nieder.

Uriel (tritt auf, sich befangen umsehend). Ich komme, Freundin, weil Ihr es gewünscht,
Und hoffe, daß ich Fremden nicht begegne —

Judith. Weil ich es wünsche, seyd Ihr nur gekommen?
Wo weilt Ihr? Warum flieht Ihr? Großer Gott,
In dieser Zeit, in dieser schwerbedrängten!
Was hab' ich Alles nicht vernehmen müssen?

Uriel. Von meinem Streite mit der Synagoge?

Judith. Was kümmert mich die Synagoge? Nein,
Nein, Uriel, Ihr habt entfliehen wollen!
Ist es denn wahr, daß Ihr so grausam scheiden,
So plötzlich über Nacht verschwinden könntet?

Uriel. Seyd kalt! Ich bitt' Euch, laßt den sanften Ton!
Seyd, was Ihr werden müßt, das Weib Jochai's,
Es ist so oft erörtert — oft beweint —
Was reißen wir die alten Wunden auf!

Judith. Ihr sollt nicht von Ergebung reden!

Uriel. Judith!

Judith. Ich haß' Euch, wenn Ihr so gelassen sprecht!

Uriel. Ihr wißt, bei unserm Volk herrscht die Familie,
Der Vater will, das Kind gehorcht — die Bande,
Die erst von Eisen, werden Rosenketten!
Ich kenne das, das Leben ist ein Treibhaus —

Judith. Sagt das, Acosta, wenn Ihr einsam geht
Mit Euern kalten zweifelnden Gedanken;
Sagt das nicht hier, hier an dem Marmortisch,
Wo Ihr das wärmste Leben mir erschlossen!
Kennt Ihr das grüne stille Laub nicht mehr,
Den Frieden nicht, wo Euer Mund von Kriegen,
Vom Sturm der Weltgeschichte mir erzählt?
O, Uriel, dies sind die Blumengärten,
Wo ich gewandelt bin an Eurem Arm,
Euch da, Euch dort ein selten Kraut gezeigt, —
Ihr saht es an, Ihr nanntet es beim Namen.
Ihr brachtet Feuer, wunderbare Gläser,
Ihr zeigtet, wie Natur dem Geist gehorcht,
Wie im Metall, im Kiesel, in der Pflanze
Geheimnißvolle Kräfte schlummern — wie?
Und in uns selber wäre Alles todt,
Da wäre nichts, was aus der Asche stiege,
Kein Funke aus dem Stahl, aus Gift kein Balsam?
Nein, Uriel, Ihr habt einmal gebaut
Vor meinen Augen eine Himmelsleiter,
Und nun ich oben schwebe in dem Aether,
Im Reich der seligsten Verklärung, zieht Ihr
Die Staffel fort? Nie kann ich rückwärts finden,
Nie mehr mit dem Gemeinen mich verbinden!

Uriel. Was wir uns sind, mit Thränen steht es, Judith,
Auf jedem grünen Rasen hier geschrieben.
Doch soll's nicht seyn, — es wird nicht seyn — ich kenn' es.
Das Wildhinstürmende paßt nicht für uns.
Vielleicht wenn wir mit Büchern nicht verkehrt,
Von Sternen nie, vom Weltall nicht gesprochen
Und nur an Nächstes uns geklammert hätten,
Vielleicht, daß dann die wilde Ungeduld

Der ungezähmten Triebe tobt' und schriee —
Doch wolle mich der Himmel davor schützen,
Daß ich, dem Schmerz mich nicht geduldig fügend,
Dich je an einen Scheideweg geführt
Und grausam ausgerufen hätte: Liebe,
Hier mußt Du wählen oder untergehn!
Weißt Du — was mich bedroht? Der Bann, die Aechtung!
Fluch wird von Euern Wohnungen mich treiben!
Nie darfst Du den Verfluchten lieben — Ja!
Für eine Ehre halt' ich diesen Fluch,
Doch kann ich sie mit Jemand theilen wollen?

Judith. Acosta, wird ein Volk die Edelsten,
Die Besten seines Stammes wohl verwerfen?

Uriel. Und dennoch wird's geschehn — zum letzten Mal,
Judith! (Er ergreift ihre Hand) . . . Leb' wohl! (Erblickt Jochai.)
Ha, Ben Jochai hier!
Und Gäste ringsum? Sind wir nicht allein?
Was thust Du? Mädchen, ehren willst Du mich?
Demüth'gen kann mich nur der bunte Schwarm!
(Ben Jochai tritt mit Gästen festlich gekleidet auf.)

Jochai. Ist das ein Abschied doch für ew'ge Zeiten!
Wo ich Euch find', empfehlt Ihr Euch, Acosta.
In Heidelberg glaubt' ich Euch längst, wo Ihr
Das Waldgefieder denken lehren wolltet!

Judith. Das eilt sich nicht! Denn hier in Amsterdam
(auf die Feder seines Hutes zeigend)
Ist manchem Pfau die Weisheit nöthiger!
(Sie nimmt Uriels Arm und führt ihn ab.)

Jochai (allein). Zum letzten Male bietest Du mir das!
Wie süß ist Rache, die vom Schicksal kommt

Und die man selber nicht zu schüren braucht!
Sie führt ihn unerschrocken in den Saal —
— — —

(De Silva kommt.)

Jochai. Ich staune, Silva! Habt Ihr Eure Meinung
Verändert?

Silva. Hat denn irgend wer das Recht,
Dem Spruch der Richter vorzugreifen?

Jochai. Wie?
So spricht de Silva, der sein Buch verdammte?

Silva. Verdammte? Hab' ich irgendwo das so
Auf offnem Markte ausposaunt?

Jochai. De Silva!
Man weiß, der Rath hat Euern Spruch empfangen
Und Euer Spruch besagt: Er ist kein Jude!

Silva. Das sagt Ihr — Ihr versteht mich nicht — laßt's seyn!

Jochai. Daß Ihr ihn schützt, das glaub' ich zu verstehen —

Silva. Ei was! Ich schütz' ihn nicht — und dennoch — Ja!
Fast scheint es, daß ich mich verwandelt habe!
Was ist das Herz auch nur so reichgestimmt,
An Tönen und an Weisen fast so voll
Wie Instrumente, wo man immer glaubt,
Der Künstler hätte seinen letzten Schatz,
Die Fülle seiner Melodieen ausgegeben,
Und immer, immer wieder bringt der Finger
Ein ungeahntes, neugefügtes Tonstück
Tief aus dem unerschöpften Born hervor.
Vernehmt, wie mir es mit der Prüfung ging. — —
Wie ich mich mit dem Buche so verschlossen
In stille Einsamkeit auf meiner Kammer

Und in den Paragraphen las und las,
Da weiß ich nicht, es hat mich wunderbar
Doch Manches innerlichst davon ergriffen,
So Manches hat in mir den Denker wieder
Mit allgewalt'gem Zauber aufgeregt.
Und immer rief's in mir: Unmöglich! Nein!
Du darfst den Irrenden an Priester nicht,
An sie den Schüler Plato's nicht verrathen.
Und gerne hätt' ich Manches in die Thora,
In unsern Talmud eingezeichnet, was
Bei vielem Falschen, vielem Unbewiesenen
Ich Tiefgedachtes doch zu lesen fand —
Doch da es dort nicht steht und ich gelobte,
Nach Talmud und der Thora ihn zu richten,
So schrieb ich nur dies eine Wort am Ende
Des ganzen Buchs: Der Autor ist kein Jude.

Jochai. Wie? Das ist Doppelsinn —

Silva. Doch nicht!
Ich schrieb, was ihn als Jude muß verdammen.
Doch ist er Jude? Braucht er diesem Elend
Des Fluches, dieser schimpflichen Verfolgung
Sein Haupt zu beugen? Nein! Acosta hat
Ein Recht, wenn er es will, sich Christ zu nennen!

Jochai. Silva?

Silva. Dann wär' Euch Judith unverloren —

Jochai. Was sagt Ihr? Uriel ein Christ?

Silva. Sein Vater
Schwur einst in Portugal den Glauben ab,
Ward Christ und seine Kinder hat erzogen
Das Jesuitenkloster in Cuença.
Als sie vom Tajo sich hierher geflüchtet,
Sind sie zum Judenthum zurückgekehrt —

Ob Uriel auch? Es steht in seiner Macht,
Wenn er es will, sich Christ zu nennen.

Jochai. Christ?

Das müßte ihn von Judith ewig trennen — —

Silva. So ist's! und nun ans Werk der Rettung! Ihr

(Musik in der Ferne)

Aus Haß — ich richt' Euch nicht — und ich —? Genug.
Hier tretet in die Laubengänge ein!
Ich höre, daß der Sanhedrin erfahren,
Acosta wäre hier bei Vanderstraten.
De Santos wird den Fluch der Kirche bringen!
Kommt er, der Bote der Nothwendigkeit,
Dann tretet vor — ich muß zurück mich halten —
Und sagt: Acosta, Du bist Christ! Ihr nehmt,
Weil Judith nimmer Christin werden dürfte,
Dem Argwohn Eurer Liebe jede Nahrung,
Und mir, der ich nicht glaube, was Acosta
Zu glauben sich beredet, aber der
Ich Achtung vor dem Denker fühle, mir
Erspart es doch — vor Plato zu erröthen.

(Beide ab.)

(Manasse und andere Gäste kommen.)

Manasse. Was sagst Du, Simon — Priester an der Pforte?

Rabbi de Santos? Eine seltne Ehre!

(Uriel und Judith folgen.)

Uriel. Sie sind's —

Judith. Was habt Ihr — blickt doch frei und offen!

— — —

(Die Musik hört auf.)

(Rabbi Santos, begleitet von vier Rabinen, welche langsam und feierlich kleine gewundene Widderhörner an den Mund setzen und einen tiefen und lang ausgehaltenen Ton blasen.)

Manasse. Das Zeichen der Verfluchung! Und das hier
In meinem stillen Frieden —

Santos (mit feierlicher Stimme). Widderhörner
Begrüßen Euch! Gedenket Abrahams,
Der seinen Sohn dem Herrn wollt' opfern!
Da sprach der Herr Herr Zebaoth: Geh' hin
Und opfre für den Sohn das Thier, den Widder,
Der neben Dir in dem Gezweig der Büsche
Mit seinem Horne sich verfangen hat.
Und Abraham zerschnitt des Sohnes Bande
Und opferte das Thier für den Gerechten.
Wer sich auf Adonai hier bekennt,
Der trete seitwärts! Gott verschmäht das Opfer
Der Söhne Abrahams — Acosta, Du!
Du sey allein! —

(Alle gehen von Uriel auf die andere Seite: Judith zaudert.)

Santos. Und Vanderstratens Tochter?
Bekennst Du Dich nicht auch auf Andonai?

(Judith geht langsam und zögernd zu den Uebrigen. Jochai und de Silva treten auf.)

Uriel. Auch sie! — O der Magnet des Wahns zieht mächtig! —
Glaubst Du dort auf dem Sinai zu stehen?
Hat Moses Dich zu seinem Mund erwählt?
Wer hat Dir über mich Gewalt gegeben?

Santos. Wenn Du ein Jude bist, so weißt Du's — Gott!

Jochai (rasch dazwischemtretend). Ihr Herren, was geschieht hier? Wie, de Santos,
Wollt Unglück Ihr auf unsre Häupter laden?
Wir haben wohl in Amsterdam die Macht,
Im Schooße der Gemeide Recht zu sprechen

Nach unsern heil'gen Bräuchen und Gesetzen —
Doch über Juden nur —Acosta ist
Ein Christ!

Alle. Ein Christ?

Judith. O Gott!

Jochai. Ihr wollt ihm fluchen?
An einem Christen habt Ihr keinen Theil!

Judith (bei Seite). Was ihn errettet, ist für mich der Tod.

Santos. Wenn Uriel Acosta Christ — verstummt
Mein Mund — Gott segne Abrahams Geschlecht!

Uriel. Wer redet da? Wer sagt —

Jochai. Dein Vater hat
Mit seinem ganzen Haus in Portugal
Den Glauben seiner Väter abgeschworen.
Noch seyd durch keinen öffentlichen Act
Ihr wieder heimgekehrt zu Jakobs Stämmen.
Ihr seyd ein Christ! Viel Ehre muß uns dünken,
Daß Ihr bei Euern Knechten hier verweilt.

Manasse. Gehn wir zu unserm Fest! Der Christ Acosta
Verzeiht, daß wir dabei in Speis' und Trank
Den Sitten unsers Vols uns fügen müssen.

Uriel (wildbewegt). Ich wäre Christ? Soll mir ein frecher Spott
Die Hinterthür des falschen Mitleids öffnen?
Als Kind schon im Gesetze lesen lernend,
Ward plötzlich ich getauft. Kein lichtumfloss'ner
Geweihter Priester hatte uns bekehrt,
Den Vater, Mutter, Schwester und die Brüder, —
Nicht mit Legenden wurden wir gewonnen —
Auch nicht mit Gold — Gevatter stand bei uns

Der Henkersknecht der Inquisition.
Am Scheiterhaufen gingen wir vorüber
In eine Christenschule sieben Jahre —
Mit bangem Herzen! — Wenn die Furcht der Quell
Des Glaubens ist, so war'n wir fromme Christen!
Doch wunderbare Milde der Gewöhnung!
Am Hochaltar, im Meßgewande bald
Das goldne Rauchfaß tragend, bald im Chor
Die Responsorien dem Priester singend
Und christlich Wissen in der Schule lernend,
Fühl' ich mich glücklich, damals mehr als Talmud
In meine Seele eingeprägt zu haben.
Was ich geworden, ward ich nur nur als Christ.
Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Mensch, ein freier, in dem Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick —
Was Alle liebten, durft' ich wieder lieben,
Was Alle fürchteten, war meine Furcht,
Und jeden Pulsschlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geschichte fühlt'
Ich wieder in mir selbst wie alle Menschen.
Ein Portugiese war ich, hatte Heimath,
Ein Recht des Daseyns, hatt' ein Vaterland!
Da folgten wir des Vaters andern Brüdern,
Die hierher zogen in die Niederlande.
Erst jetzt erschienen sie sich wieder frei.
Ein Jeder eilte sich, den Tropfen Taufe
Aus seinem Blut, wie unrein, wegzuwerfen,
Und was der Vater that, das galt vom Sohn —
Von meiner Mutter, — Alle sind sie wieder Juden!
Ob auch von mir, der ich ein Jüngling schon

Nach Amsterdam gekommen, — ob auch ich
Den milden Gabriel, wie ich getauft,
Mir in den finstern Uriel wandeln will —
Da steht mir frei und — offen sag' ich Euch,
Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!
Daß ich's nicht thue — fragt mich nicht, warum?
Was ist's, das Joseph in Aegyptenland,
Als er die Brüder sah, die ihn verkauften,
Doch Freudenthränen weinen ließ? Was ist's,
Das uns bei allem Abscheu vor dem Wust,
Der uns als Sitte folgte aus dem Osten,
Doch bindet, gleich als wenn wir Brüder wären,
Die wir weit seltner, als wir scheinen, sind?
Die Ehre ist der Kitt des morschen Bundes,
Die Ehre nur ist's, die mich Euch verpflichtet!
Wenn Ihr so leidlich wohl in Amsterdam
Als Menschen angesehn seid, bleibt Ihr doch
Ein schüchtern Wild aus einem fernen Walde,
Das zitternd stutzt vor jedem Christengruß.
Ein Argwohn nur — Ihr müßt von dannen ziehn,
Des Ahasverus Söhne, wüßt Ihr wandern,
Und wandern, wandern, wandern ruhelos —
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Christ mich in dem Grün behaglich streckend,
Indessen Ihr im Staub der Straße zieht —
So will ich leiden mit Leidenden, —
Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!

Santos. Seyd Ihr nur Jude, um uns zu verhöhnen,
So wär' Euch besser, Ihr bliebt Gabriel!
Die Schrift, von Dir geschrieben, ist den Flammen.
Bei uns bist Du dem Bannfluch heimgefallen.

Gebet aus Deinem Munde fährt ins Leere!
Der Athem, den Du athmest, ist die Pest.
Gift ist der Blick aus Deinem Auge — Lähmung
Macht Kinderspott aus Deines Leibes Gliedern.
Das ist der Fluch, der über Dich verhängt!
An jeder Thüre, wo Du wandernd pochst,
Da öffne Dir ein Feind! Wenn Du erkrankst,
Sey Gift in jedem Glas, das man Dir reicht,
Und naht sich Dir der Todesengel einst,
So stirb am Weg, das Haupt gen West gerichtet!

Alle (mit gesenktem Haupte, leise). Wehe!

Uriel. Mich schaudert! Nicht für mich, nein, für den Wahn,
Der so sich täuscht, dem Himmel zu gefallen!

Santos. Ein Blinder sollst Du an den Häusern tasten.
Und Fluch der Hand, die einen Stab Dir reicht!
Fällst Du, dann öffne sich der Erde Schlund,
Verschlingend Dich, wie Datan und Abiron.

Alle (mit gesenktem Haupte, leise). Wehe!

Santos. Die Kirche stößt Dich aus, verflucht durch mich
Den Leib, der Dich geboren, —

Uriel. Mutter!

Santos. Fluch dem Freund,
Der Dir im Elend je die Treue hält —
Fluch Allem, was sich Dir verwandt noch fühlt —
Was Dir sich naht, was Du berührst, ist todt!
Verschmachten wirst Du in dem Durst nach Liebe;
(Pause.)
Nie giebt sich Dir ein liebend Herz des Weibes —

Judith (begeistert hervortretend). Das lügst Du, Rabbi!

Manasse. Wie? Verwegene!

Silva. Führt sie hinweg, Jochai!

Jochai. Die Verräth'rin!

Judith. Verrathen will ich mich und Euch! Verrath
An Euch ist Himmelstreue! Zittert Ihr,
Daß Fluch aus solchem Munde Segen bringt?
Verdammt die Götter, die wir beide glauben!
Es sind die wahren, ihnen lernet beten!
Er wird geliebt! Glaubt besseren Propheten!

(Sie stürzt an Uriels Brust. Pause der Bestürzung.)

Santos. Die Kirche sieht statt eines Opfers zwei —
An diesem Ort kann kein Gerechter weilen!

(Entfernt sich mit seinen Begleitern.)

Jochai (zu Manasse und Judith). Die Himmelsfrage ist mir wenig werth —
Ich sehe nur, was menschlich, den Verrath!
Und dennoch glaub' auch ich den alten Göttern,
Sie lehren uns das Süßeste: die Rache!

(Alle ab bis auf Manasse, Uriel und Judith.)

Manasse. Wie sich aus diesem Traum erwachen läßt,
Wie diese That dem Leben einzufugen,
Das weiß ich nicht, und stell' es Dem anheim,
Der mir die Erde zu regieren scheint,
Dem schadenfrohen Zufall! O, mein Kind,
Jetzt in das Hergebrachte einzulenken —
Das ist nicht leicht! Acosta, bleibt einstweilen
Mit Eurem Fluch auf dieser meiner Villa —
Die Musen hier, die werden Euch nicht fliehn.
Ich aber muß zurück nach Amsterdam —
Du wirst mir folgen, Judith, — in die Sitte!
Was dann zu thun, das sey mit Schmerz erwogen!

(Ab.)

Judith. So bist Du mein! Erobert durch die Wahrheit
Und daß ich frei die Zeichen meiner Liebe
Darf ferner tragen vor der Welt, so eil' ich
Das Herz des Vaters günstig umzustimmen.
Hab' ich dem Gott gehorcht, den Du mich lehrtest?
Dem Gott, der aus des Herzens Flammen spricht?
O laß uns hoffen! Folge mir, mein Freund!
Wer muthig will, der hat die Welt gewonnen.

(Folgt dem Vater mit Uriel.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer im Hause Vanderstratens zu Amsterdam.)

Manasse (sitzt allein an dem Schreibtisch und rechnet).

Auf Wind und Meer gebautes Glück ist schwankend!
Da schreib' ich Zahlen in den Wind, ins Meer —
Des Buches Ordnung ist kein Steuerruder —
Die schönsten Zahlen spült die Welle fort;
Im Hafen nur, im Hafen kann man rechnen.
(Er steht auf, macht einen Gang durchs Zimmer und nimmt dann ein ein anderes Buch vom Tisch.)
Viel lieber les' ich hier dies kleine Buch!
Die Bilder, Statuen, das neckende
Versteckte Spiel muthwilliger Gewässer,
Die Bauten, alles das steht wirr und bunt
Hier auch verrechnet in den Ankaufspreisen —
Und viel zu hoch nach dem Tarif der Börse!
Was sprecht Ihr nur vom Preise eines Bildes
Und klagt, daß sich die Künstler überschätzen?
Kann man ein Bild nach seinem Werthe zahlen?
Was man an einem Bild bezahlt, ist nicht

Die Farbe, nicht die Leinwand, nicht die Zeit,
Die es gekostet, selbst der Genius nicht,
Der es geschaffen; — denn der Genius gäbe
Viel lieber seine Arbeit als Geschenk —
Was man bezahlt, ist der Besitz des Bildes,
Dies heimlich stille, trauliche Gefühl,
(er nähert sich einem Bilde und betrachtet es)
Das Schöne für sich selber zu genießen,
Für sich allein, gestört von keinem Auge,
Von keiner blinden Neugier angeredet,
Von keinem halben Kennerwort gestört;
Nur Eines in der ganzen Welt, wie dies!
Hier, wo sich Alles ewig wiederholt,
Ein schönes Etwas einmal nur vorhanden,
Und dieses Eine, Aechte, Allbekannte,
Wie die Geliebte, heilig, unentweiht,
Nur uns gehörend, uns nur hingegeben —
Da sprechen diese Menschen noch von Zahlen!

Judith (erscheint). Ich such' Euch, Vater, und ich find' Euch nicht.
In diesen Bilder scheint Ihr wie verloren.
Ihr seht so trübe —

Manasse. Schein' ich's, bin ich's nicht.

Judith. Die Opfer haben Euch ermüdet, die
In diesen schweren Tagen Ihr gebracht?

Manasse. Man ist nur glücklich, weißt Du ja an Dir,
Durch fremden Schmerz —

Judith. Den Ausgestoßenen,
Den Alles flieht, der selbst die heil'ge Schwelle
Des Hauses seiner Mutter nicht betritt,
Ihr bergt ihn vor der Wuth des Fanatismus,
Laßt ihn in unsrer Villa friedlich wohnen

Und fügt Euch selbst, ihn Euern Sohn zu heißen!
Die Menschen nennen Euch den kalten Weltmann
Und hart erscheint die Schale Eures Wesens —
O kennten sie den Kern, den weichen, edlen!

Manasse. Du hebst mich viel zu hoch, mein gutes Kind!
Daß ich Acosta schütze, thu' ich nicht
Um ihn; denn ich gestehe Dir, ein Geist,
Der sich nicht fügt dem allgemeinen Wesen,
Bleibt mir befremdlich und ich lieb' ihn nicht.
Dir ist er werth, Du hast es laut bekannt
Mit wildester Verletzung aller Pflichten —
Ich mag die Scene mir mit Worten nicht
Erneuern —

Judith (bei Seite). Und ich lebe nur in ihr!

Manasse. Nach Uriels Widerruf weiß man, daß ich
Dem Unbegüterten die Hand der Tochter,
Weil sie ihn liebt, nicht weigern will — warum
Ich schwach bin, fühlst Du wohl, mein Kind!

Judith. Um mich!
Um Euer sanftes, mildes Vaterherz —
Und auch um Euch, um Euer Menschenherz!

Manasse. Da irrst Du, Kind! Die Menschen haſſ' ich nicht —
Doch hab' ich auch den Drang nicht, sie zu lieben.
Ich lernte sie von einer Seite kennen,
Dich mich gezwungen, nur mir selbst zu leben.
Du warst noch Kind, vor fünfzehn Jahren war's,
Da stand an einem Morgen an der Börse:
Manasse Vanderstraten ist gefallen!
Mit großen Lettern stand es an der Börse:
Manasse Vanderstraten ist gefallen!
Ein wenig Mitleid, manche gute Lehre,

Ein Seufzer hier, ein Achselzucken dort,
Mehr fand der Scheiternde am Ufer nicht.
Judith. Nicht meine Mutter, Vater?
Manasse. Deine Mutter!
Gesegnet sey ihr Angedenken! Ja!
Sie gab mir Muth zu neuer Thätigkeit.
Sie sah noch einmal unsre Sonne lächeln —
Sie starb im Glück — erschöpft von jener Kraft,
Die künstlich sie der Welt zur Schau getragen.
Der kalten Welt! Ha, dies Gefühl des Elends,
Daß man allein nur sich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt,
Daß wir nur selbst, ein Weib, ein Kind vielleicht
Die Schmiede unsres Glückes sind — o sieh!
Da hab' ich mir mein Leben in den Bann
Des eigenen Behagens eingepferchet
Und leide bitter, wenn mir so die Welt,
Die wirkliche, ans stille Fenster pocht.
— — —

(De Silva erscheint.)

Manasse. Daß Ihr erscheint, ich danke Euch dafür —
Ihr wollt den Frieden meines Hauses fördern.
Nicht Klage, Silva! Auch nicht Vorwurf, Schwager!
Silva. Ihr flieht
Den Schmerz beständig, wunderlicher Mann,
Und eben deshalb läßt er nie Euch los.
Manasse. Habt Ihr gesprochen mit dem Rath der Drei?
Silva. So eben komm' ich von der Synagoge.
Manasse. Ist Alles fertig für den Widerruf?
Ich wünschte, diese Dinge gingen rasch,
Damit das böse Blut sich nicht versetze,
Sich nicht der Groll des Wahnes mehr verhärte.

Silva. Ihr scheltet das, was mir der Glaube heißt.

Manasse. Auch diese Feindschaft, die mir Fallen legt,
Auch diese Rachsucht wäre Glaubenssache?
Jochai's ganzer Anhang grüßt nicht mehr.
Ich habe auf der Börse wohl gemerkt,
Daß man die Stellen aufsucht, wo man glaubt,
Daß ich am leichtesten verwundbar bin.
Wenn man den Kaufmann in die Enge treibt,
Ist er verloren —

Silva. Habt Geduld und hofft!

Manasse. Geduld und Hoffnung da, wo Augenblicke
Ein ganzes Leben mir zerstören können?
(Leidenschaftlich)
Wenn mich Jochai stürzen will — dann —

Silva. Schwager!

Manasse. Genug davon! Nur Eile! Hört Ihr? Eile!
Ihr werdet mit Acosta reden — sagt,
Was er an Formeln zu beachten hat,
Damit uns nicht der ganze Schwarm der Meute,
Von Priestern aufgehetzt die Masse droht —
Ich geh' — Acosta kommt — sprecht Ihr mit ihm!
Und sagt, de Silva, wir sind unter uns,
Ihr liebt doch selbst die Priester nicht von Herzen,
Wie ist es möglich orthodox zu seyn!
Wie möglich, daß man durch Philosophie
Den alten Wust sich selber construirt
Und wieder ankommt, wo man ausgegangen!
Als Kind, ja wohl, da will ich gerne glauben,
Im Glauben wäre zweimal zwei gleich fünf;
Doch geht mit der Philosophie, wenn sie
Im Kinderglauben ein Geheimniß findet
Und, zweimal zwei sey fünf, beweisen will!

Verzeiht, ich muß mit meinen Schreibern rechnen;
Da kommt das Einmaleins mir der Vernunft
Beiläufig so in die gesunden Sinne. (Ab.)

Silva (für sich). Mit Zahlen will er Gottes Größe
messen!

Uriel (erscheint in der Thüre). Ich bin's, de Silva! Darf sich
der Verfluchte
Dem Anwalt der gerechten Seelen nahn?

Silva. Das Heiligste, die Pflicht, ist leider das,
Was wir am öftersten in uns bekämpfen
Und meistens wider Willen thun. Acosta,
Nicht gerne hab' ich Euch verurtheilt.

Uriel. Wohl,
Ich weiß! Ihr ließt mir einen Ausweg offen,
Den einzigen, den ich nicht wählen durfte.

Silva. Mich rührt's, daß Ihr doch noch für Juda fühlt,
Sind mir auch Eure Gründe allzu weltlich,
Wie Judiths Liebe fast mir teuflisch scheint.
Genug! Ich soll Euch als Verwandten grüßen,
Und um so lieber biet' ich meine Hand,
Als ein Talent, ein reichbegabter Geist
Für Amsterdam dadurch erhalten bleibt.

Uriel. Wo seh' ich eine Möglichkeit, de Silva?
Beglückt bin ich von eines Engels Liebe —
Doch darf ich nehmen, was ich zu behaupten
Kein einziges erlaubtes Mittel kenne?

Silva. Doch! Doch! Ich komme von dem Rath der Drei.
Die Sitzung war für Eure Sache günstig,
Den Schwiegersohn Manasse's Vanderstraten
Wird man zum Acte der Versöhnung nicht
Mit allzuschwerer Prüfung vorbereiten.

Ihr seyd erwartet. Schreitet unerschrocken
Hinaus auf die verbotnen Plätze! Klopfet
Dreimal ans äußre Thor der Synagoge
Und laßt den Schwarm des Volks Euch nicht verdrießen!
Nach kurzem Harren wird ein Diener kommen
Und Euch in Prüfungshaft zum Oberrabbi
Akiba führen — dies des Rathes Vorschrift.

Uriel. Ich hör' Euch an und höre staunend wieder —
Man hat mich Euch zu grüßen aufgefordert,
Deshalb bin ich gekommen. Wovon sprecht Ihr?

Silva. Von Eurem Widerruf.

Uriel. Wovon, de Silva?

Silva. Ihr stellt Euch so befremdet an und wißt doch,
Daß nur der Widerruf vom Bann befreit.

Uriel. Der Widerruf? Befremdend Wort, das bebend
Kaum über meine Lippen geht! De Silva,
Wer heut Euch denn gesagt, daß ich erwarte,
Von diesem Banne mich befreit zu sehn?

Silva. Acosta! Sammelt, bitt' ich, Eure Sinne!
Soll Euer Wahnwitz für Charakter gelten?
Dem Ausgestoß'nen seine Tochter geben
Heißt selbst sich um den Namen Juda bringen.
Auch seyd Ihr, wenn Ihr länger hier verweilt,
Kaum ferner sicher mehr in Amsterdam —
Die Christen schützen uns, nicht Euch.

Uriel. Ich weiß es
Und überlege längst, wodurch ich mir
Mit irgend einer Menschenmöglichkeit
Mein unerlaubtes Daseyn fristen werde;
Doch habt Ihr jemals Denker Euch genannt,
Hat je ein Glanz von oben Euch beschienen,
Wie sagt Ihr so gelassen: Widerrufe!

Silva. Die Reue steht auch selbst dem Helden schön.
Uriel. Der Held bereut durch eine zweite That.
Silva. Den Irrthum zu bekennen schändet nicht.
Uriel. Mir selber bin ich irrend, Priestern nicht.
Silva. Der Priester nimmt die Reue nicht für sich.
Uriel. Ist sie für Gott, so weiß ich selbst den Weg.
Silva. O Uriel, das ist es, was ich tief
An Euch beklage — Dieses leere Pochen
Auf eine Ehre, wo nicht Ehre gilt —
Auf diese kleine Scheidemünze, die
Ihr auf das Zahlbret Gottes werfen wollt!
Dem Himmel ist die Reue wenig werth,
Sie gilt nur für die allgemeine Ordnung,
Für die gestörte Harmonie des Ganzen
Und deren Ausdruck ist des Priesters Ohr.
Nehmt doch den ganzen Bau, nehmt doch das All!
Was seyd Ihr? Sandkorn in dem großen Ganzen.
Uriel. Mir selber bin ich eine ganze Welt.
Silva. Wenn Ihr Euch aufbläht — ja!
Uriel. Das Weltall ist
Dann auch nur eine prahlerische Null.
Silva. Ihr dünkt Euch frei! Ihr pocht mit Eurem Denken —
Und forsch' ich in Natur, im Windertod,
In Frühlingsblüthen und im Herbsteswelken,
Und setzt' ich Gläser auf das Auge, daß
Den Wurm ich oben am Saturn erblickte —
So fühl' ich, daß wir nichts im Eignen sind,
Daß wir gebunden leben in dem Ganzen
Und frei nur sind in dem Nothwendigen.
Ist das einmal dem Geiste aufgegangen,
Da werd' ich auch nicht gegen das, was schon

Im Glauben unsrer Väter fest bestand,
Was tausend Jahre fest bestand, den Witz
Der eigenen Vernunft so ganz verachten,
Daß ich nicht sagte: Es kann Irrthum seyn.
Doch tausend Jahre dauert dieser Irrthum,
Hat zehnmal Tausend über Lebensschmerzen
Und Millionen übers Grab geleitet —
Hat Euer Glaube Einen schon beglückt?
Die Hand aufs Herz, Acosta! Nicht einmal
Euch selbst!

Uriel. Wohl möglich das, de Silva — möglich!
Vielleicht ist's Recht, wenn man des Blinden Stab,
Der ihn dreitausend Jahr' hindurch geführt,
Sein helles, reines, sehend Auge nennt.
Der Stab, er hilft dem Blinden suchen, tasten,
Er schützt vor Unfall ihn, er ist sein Auge.
Da plötzlich fällt ein Glanz in diese Dämm'rung,
Der Blinde sieht, er sieht mit seh'ndem Auge —
Er blickt beseligt auf zum Sonnenball,
Die Sonne blendet, ungewohnt ist Alles,
Er kann die Dinge, die er sieht, nicht nennen,
Er tastet an, was schädlich; ja er strauchelt,
Das helle junge Auge hat noch nicht
Des Stabes tausendjährige Gewöhnung,
Die dunkel ihre dunkle Welt begriff —
Doch darum, weil die Wahrheit nicht das Glück,
Das volle Glück des Lebens gleich gewährt,
Weil der erlöste Blinde strauchelt, fällt,
Darum soll er das ungewohnte Schauen
Ins grüne, neue, junge Leben Irrthum,
Des Sehens erste Freude Sünde nennen?
Nein! Wenn mein frei geworden Auge auch

Vom Glanz des Lichtes noch so sehr mich schmerzte,
Den Schmerz der Wahrheit widerruf' ich nicht.

Silva. So wandelt Euern Pfad, der Fluch folgt auf
Der Ferse. Judith wird zum zweiten Mal
De Santos nicht der Lüge zeihen können.
Sie wird dem Vater nicht die Grube graben
Und mit Euch in die Wälder ziehn! Lebt wohl!

(Zögernd).

Bei Euerm Gleichniß von der Blindheit hab' ich
An Eure blinde Mutter denken müssen —

(Will gehen und kehrt noch einmal gerührt zurück.)

Acosta, tief in unserm Volke wurzelt
Der Zauber der Familie! Sonst, o ja,
In alter Zeit auch riß sich mancher Zweig
Vom Stamm der Liebe los, wie Absalon
Von David, — später aber, im Exil,
Da wir verfolgt, da nichts uns blieb im Elend,
Als dieser Trost, daß uns doch — Kinder lieben,
Daß uns ein Vater, doch beschützt in Noth,
Ein Bruder uns doch — seinen Bruder nennt,
Da schlang sich inniger um uns dies Band
Der Ehrfurcht vor dem heil'gen Herd des Hauses.
Wir brachten Opfer unsrer Freiheit, mieden
Das schwache Vorurtheil der alten Eltern
Und warteten, nicht bis wir mündig waren,
Um dies zu thun und das unterlassen,
Wir warteten bis auf den Tod der Unsern.
Dann sind wir frei, dann sey die eigne Meinung,
Die Fahne unsrer Wünsche aufgesteckt —
Sind das nur Luftgebilde Eurem Geist,
Den fremde Leiden nicht bekümmern dürfen?
Manasse's Schmerz nicht, Judiths Liebe nicht? —

O macht es mit Euch selber aus, wer siegt,
Ob Euer Herz, ob Euer freier Geist —
Ihr müßt Euch prüfen in dem Grund der Seele,
Und was Euch edler dünkt, das thut. Lebt wohl!

(Ab.)

Uriel (allein). Ob mir die Wahrheit edler, als die Liebe?
Wohl kenn' ich Tausende, die jeden Werth
Der Seele, Adel der Gesinnung, ja
Das Vaterland und ihren Glauben opfern,
Um fortzuräumen, was nur irgend zwischen
Dem ersten Kuß von einem Mund wie Judiths
Und Allem läge, was sie selber ehrt.
Ich liebe Judith; doch ich müßte mich verachten,
Wenn wie ein blöder Schäfer aus der Fabel,
Wie ein bebänderter Amynt der Bühne
Ich schmachtete und so in Wachs zerflösse!
Erst glauben und dann widerrufen? Feige
Sich selber einen Meineid schwören? Nein!
Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.
Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unrühmlich fällt,
Der Aermste selbst, verloren in der Masse,
Erwirbt durch Ueberzeugung sich den Adel,
Ein Wappen, das er selbst zerbricht und schändet,
Wenn er zum Lügner seiner Meinung wird.
Mag auch mir raunen eine Stimm' ins Ohr:
Das Herz ist Dir gewisser als der Geist,
Die Liebe täuscht sich nicht wie der Gedanke —
Ich kann nicht anders. Ritterstolz ist das,
Was mir die Sporen in die Seite drückt

Und jede blasse Furcht zum Schweigen bringt.
Hab' ich geirrt, so irrt' ich nur der Wahrheit;
Den Priestern aber widerruf' ich nicht. (Er will rasch ab.) Man kommt!

Simon (draußen). Hier tretet ein! Dem Fräulein will ich's melden.

Uriel. Wer ist's? — Ich höre Stimmen — mich zu schauen
Ist jedem Frommen, jedem Heuchler Gräuel —

Simon (draußen). Ja hier! In diesem Saale wartet nur!

(Die Thür öffnet sich.)

Uriel (die Eintretenden erblickend). O ew'ger Gott — was seh' ich — meine Mutter!

(Esther, von Ruben und Joel geführt, tritt auf.)

Ruben. Hier ruht Euch, Mutter! (Führt sie zum Sessel.)

Esther. Ob sie kommen wird?

Joel. Ich ließ ihr unsern Namen noch verschweigen.

Esther. Daß ich sie sehen könnte —!

Uriel (stürzt vor und läßt sich ihr zu Füßen nieder). Mutter!

Esther. Du?
Du bist es — Uriel — die Hand ist Dein —

Uriel. Kannst Du den Fluchbeladnen noch erkennen?

Esther. Noch ist's Dein Haar — Dein Bart — und Deine Wange —
Und Thränen auf der Wange? Ja Du bist's —
Der Fluch hat nichts an Dir verändern können.

Ruben (trübe). Wir sind um Judith hergekommen, Bruder!
Die Mutter möchte gern ein Wesen, das
Dich liebt und ihre Liebe kühn bekannte,
Sie möchte ihre Tochter —

Uriel (aufstehend). Sehen? Ruben,
O sage sehen! Sähst Du sie mit Augen!

Esther. Schön soll sie seyn, mein Sohn, doch schöner noch,
Als ihre Reize, die verwelken werden,
Dünkt mir die Liebe, die sie Dir geweiht —
Im Unglück hat sie sich für Dich bekannt —
Uriel. Ihr seyd gemeldet? Längst schon wollte sie
Zu meiner Mutter — ich hab' sie verhindert!
Das Glück, sie mein zu nennen, wird uns nie.
Esther. Ich wußt' es wohl.
Uriel. Wie wußtest Du's?
Joel (auch niedergeschlagen). Die Mutter
Will sagen, daß der Bann Euch trennen muß.
Vom Widerrufe hat noch nichts verlautet.
Ruben. Auch deshalb sind wir hergekommen, Bruder,
Weil wir von Amsterdam mit unsrer Mutter
Uns nach dem Haag begeben wollen, künftig
An einem fremden Aufenthalt zu wohnen.
Uriel. Ihr nach dem Haag? Mit unsrer blinden Mutter?
Esther. Was thut das mir? Ich denk' im Haag, ich bin
In Amsterdam! Hab' ich doch hier so oft
Mich an den Tajo wieder heimgeträumt.
Uriel. Und warum solche Mühsal? Warum reisen?
Joel. Vergebung — theurer Bruder!
Esther. Sagt es nicht!
Ruben. Der Handel, den vom Vater wir geerbt,
War rasch emporgeblüht —
Uriel Du selbst Sensal
Und Zwischenhändler an der Börse!
Ruben. Jetzt —
Uriel. Man ist Euch feind — um mich?
Joel. Es zeigt sich so.
Weil man es fühlt, daß Dich und Deinen Geist

Der Bannfluch wenig drücken wird und hindern,
So läßt die Feindschaft nicht, doch irgendwo
Die Wirkung ihres Sieges zu verspüren.
Da trifft es uns.

Esther. Nicht mich, mein Sohn — nicht mich!

Ruben. Im alten Wirken sind wir wie gelähmt,
Man weicht uns aus, man steht uns keine Rede,
Ein Jeder fürchtet sich uns nur zu grüßen;
Von Handel, von Geschäften kann dabei
Nicht ferner Gutes zu erwarten stehn,
Und so sind wir entschlossen auszuwandern.

Uriel (für sich). O Ahasveros!

Esther. Gerne will ich wandern
Und ging' es, wie vor Jahren, übers Meer.
Was aber hilft es! Uriel, Du kannst,
Wo Juden wohnen, keine Freistatt finden.
Und wenn ich sterbe, immer hab' ich doch
Gedacht, wenn die, die sehen können, sterben,
So bricht ihr Auge — meines, hofft' ich, würde
Dann einmal noch in alter Helle glänzen,
Noch meine Kinder sehn — Dich aber werd' ich
Mit seh'ndem Aug' im Tod vergebens suchen.

(Uriel wendet sich gerührt abwärts.)

Manasse's schönes Kind bleibt lange aus.

Joel. Es gehen Thüren —

Ruben. Horcht, ein rauschend Kleid.

Judith (tritt auf). Ihr habt nach mir verlangt, Ihr werthen Herren?
Und jene greise, würd'ge, blinde Frau? —

(Steht eine Weile sinnend)

Acosta — das ist? — (Mit freudiger Spannung) Unsre Mutter!
(Küßt ihr die Hände.)

Esther. Nein!
Laß mich Dir selbst die Stirne küssen, Engel!

Judith. Längst hätt' ich Euern Segen schon erfleht,
Aus Euerm Angesichte mir das Bild
Des besten Sohnes ausgefunden —

Esther. Recht!
O lob' ihn mir — ich liebe Dich dafür.

Judith. Noch werden All' ihn einst bewundern, Mutter,
Bis dahin hat er uns!

Esther. O klingt das süß!
Ein Schimmer nur von Dir ins dunkle Auge!
Und nun, wenn mich der Tod ereilen wird,
Darf ich ihn nicht einmal an Dich vererben!

Judith. Nicht an sein Weib?

Esther. Sein Weib? Wirst Du sein Weib?
Betrübe Deine Eltern nicht, mein Kind!
Flieh' nicht mit ihm! Dein Vater hat nur Dich!
Nur eine einz'ge Tochter hat Manasse.

Judith (aufschreckend). Versteh' ich? Uriel? Du wolltest nicht! (Sie blickt ihn lange mit zitternder Verzweiflung an.) Verzeihe Himmel!
Daß ich geglaubt, es würde diese Erde
Für so viel Liebe schon beglücken können!
(Sie sinkt zu den Füßen Esthers.)

Uriel (kämpft furchtbar mit sich selbst. Für sich). O sprachst Du wahr, de Silva! Ja es wurzelt
In unserm Volk tief die Familie!
Was schweigt Ihr? Redet! Foltert mich nicht so!

Judith. Mutter, wir werden nicht geliebt!

Uriel (schmerzlich aufblickend). Ein Pfeil steckt mir

Im Herzen — schreien möcht' ich wie ein Thier —
O seht mich nicht so bittend an! Die Thränen,
Die Ihr vergießt in Euerm herbsten Leid,
Sind Freude gegen meine trocknen Augen.
Ihr schweigt? Ihr blickt mich seufzend an? Erwartet
Von mir die eine That, die schmerzlichste?
Dem Herzen soll ich opfern meinen Geist,
Der Liebe meine heil'ge Ueberzeugung?
Du Stolz, was bäumst Du Dich so wild empor?
Du borstig Ungestüm, fletsch' nicht die Zähne —
Sey Wurm! Mensch, Thier, duck' unter — unter — unter!

(Er faßt krampfhaft nach dem Herzen, als empfände er einen ungeheuern Schmerz).

Gebt Rettung vor dem stummen Blick der Liebe!
Wer schützt mich vor den stummen Augen? Schließt
Die Augen! Blinde Mutter, schließ' die Augen!

(Er reißt sich mit gewaltigem Entschlusse los.)

Die Augen — ich thu's — ich thu's —

(Er schwankt rückwärts an die Thüre, ab.)

Judith (freudig). Er geht um seine Mutter.

Esther. Er geht
Um Dich.

Joel. O segne Gott den Augenblick!
Er widerruft —

Esther (rasch hinterher). O, laß mich! Laß mich, Kind —
Ich muß ihn küssen — Uriel, mein Sohn!
Laß mich zu ihm! Wo bist Du — Uriel —?
Wer hat den Muth, sich seinen Feind zu nennen?
Wer rühmt sich edlern Sinnes? Judith,
Wir wollen rufen auf der lauten Gasse:
Dies ist ein Sohn, der seine Mutter liebt!

(Folgt Uriel rasch. Joel und Ruben führen sie.)

Judith (allein am Fenster). Er ist im Hof — im Mantel
kaum verhüllt,
Mit bloßem Haupte stürmt er wild dahin —
Er stutzt — O Gott — er wendet seinen Fuß —
Er zögert — diese Straße dort — rechts oder links?
Er geht — er geht den Weg zur Synagoge!
(Sie entfernt sich vom Fenster.)
So plötzlich das? Und doch vielleicht um mich?
So plötzlich und vielleicht zu rasch — O Himmel,
Wenn er's bereute! — Faßt es mich nicht bleiern?
Und eine Stimme will mir drohend sagen:
Ist denn das Weib des Mannes ew'ger Fluch,
Seit Anbeginn der Welt ihn schon verkleinernd?
Sein Blick war matt wie eines Sterbenden —
Kalt seine Hand, die Kniee zitterten —
(Stürzt ans Fenster und ruft hinaus.)
Laß ab! laß ab, Acosta — thu' es nicht!
Acosta, nein! Nein! Nein! Es ist zu spät!
Verhängniß strafe gnädig unsre Schuld!

(Ben Jochai tritt rasch auf).

Judith. Wie? Ben Jochai —?
Jochai. Ben Jochai, Judith.
Judith. Was wollt Ihr hier? Wie kommt Ihr so zu mir?
Jochai. Noch sind des Hauses Thüren mir bekannt —
Ich suchte Euch und fand mich bald zurecht.
Judith. Mehr ein Gespenst glaub' ich in Euch zu sehn —
Warum erscheint Ihr? — Was erschreckt Ihr mich?
Jochai (ihr ganz nahe tretend). Wenn Ihr vor mir erschreckt,
ist's meine Schuld?
Nur vor Euch selber hättet Ihr zu zittern.
Judith. Hinweg! Was heftet Ihr Euch so an mich — — —
Verlaßt dies Haus!

Jochai. Dies Haus verlassen? Judith,
O sagt, ob Ihr das in den Sternen wohl
Mit Uriel Acosta lesen konntet?
Dies Haus ist mein! Der Boden da, auf dem
Ihr angewurzelt vor Entsetzen steht,
Ist mein — die Bilder, Statuen, die Villa,
Wo Ihr das Band der Treue mir gebrochen,
Ist mein, — mein sag' ich — Alles! —
(Manasse tritt während dem blaß und verstört herein.)

Judith. Vater!
Befreie mich von diesem Teufel hier!

Manasse (stöhnend). Du kommst zu früh, Du Handelskünstler Du!
Noch athm' ich in der Schlinge —

Jochai. Nur drei Tage!

Judith. Drei Tage, Vater?

Jochai. In drei Tagen hab' ich
Die Kraft zu sagen, Judith war schon einmal
Und ist jetzt wieder eines Bettlers Tochter!

Judith. Gerechter Gott! Mein Vater stirbt!
(Sie hält Manasse.)

Jochai (mit Nachdruck). Nein, Nein!
Drei Tage habt Ihr Zeit, aus Euerm Marmor
Euch Gold zu schlagen, Vanderstraten! Wohl,
Ich wünsch' es, daß er sich ergiebig zeigt.
Doch wenn der Stein nur Stein, wenn Eure Bilder
Dem Handel nur beklexte Leinwand dünken,
Dann dankt der Tochter, daß Ihr Euch zum Eidam
Gleich einen Philosophen habt erwählt.
O denkt nicht etwa, Judith, daß ich grolle!
Er spart mir, meinem Blute zu gehorchen,
Erspart mir diese Freude an der Rache —

Und reicht die Hand — Ihr wißt es, was ich meine,
Reicht jetzt die Hand zu friedlicher Entscheidung. (Ab.)

Manasse. Fluch diesem bösen Buben! Komm, mein Kind:
Nur feig die Waffen selbst nicht strecken! — Ruhe
Und tiefstes Schweigen gegen Jedermann —!
Vielleicht beschwör' ich noch dies dunkle Wetter,

(Judith führt ihn ab.)

Vierter Aufzug.

(Im Tempel.)

Santos und de Silva.

Silva. Und Niemand ward inzwischen eingelassen?
Santos. Er blieb allein, wie das Gesetz es will.
Als er ans Thor der Synagoge pochte,
Hat er den Finger Gottes wohl erkannt.
Silva. Mit Steinen wirft der Finger Gottes nicht.
Santos. Doch in dem Zorn des Volkes mußt' er fühlen,
Was er zu fühlen selbst sich nicht gestand.
Verhöhnt, ohnmächtig, mit zerriss'nen Kleidern,
Sank er im Hof der Synagoge nieder.
In Einsamkeit, von Allem abgeschnitten,
Was die Betrachtung hätte stören können,
Erwartet er Befreiung und Versöhnung.
Silva. Daß er die eine wie die andre fände!
Vom Krankenbett der Mutter ward ihm nichts
Gemeldet?

Santos. Seine Brüder wünschten Einlaß:
Doch hätt' ihn die Gefahr der Mutter ängst'gen,
Als Folge seines Fluchs erscheinen können —
Silva (bei Seite). Großmüth'ge fromme Vorsicht das!
Santos. Auch Judith,
Manasse's Tochter, die Prophetin Baals,
Die meinem Fluch die Spitze biegen wollte,
Bat oft um Einlaß —
Silva Auch zurückwiesen?
Ganz Amsterdam erfüllt die Schreckenskunde
Vom zweiten Sturz Manasse Vanderstratens,
Jochai hat es wohl verstanden, sich
Mit künstlichen Umstrickungen als Sproß
Des reichsten Handelshauses ihm zu zeigen.
Ein träumerisches Leben hat mein Schwager
In seinen Bildern, seinem Park geführt
Und im gewohnten Gleise, sicher, sorglos
Trug ihm sein Pfund die immer gleiche Rente.
Da plötzlich stellt der junge Handelskünstler,
Der abgewies'ne Schwiegersohn, ihm Fallen,
Die man in London, in Venedig lernt,
Wenn man mit einem Pfiff die Handelswelt
Auf eine einz'ge Kasse hetzend jagt.
Mein Schwieger unterliegt — und Ben Jochai,
Von Liebesgluth entzündet trotz der Rache,
Will jetzt den Jammer, die Verzweiflung nutzend,
Die Hand zu friedlicher Entscheidung bieten.
Und welche kann dies seyn? Darf Judith zögen,
Dem Vater sich zu opfern? Muß sie nicht
Das furchtbar Schmerzliche, Verrath des Freundes,
Muß sie den eignen Tod nicht bieten können,
Um den zu retten, der nicht leben kann,

Wenn er in seinem Glücke nicht mehr lebt?
Das Alles, Alles habt Ihr ihm verschwiegen?

Santos. Die Prüfungszeit verbietet mit der Welt
Jedweden, selbst den schriftlichen Verkehr.

(Ein Diener bringt einen Brief.)

Diener. An Uriel Acosta dieser Brief.

Santos. Ihr wißt, daß er nicht angenommen wird.

Diener. Sein Bruder war es, der ihn brachte, Ruben;
Er bittet flehentlich, ihn abzugeben.

Santos. Nehmt nur den Brief zurück — nichts ist's erlaubt,
Daß eine Botschaft in die Zelle dringe,
Wo Reue sich zur Buße vorbereitet.

(Diener geht mit dem Brief ab.)

Silva. Wo stände das geschrieben? Ihr verhindert,
Daß sich ein stiller Seufzer zu ihm stiehlt?
Von Judiths kummervollen Nächten soll,
Vom Sturz Manasse's nicht ihm Kunde werden?
Ihr wißt, er widerruf um seine Mutter,
Er widerruft um seine Braut, de Santos!
Was ein verzweifelnd Herz der Liebe, was
Im Tod ein Mutterherz zu melden hat.
Es ist nicht ehrlich, das ihm zu verschweigen.

Santos. Seht dort den Greis Akiba, den der Glaube
Noch neunzigjährig wie verjüngt! — Acosta
Wird aus des Rabbi Hand das Formular
Des Widerrufs empfangen. Gehet draußen
Einstweilen zu der betenden Gemeinde!
Nach wenig Stunden stillt Ihr Eure Sehnsucht.

— — —

(De Silva ab.)

(Rabbi Akiba, ein hochbetagter Greis, geführt von zwei jüngern Rabbinen, und Rabbi van der Embden mit einer Pergamentrolle treten auf.)

Akiba (den man zu dem Ehrensessel an den Tisch geführt hat).
Bringt Ihr den Widerruf, van Embden?

Embden. Hier,
Ehrwürd'ger Ben Akiba — abgeschrieben
Auf diesem Pergament!

Akiba. So laßt mir denn
Den Reuigen zum letzten Male beichten!
Setzt Euch um mich und glaubt, das Alles war
Schon einmal da.

Santos. Acosta seh' ich kommen.

Akiba. Das war schon Alles da. Setzt Euch Rabbinen!
Van Embden soll dabei die Feder führen —
Das bloße Wort verfliegt in Luft und Lüge.
Das war schon Alles da — glaubt mir, Rabbinen!
Epikuräer, Spötter, Glaubensspalter —
Die Jugend denkt, das wären Neuigkeiten —?
Es war schon Alles da — glaubt mir, Rabbinen —
In unserm Talmud kann man Jedes lesen,
Und Alles ist schon einmal dagewesen.

(Uriel tritt blaß und verfallen auf.)

Setzt Euch, Acosta! Drüben steht — nicht wahr,
Dort drüben steht ein Stuhl, Rabbinen? Wie?
Setzt Euch, Acosta! wißt, ich zähle neunzig —
Und neunzig Jahren, denen sieht man wohl
Die müden Füße — nach — die müden Füße!

Santos. Ihr habt die kürzre Frist begehrt, Acosta —

Akiba (beleidigt). Laßt mich, de Santos — Ben Akiba hat
Mit Uriel zu reden — Alles dagewesen.
Seht denn, mein junger Uriel Acosta —

Zwei Wege gab es immer für die Zweifler,
Wenn sie des Zweifelns überdrüssig wurden —
Der eine Weg der Reue kurz, doch streng,
Der andre milde, doch von läng'rer Dauer.

Uriel. Ich will den kurzen! Tödtet mich! Nur rasch!
Ich will mich nicht besinnen, wie ich sterbe.

Akiba. Was eilt Ihr so? Mit Euern jungen Füßen,
Die lange wandern können bis Ihr ruht,
Die lange halten bis zum letzten Halt?
Die Reue ist ja nicht für uns, sie ist
Für Dich! Was eilst Du so in wildem Sturm?
Um mich brauchst Du die schnelle Reue nicht!
Wenn ich sie nicht mehr sehe, sieht sie Gott.

Uriel. Soll ich denn immer, ewig wiederholen,
Was ich schon viel zu oft Euch zugestand?

Akiba. O wohl! Ich weiß, auf Fasten, Reinigung,
Auf Talmudlesen habt Ihr kein Vertrauen —
So war es immer, immer war es so —
D'rum frag' ich Dich zum letzten Mal, Acosta,
Fühlst Du aus Deines Herzens tiefstem Grunde,
Daß Du in Deinem Buche Gott gelästert?

Uriel. Den Gott, der nur ein Gott der Juden wäre,
Den hab' ich nie verstanden, oft beleidigt —
Im Protokolle steht es schon geschrieben.

Santos. Nur doppelsinnig, trügerisch und falsch
Ist Alles, was Du zugestanden hast:
Sophisma ist's, — beweise, was Du glaubst!
Beweise, was zu glauben Du uns täuschest!

Akiba. Beweise, Santos? Ueberlegt! Beweise!
Ihr müßt nicht drängen in den kranken Mann!
Wie kann man, was man glaubt, beweisen wollen!
Beweise für die heil'ge Offenbarung?

Vergebt, de Santos — manchmal sprecht Ihr selbst
Wie ein Epikuräer! Wie, Beweise!
Bewiesen ist die Sonne, weil sie scheint,
Bewiesen ist das Feuer, weil es brennt,
Bewiesen ist die Offenbarung Gottes,
Weil sie in unserm Bund geschrieben steht.
(Zu Santos) Von Euch nicht — (zu Acosta) nicht von Euch will's ich's bewiesen.

Embden. Dann einfach sag' uns, was Du glauben willst! —

Uriel (rasch). Ich sagt' es ja — ich sprach es Euch ja nach,
Daß Gott die Juden sich zumeist erwählt,
Nur ihnen sich gezeigt von Angesicht,
Nur ihnen menschlich sich verständigte,
Nur ihnen sprach, nur ihnen Zeichen gab,
Nur ihnen eine Offenbarung schrieb,
Wo jedes Wort und jedes Lesezeichen
Als göttliche Vernunft zu nehmen ist.
Ich glaube, daß mein Geist mich irre führt,
Daß wir Buchstaben nimmermehr zu deuteln,
Am Worte Gottes nicht zu meistern haben —
Ich glaube das, ich wiederhol' es hier —
Ich glaub' es glaubend, dankend Euch von Herzen,
Daß Ihr es zu beweisen mir erspart.

Santos (zu Akiba). Nur Trotz zeigt dieses Zugeständniß.

Akiba. Nimm
Den langen Weg, dann wird, was Du bekennst,
Ins innre Herz Dir fließen von der Zunge.
O wähle doch den langen Weg, Acosta!
Es wird Dir Friede gießen in die Brust,
In Deine kranke Seele, guter Sohn!

In solchen Zweiflern, wie Du bist, Acosta,
Steckt nur der allzuwilde Drang des Forschens.
Im Talmud hat es Viele schon gegeben,
Die irre wurden durch zu vieles Wissen.
Da war ein großer Zweifler schon, mit Namen
Elisa Ben Abuja, Schüler selbst
Von einem unsrer weisesten Rabbinen,
Und Rabbi Mechir wieder war sein Schüler.
Und weil er zweifelte, (steht auf) ward er verflucht.
Elisa Ben Abuja war wie Du,
Man scheute sich den Namen auszusprechen
Und hieß ihn Acher — Acher heißt der Andre,
Der Andre nur, so schreibt von ihm der Talmud —
Der Andre hieß Elisa und es stieg,
Als er gestorben, dunkel aus dem Grabe,
Ein ew'ger Rauch — das Grab, es rauchte, — bis
Sein Schüler Rabbi Mechir linderte
Die Ruhe seiner Seele durch Gebet,
Er betete, der Schüler für den Meister,
Und aus dem Grabe rauchte es nicht mehr;
Ein solcher Acher bist Du — Es war Alles da.
(Setzt sich.)

Uriel. Hab' ich den Ruhm der Neuheit denn begehrt?
Der Rauch des Acher ist die Feuerseele,
Der Flammengeist, den Ihr mit ihm begrubt!
Ein Acher bin ich selbst, ich bin der Andre,
Der ewig Andre; denn im Anderssseyn
Liegt die Gewähr des ewigen Entstehens.
Und wie der Talmud doch zu deuten ist,
So hört! Ein Acher, dünkt mich, lebte nie!
Der Acher ist das Bild des reinen Denkens,
Denn nur im Andern seh' ich wie ich bin,

Im Andern fühl' ich meine eigne Wahrheit,
Im Andern lern' ich meine Unterscheidung,
Das Andre ist des Zweifels heiligstes
Symbol. Der Zweifel ist des Glaubens Nahrung —
Und jeder Denker muß sich Acher seyn,
Und wie der Talmud kluger ist denn Ihr,
So giebt er Achern, der ein Bild nur ist,
Der nie gelebt hat, einen großen Lehrer
Und einen größern Schüler, beide fromm.
Denn nur aus Zweifel kommt ein frommer Glaube.

Akiba (steht auf und sieht Uriel starr an). De Santos! —
Hab' ich recht gehört — es hätte —
Elisa Benabuja nie gelebt?
Ein Wirkliches, ein Mensch, im Talmud lebend,
Der wäre nur ein Bild, nur eine Mythe, —
Und was der Glaube fest umfangen hält
Wie Fleisch und Bein, leibhaftig wie zum Sprechen,
Das wären Wolken, Dunstgebilde, die
Erst später menschlich sich gestaltet hätten? —
Nein, das ist eine Meinung, noch zu neu
Und wohl zu sühnen, da sie nie gewesen —
Gebt ihm des Widerrufs Formular!

Santos (giebt Uriel das Papier). Euch beugt das Schicksal
nur, die Demuth nicht.
Von dem, was Eure Lippen hier bekennen,
Weiß Euer Geist nichts, der im Argen bleibt.
Dort auf dem Tabernakel les't die Sünden,
Der Ihr Euch zeiht mit künstlicher Verstellung
Vor allem Volke, das sich schon versammelt.

Uriel. Versammelt? Vor dem Volk?

Akiba. Les't erst allein,
Was Ihr mit fester deutlicher Betonnng

Vor der Gemeinde zu bekennen habt!
Ei! Ei! Der Acher nie gelebt? Acosta,
Ihr lebt doch! Warum soll denn Ben Abuja
Nur Mythe seyn?

Uriel (verzweifelnd). O nur zu wahr! Ich lebe!

Akiba. Nun seht! Dann hat der Acher auch gelebt!
Ja, ja, mein Sohn: geht hin und widerruft,
Nur um im Denken nüchterner zu bleiben —
Und leset fleißiger daheim im Talmud!
Es haben alle Zweifler widerrufen,
Und was auch einer noch so Kluges fand,
Es war die Blüthe eines frühern Keims —
Das Neue nur ist droben! Hier war Alles
Schon einmal da — schon Alles dagewesen —
(während er abgeführt wird)
Und fleißig Talmud lesen — junger Acher!
(im Abgehen murmelnd)
Schon dagewesen — Alles dagewesen.
(Santos und Embden folgen.)

Uriel (das Pergament betrachtend). Entehrendes Geständniß
Du stehst treuer
Auf diesem Pergamente nicht gemalt
Mit schwarzen Dolchen, Pfeilen, Vipernzungen,
Als hier in meiner Brust mit rothen Wunden!
Kein Balsam wird mir diese Wunden heilen,
Und heilte sie vielleicht die milde Zeit,
So werden die zurückgeblieb'nen Narben
Mich nicht wie eines Kriegers Narben ehren.
In meinem Kerker war es diese Nacht,
Als säh' ich meine Mutter. Sanft und linde —
Hat sie mich trösten wollen — und zur Seite,,
Verklärt von einem blendend weißen Lichtglanz,

Stand Judith — Ich erwachte — Kalt begrüßten
Mich wieder meine nackten Kerkerwände
Und zornig faßt' es mich, wie Galilei —
Ja Galilei! Als Du auf der Folter,
Die Erde stehe still, beschwören mußtest,
Da sprangst Du, wie die Schrauben nachgelassen,
Empor und riefst den Cardinälen donnernd
Dein stolzes Wort: Und sie bewegt sich doch!
Und dieses „Sie bewegt sich doch" will mich
Seitdem nicht mehr verlassen, immer, immer
Klingt mir's im Ohre: Sie bewegt sich doch, —
Und sie bewegt sich doch —

(Hinter der Scene beginnt ein heiliger Gesang.)

Ha! diese Stimmen!
Accorde unschuldvoller Kinderseelen!
Nicht wissend singen Kinder Rachepsalmen —
Muß es denn seyn? Allmächt'ger Gott dort oben,
Wie ist Dir das, wenn ich mich krümme — kann
Kein Arm herniederlangen aus dem Nichts?

Ruben (hinter der Scene). Ich muß — laß mich zu ihm — ich muß!

Uriel. Das ist
Die Stimme meines Bruders!

Ruben (von links auftretend). Uriel!

Uriel. Bruder,
Nicht vor der Schmach, nein nach ihr brauch' ich Liebe!

Ruben. Man will den Eingang uns zu Dir verwehren,
Den Brüdern ihres Bruders Anblick rauben —
Laß ab! Im Namen der Verwandten komm' ich —
Wir wollen dulden, wollen Dich nicht drängen
Zum Widerrufe! Thu' ihn nicht um uns!

Uriel. Der Mutter hab ich's feierlich gelobt.

Ruben. Der Mutter! O der lebenden! Doch noch
Ihr letzter Blick, der Dich vergebens suchte
Und der in blinder Nacht gebrochen ist —

Uriel. Die Mutter todt? Todt unsre Mutter? Todt?

Ruben. Den Brief, den ich Dir schrieb, empfingst Du nicht, —
So macht' ich mir gewaltsam Bahn zu Dir —
Ja, Bruder, unsre Mutter ist nicht mehr,
Wo Menschenfluch uns schaden kann!

Uriel. Nicht mehr! — —
Und doch, — kann sich durch solchen Schmerz ein Trost,
Ein Lächeln noch durch solche Thränen stehlen,
So möcht' ich danken dem Geschick, daß sie
Gesühnt mich glaubte, eh' ich's wirklich bin,
Und starb, eh' ich erlitten, was ich leide —

Ruben. Laß ab! Wir ziehen nach dem Haag und suchen
Uns dort ein neues Glück —

Uriel. Was sprichst Du —! Wie
Vermag ich abzulassen! Weißt Du doch,
Mein Herz gehört nicht mir in beiden Hälften;
Die Mutter gab die eine mir zurück —
Die andre —

Ruben. Judith? —

Uriel. Hörst Du, Bruder? Horch!

(Der Choral hört auf. Widderhörnerton.)

(Man sieht die Synagoge. Auf dem Tabernakel sitzen: Santos, Embden und zwei Rabbinen.)

Santos. Ich lade Dich vor diese Schranken, Uriel
Acosta! Israel harrt Deiner Buße!

Ruben. Nein, Bruder! Judith —

Uriel. Laß, Du sprichst ihn aus,
Den Namen, der mein Schicksal werden muß!
Jetzt gieb dir Muth, du feiger Fuß, und schreite,

Nicht rechts, nicht links, nach Christus, Sokrates,
Nach Hussens Feuertod nicht neidisch schielend,
Empor zum dreimal blut'gern Tod der Schande!
(Er geht entschlossen die Stufen hinauf.)

Ruben. O schaudervolle Wendung des Geschicks —
Er weiß es nicht, was sich jetzt eben
Im Hause Vanderstratens muß entscheiden!
Er widerruft um eine Mutter, die
Ihm stirbt! Um eine Braut, die — jetzt vielleicht —

Santos. Hör', Israel, und jauchzet alle Lande.

Uriel (liest aus dem Pergament). Ich Uriel Acosta, von Geburt
Ein Portugiese, Jude meines Glaubens —
Gestehe hier vor Gottes Auge, daß
Ich seiner Gnade mich unwürdig fühle.
Als Knabe schon bekannten meine Lippen
Den Christenglauben, den mein Herz verwarf;
Dann Jakobs Glauben wiederum bekennend
Mit äußerm Schein und heuchelnder Verstellung,
War ich nicht Christ, nicht Jude, haßte Beide,
Insonders aber haßte ich mein Volk.
Was ihm nur heilig ist, hab' ich verhöhnt,
Mit Lust gethan, was das Gesetz verbietet.
Wo des Verstandes Kraft den Missethaten
Den Schein der Ueberzeugung nicht verlieh,
Nahm ich den Spott zur Hülfe, schrieb ein Buch,
Das Belial mir eingegeben hat —
O Fluch der Hand, die dieses Buch geschrieben —
Die Mutter zu ermorden war sie fähig.

Ruben (still für sich). Die Lüge trifft dich nicht —

Uriel. In Blut getaucht

Hab' ich die Feder, die es schrieb. Gelogen
Ist Alles was in meinem Denken mir
Mit unserm Glauben nicht vereinbar schien,
Und was ich Quelle der Vernunft genannt,
Wo ich Euch rieth, die Dürstenden zu tränken,
Das war nur Wasser aus dem Trog des Thieres,
Das wir verachten seit der Väter Tagen.
Das eigne Wort des höchsten Gottes hab' ich,
Die Offenbarung, fälschlich mir verändert,
Den Sinn entstellt mit frevelnder Erfindung,
Gefälscht hab ich die Worte der Propheten
Mit schadenfroher Lust an meiner Lüge —

(Er kann kaum weiter und sinkt schon ohnmächtig. Die beiden Rabbinen fangen ihn auf.)

Und nunmehr fühl' ich mich so tief verworfen
In dieser Eitelkeit auf meine Meinung,
Daß ich die Strafe, die gerecht mich traf,
Des Bannes Fluch durch Reue will versöhnen;
Und daß ich demuthsvollen Sinns mich zeige,
Hoffärtig nicht vor meinen Brüdern wandle,
So will ich mich an dieses Tempels Ausgang
Am Thor der Synagoge auf die Erde
Als Büßer legen! Jedermann von Euch
Erhebe seinen Fuß, um über mich
Hinweg — — (Er sinkt um.)

Ruben. Was hör' ich?

Santos (nimmt die Rolle und liest). An des Tempels Ausgang,
Am Thor der Synagoge auf die Erde
Als Büßer legen! Jedermann von Euch
Erhebe seinen Fuß, um über mich
Hinwegzuschreiten an des Thores Schwelle.

Ruben. Ihr schändet Keinen oder mich mit ihm! (Ab.)

(Uriel wird bewußtlos vom Tabernakel getragen. Die Priester folgen.)

(Jochai und de Silva treten auf.)

Silva. Was wollt Ihr thun? O schämt Euch, Ben Jochai!
Hat Euch das Uebermaß des Glücks verwirrt?

Jochai. Sieh da! Du Stolzer, krümmst Du Dich im Staube?
Er soll es hören, ja im Staube hören,
Daß er in seiner Rechnung sich betrog.
Um ein Phantom nur hast Du widerrufen!
Judith ist mein und keine Siegespalme
Wird Dir aus ihrer Hand entgegenglühn!

(Ab.)

Silva. Ihr Schicksals-Mächte, seyd ihr denn dieselben,
Die an dem Thor des Himmels Wache halten?
Sind Cherubim mit Flammenschwertern Engel,
Sind es Dämonen aus der Unterwelt —?
Wie konnte das geschehn? Ich sinn' und klage,
Indessen Uebermuth dort triumphirt.

(Er sieht hinaus.)

Jochai will der Erste über ihn
Hinweg mit seinem kecken Fuße schreiten.
Unglücklicher, auch Du wirst straucheln einst!
Er thut's — Er wagt's — Acosta springt empor —
Entsetzen starrt aus dem empörten Auge —
Jochai's Wort muß er vernommen haben —
Die Kleider reißt er ab, die tief beschimpften,
Man weicht ihm aus! er stürzt hierher — Verhängniß!
Und glaub' ich doch, daß du vom Himmel stammst?

(Santos, Embden, Rabinen treten in Bestürzung auf. Die Bühne füllt sich mit Menschen).

Santos. Die Thüren auf!

Embden. Entlaßt das Volk. Er frevelt —

Alle. Er lästert.

Uriel (erscheint in wildem Aufzuge, entstellt, wie wahnsinnig hinten auf dem Tabernakel). Schweigt! Schweigt! Ihr Alle schweigt —
ich kenn' Euch Alle —
Ich kenn' Euch Alle unten — ja Ihr seyd's!
Nur einen Augenblick Geduld — hier war's!
Der reiche Ben Jochai, — war's Jochai,
Der eben mich mit seinem Fuße trat?

Silva. Beugt Euch dem Willen des Geschicks, Acosta!
Tragt sanft und milde, was es Euch verhängt.

Uriel. Ihr seyd de Silva —

Santos. Wenn um Judith nur
Du widerrufst, so strafte Dich der Herr.
Sie wird das Weib Jochai's!

Uriel. Hab' ich's wirklich
Gehört?

Silva. Acosta! Forsche nicht, wie dies
Hat kommen können — trag' es, weil es ist!

(Uriel kämpft furchtbar, sich an diese Nachricht zu gewöhnen. Seine Brust hebt sich, seine Augen rollen. Endlich stürzt er verzweifelnd an Silva's Brust. Pause.)

Uriel. Ich gab den Tod mir um zwei Leichen! Silva,
O allzusterblich sind die Sterblichen.

Santos. Du Tempelstörer, ende Deine Reue!
Noch ist die letzte Sühnung nicht vollzogen.

Uriel (erhebt sich mit krampfhafter flammender Wuth). Noch
Sühnung? Hört! Und sie bewegt sich doch.

Silva (bei Seite). Das Wort des Galilei!

Uriel. Stürzt, ihr Felsen,

Von meiner Brust! Du, Zunge, werde frei!
Gefesselte Vernunft, erhebe dich
Zu eines Simsons letzter Todesstärke!
Mit meinem Arm zerdrück' ich Eure Säulen, —
Dem blinden Geigenspieler fällt es ein,
Er selber ist der Held, der seinen Schmerz
Besingt, um Euch zum lust'gen Tanz,
Mit seinem Leid zur Freude aufzuspielen.
Zum letzten Male schüttle ich mein Haar,
Und sage: Was ich las (springt auf die Stufe) — es ist nicht wahr.

Santos und Alle. Hinweg, hinweg mit ihm!

Uriel. O leugnet Ihr
Das Sonnenlicht durch diese matten Kerzen?
Sagt Ihr, die Sterne glaubten das, was wir?
Unsterblich dünkt Ihr Euch in Euerm Wahn?
Ihr Eintagsfliegen, sommernachtgeboren
Und wie ein Nichts im ew'gen Raum verloren!

(Er stürzt sich nach vorn).

An Worte fesselt Ihr den Geist, an Worte
Den ew'gen Gott, an diese ird'sche Schöpfung,
Die Euer Auge kaum begreifen kann.
Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft sey das Symbol des Glaubens,
Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So ist es besser neue Götter suchen,
Als mit den alten, statt zu beten, fluchen.

Santos. Du glaubst, Du hast den Denker dir befreit?
Nur Deinen Dämon hast Du losgelassen.

Uriel. Den Dämon! Ja, de Santos, meinen Dämon!
Ich glaub' an Euern Gott, Gott Adonai,
Den Gott, der seinen Feind zertritt wie Thon!

Den Gott, dem Feuer aus dem Munde geht,
Den Gott, der Rache übt in's dritte Glied!
Ich bin ein Mensch wie dieser Gott des Zorns,
Und will ihm dienen, Euerm Gott der Rache!

(Er stürzt fort)

— — —

Fünfter Aufzug.

(Im Garten der Villa Manasse's.)

Jochai (reich als Bräutigam gekleidet), Silva und Herren (treten auf.)

Jochai. Wohlan, Ihr Herr'n! Heut' soll die Freude herrschen!
Sie steht am Thor und wartet ungeduldig,
Bis sich die träge Sonn' ins Meer versenkt.
Bekränzt mit Rosen grüßt Euch der Pokal!
Wer Sorgen hat, der lasse sie im Becher,
Wer einsam steht, den fasse Tanzes Wirbel!
Und das bedenkt: Wer sich schon Abends läßt
Von dem Johanniswurm nach Hause leuchten,
Wer nicht zum Lerchenwirbel bleibt und sieht,
Wie sich beim ersten Gruß als Frau die Wange
Der schönen Braut mit Purpur überzieht,
Den schelt' ich neidisch, weil er den Triumph
Des höchsten Glückes mir nicht gönnen will.

Silva. Vor Euern Bechern laßt den Priester reden.
Die heil'ge Handlung ist noch nicht vollzogen.

Jochai. O fliegt, saumselige Minuten fliegt!
Ihr Weiser an der Uhr seht aus wie Pfeile
Und habt doch Blei statt Federn in den Schwingen.
Da ist sie! Schaut, de Silva, Eure Nichte!
Könnt Ihr noch schweigen? Kein bewundernd Ach
Beim Anblick einer Braut, zu deren Schmuck
Die Edelsteine überflüssig sind?

Silva. Gönnt Ihr im Preise Eures Glückes kaum
Dem Dichtermund das Recht des Hochzeitliedes,
Was braucht es da das Stammeln meiner Zunge?

(Paare von Herren und Damen kommen, dann folgt Judith, im weißen Brautgewand, geführt von Manasse.)

Jochai (bei Seite). Ihr grollt, de Silva? Seht sie selber an!
Ein Weib, das trauert, schmückt es sich so festlich?

Silva. Nie schmückt sich selbst die Braut; sie wird geschmückt.

Judith. Willkommen, werthe Freunde! (Zu Jochai) Ausgestellt
Sind doch die Schriften, die versprochenen?

Jochai. O seyd so grausam nicht, hier zu verrathen,
Wie mir mein hohes Glück entstanden ist!

Judith. Bestätigt mir, mein Vater, feierlich,
Ob Ihr geworden wieder, was Ihr war't!

Manasse. Ich bin Manasse Vanderstraten wieder.

Judith. Und ohne Vorbehalt? Im Vollgenuß
Des alten ungestörten Glücks?

Manasse. Mein Kind,
Beruh'ge Dich! Der letzte Akt des treuen Opfers,
Das Du mir bringst, bestätigt Alles, drückt
Das Siegel auf ein Glück, das mich beschämt.

Judith. Wohlan! So — kommt!

(Sie will nach hinten schreiten und kann sich nicht aufrecht halten.)

Manasse. Mein Kind!

Jochai. Ist Euch nicht wohl?

Silva. Nur einen Augenblick der Ruhe gönnt ihr!
Laßt sie allein — ich führe sie zum Altar! —

(Jochai ab. Alle folgen bis auf Judith und de Silva.)

Ruht eine Weile noch auf diesem Rasen!

Judith. Nicht hier! Nicht hier! Auf dieser Bank, — blickt hin, —
Seht Ihr den Geist mit leichenblasser Miene?

Silva. Laßt diese Traumgebilde —

Judith. Nein, sie sind!
Sie bleiben unbeweglich vor dem Auge —

Silva. Nur unbeweglich seh' ich Euern Blick!
Wie? Richtet Euch in Euerm Werthe auf!
Stolz dürft Ihr seyn auf Eure große That!

Judith (in Thränen). Habt Ihr den Stolz je weinen sehn, de Silva?

Silva. Den ungeduld'gen, ja! Ihr müßt Euch fassen —
Ihr wißt, was sich begeben —

Judith. Nichts und Alles.

Silva. Macht einen Strich auf dieses Blatt des Lebens!
Seit gestern ward uns keine Kunde. Erst
Am Grabe seiner Mutter wollt' er ruhn —
Da scheuchten ihn die Wächter von dem Friedhof —
Dann sah man ihn bei seiner Schwester Rahel
Spinoza, deren Söhnchen Baruch er
Im Griechischen zu unterweisen pflegt.
So irrt er flüchtig jetzt im Doppelfluch —
Und wenn er weise ist, so fühlt er selbst,
Daß er durch Rache sich erniedrigt.

Judith. Rache?

O säh' ich sie, die Rache, die er schwur,
Die Rache, die ich selbst mir niederflehe
Vom Zufall, vom Geschick, von Himmel, Hölle!
Denn von dem Manne, den man liebt, ist Alles,
Auch selbst die Rache süß.

Silva. Was soll er rächen?
Jochai's Trotz auf seine goldnen Schätze?
Der Tochter edles Opfer für den Vater?
Den Kampf der Pflichten in drei Jammertagen?
O wieder lieb' ich Dich für diese That,
Die rein von Deinem Kindesherzen stammt.
Du mußtest Deinen Vater retten! Mußtest!
Du bist in Wahrheit meiner Schwester Kind.

Judith (mit dem Gedanken an Selbstmord). Als meine Mutter starb, sagt mir, de Silva,
Wie stand mein Vater an dem Grabe —

Silva. Laßt's!
Die alten Zeiten sind vorüber —

Judith. Redet!
Wie trug mein Vater den Verlust der Mutter?

Silva. Iñez de Silva — Deine Mutter! — O
Ein Denkmal steht von ihr in diesem Park!

Judith. Im Marmor aufgefangen schwieg der Schmerz?
De Silva, sagt mir eines noch — mein Bruder
Perez, der schon gestorben, als ich Kind —

Silva. Was kommst Du auf die alte Zeit zurück?
Was er dem Vater war, das liesst Du dort
Auf jener schlanken Säule eingegraben!

Judith (halb ohnmächtig). Lebt wohl, de Silva!

Silva. Judith! was ist Dir!
Das Angesicht verfärbt sich und ein Krampf

Hebt Deine Brust — (in die Scene rufend) Bringt Wasser! Hört
Ihr? Wasser!
Allmächt'ger Gott! Was war das, Judith?

Judith. Laßt!
Es ist vorüber —

Silva. Schiebt die Trauung auf!
Die Kräfte werden Euch verlassen.

(Ein Diener bringt einen Pokal mit Wasser.)

Judith (bedeutet den Diener). Dorthin!

(Sie beobachtet lange, wie der Diener das Wasser hinstellt und dann abgeht.)

Den Arm, de Silva! Führt mich zum Altar!

(Beide ab.)

(Uriel tritt auf, begleitet von Baruch Spinoza, der einige Blumen in der Hand trägt.)

Baruch. Wie lange bin ich, theurer Oheim, nicht,
In diesem schönen Park mit Euch gewesen!
Ein Fest scheint man zu feiern und ein hohes!

Uriel (halb bei Seite). Sie war's! Im Brautgewand!
Von jenen Priestern,
Die mir geflucht, wird sie sich segnen lassen! —
Wenn ich dazwischen träte! Hier die Hand,
Die fluchbeladne auf den Altar legte —!
Ihr zürn' ich nicht — sie that, was ich gethan!
Doch ihn hab' ich zum Zweikampf mir gefordert;
Den Handschuh warf er feig zurück und ließ
Durch meinen Boten spöttelnd mir erwiedern:
Wir sind nicht portugiesische Hildagos!

Baruch (bricht dann und wann sich Blumen ab). Die Mutter
sagte, daß von allen Orten,
Die Ihr zu meiden Euch entschlossen habt,
Am weitesten Ihr heute diesen flieht;
Und dennoch sind wir träumend hergekommen.

Uriel. Wir sind nicht portugiesische Hidalgos!
Nein! Feige Schurken sind wir! Seelenkäufer!
Mit Gold verbrämte hohle Pfeffersäcke!

Baruch. Wenn Ihr so mit Euch selber redet, denkt Ihr?
Kommt, Oheim, laßt uns Schlüsse machen! Fragt!
Antworten, glaub' ich, (lächelnd) hab' ich prächtige,
Nur fehlen mir die Fragen noch dazu.
Bei Andern, sagt man, ist es umgekehrt.

Uriel. O denke nicht, mein Kind! Schlaf', wie die Blume,
Die hold in ihrer bunten Schönheit blüht
Und sich nicht kümmert, wer sie wohl erschuf!
Laß Deinen Geist nur wogen wie das Meer,
In seiner tiefsten Fülle stolz sich schaukelnd,
Bleib' auf der hohen See, fern von dem Ufer,
Wo Menschen Dich mit ihren Fragen quälen.
Bist du ein Jude, bist du wohl ein Christ,
Bist Niederländer, bist ein Portugiese,
Bist Du dem König, bist dem Volke hold,
Willst Du, daß Einer oder Alle herrschen?
Wer so Dich frägt, da höre nicht, mein Knabe,
Und laß die Antwort Dir im Busen ruhn.

Baruch. Man kommt — darf ich die Blumen hier der Mutter
Ans Fenster stellen?

Uriel. Wirf sie hin, Spinoza!
Sie sind schon welk in Deiner Hand. Mein Kind,
Geh' heim zu Deiner Mutter!

Baruch. Und nicht Ihr?

Uriel. Der Abend senkt sich nieder, geh', mein Sohn,
Und grüße Alle!

Baruch. Bleibt Ihr bei dem Fest?

Uriel. Vielleicht! — Geleite Gott Dich! Geh! Ich komme.

Baruch. Die Blumen lass' ich hier. Sie sind verwelkt.
Und wißt Ihr, wie ich beide unterscheide,
Die Blumen da am Stiel, und hier die welken?
Die sind Gedanken dort und die Begriffe!
Dort denkt der Schöpfer! Hier begreift der Mensch.
Und da der Unterschied der Duft nur ist,
Die frische Farbe, das lebend'ge Seyn,
So nenn' ich Gott das Leben und das Seyn.
Und ohne Leben, ohne Seyn, sind hier
Die welken Blumen auch nicht Blumen mehr,
Nur der Begriff noch hat an ihnen Werth,
Sonst sind sie nichts und mögen ruhig sterben.
So lacht doch, Oheim! Wenn ich speculire,
Verzieht ihr lächlend immer sonst die Miene;
Heut' seyd Ihr ernst? Kommt zeitig heim zur Mutter!
Wir können wohl noch etwas Griechisch lesen.

(Ab.)

Uriel (allein, die Blumen betrachtend und dem Knaben nachlickend).
Sonst sind sie nichts und können ruhig sterben!
Nein, kluges Kind, steht Dir auch schon der Stempel
Des Geistes und der Leiden an der Stirn?

(Sich steigernd.)

Aus solchen Blumen zog ich oft noch Gift —
Den Tod, den Abschluß aller Rechnungen,
Den Tod, das letzte Facit aller Zahlen!
Jochai! Herzenschachernder Hidalgo!

(Er zieht ein Pistol hervor.)

Zeig' Deine Wechsel vor! Verfalltag ist!

(Er zielt und geht dabei immer mehr nach hinten).

Halt' still wie ich, als Du mich tratst im Staube!
Zuck' nicht mit Deinen Augenwimpern, Krösus!
Noch einen Athemzug — noch einen, Mensch! Ha!
(Er läßt das Pistol sinken. Pause.)
Sie wechselten die Ringe — Widerrufen
Ist hier vergebens und um Nichts die Rache! —
O denke Niemand! Denke Niemand! Schwach
Wird Dir der Arm, wie auch Dein Geist erstarkt —
Ja eine welke Blume bin auch ich
Und der Begriff nur hat noch Werth an mir,
So bin ich nichts und mag entsagend sterben
(Ab.)

(Manasse. Silva. Gäste. Dann Judith, Jochai Santos und die Uebrigen kehren zurück)

Judith. Laßt mich noch einen Augenblick hier weilen!
Das Neue dringt zu heftig auf mich ein!
Ich will mich sammeln — Geht voran, ich bitte!

Jochai. Es ist der erste Wunsch in unsrer Ehe!
Ich muß ihn wohl erfüllen, wenn auch ungern,
Ihr werthen Gäste, folgt! Die Einsamkeit,
Die meine junge Gattin immer liebte,
Hat auch das Recht, zuerst ihr Glück zu wünschen.
(Ab mit den Andern.)

Judith (allein; sie sieht sich um, schüttet ein Pulver, das sie aus der Brust zieht in den Pokal mit Wasser und macht eine Pause). Du hast es ja gesagt, de Silva, daß
Mein Vater Trost sich finden wird! Wohlan! —
(Sie trinkt.)
Ein Denkstein thut denselben Dienst wie ich.

Uriel (tritt rasch auf). Ihr seyd es, Judith? Einmal noch hab' ich
Das Weib Jochai's sehen müssen —

Judith (sinkt auf die Bank). Wohl,
Hier ist es!

Uriel. Wenn ich jetzt noch wandern wollte,
Dann ließet Ihr mich ziehn! O Judith, siehe,
Hier steht Dein Freund vor Dir, versengt, verbrannt
Zu Asche! Elend! Ganz zerstampft! Ein Nichts!
Wo ist Dein stolzer Liebesmuth geblieben,
Der mich, den Sträubenden, in alle Himmel,
Den Liebesmatten wild in Flammen setzte?
O sprich, was denkst Du über mich und Dich?
Wie richten wir uns beide wieder auf?

Judith. Vergieb, daß unsre Leiden ich vergleiche!
Wer dünkt Dir ärmer wohl, mein Uriel,
Du oder ich?

Uriel. Ich habe mich gefürchtet
Vor Frauenliebe! Immer noch klingt mir's
Im Ohr, was Du dem Priester hier gesprochen,
Wie hat sich das so grausam umgewandt!

Judith. Vergiebst Du mir, mein Freund?

Uriel. Vergeben? Dir?
Ich glaube wohl, daß Du nicht anders durftest.
O hätt' ich anders selber nur gekonnt!
Sich selbst zu hassen, selbst sich zu verachten,
O, das ist Qual!

Judith. Erlöse Dich von ihr;
Zieh' in die Welt mit muthigem Vertrauen!
Bekenne Deine Wahrheit wie ein Held.

Uriel. Wer wird sie mir noch glauben können? Nein.
Wer nicht von Anfang blieb auf grader Straße,
Der könnte Steine wandeln selbst in Brod,
Man glaubt ihm nicht — die Meinung hat verloren,
Wer seine Meinung einmal abgeschworen.

Judith. Man kommt —

Uriel. Du siehst so blaß —

Judith. Leb' wohl, mein Freund!

Uriel. Was hast Du, Judith? Diese Farbe

Judith. Geh'!

Blick' mich nicht an! Nur von mir hören sollst Du!

Uriel. Was soll der Becher? — Judith, ist es möglich?

(Manasse, Silva und ein Theil der Gäste kehren zurück.)

Manasse. Wo bleibt mein Kind?

Silva. Acosta hier?

Uriel. Betrachtet,

De Silva, Eure Nichte!

Manasse. Kind, wie ist Dir?

Judith. Leicht, leicht, mein Vatter!

Manasse. Fühlt sie an!

Gerechter Gott, was ist das! Herr des Himmels!

So kalt?

Silva. Wie Euer Marmor — o Manasse,

Du armer reicher Mann, Dein Kind —

Manasse (außer sich). Sie stirbt!

Uriel (entsetzt bei Seite). Es ist das Gift aus meinen welken Blumen!

(Jochai und Santos treten sorglos auf.)

Jochai. So kommt zum Mahl! Beginnen wir das Fest!

Wo weilt Ihr, werthen Gäste? Judith — Ha!

Uriel. Sieh hin, Jochai! Ja, du stolzer Freier,

Der gegen Wechsel Herzen eingetauscht

Und am Verfalltag doch betrogen ward!

Komm her und schände mich mit Deinem Fuß

Zum zweiten Male hier vor diesem Altar!

(Stürzt zu Judiths Füßen.)

Jochai (vernichtet bei Seite). Vermählt mit einer Leiche!

Manasse. Rettung, Silva!

Silva. Es ist zu spät! Hier scheitert meine Kunst.

Judith. Siehst Du, Acosta? Hast Du glauben können,
Daß diese Seele, die Du zart gebildet,
Nicht wüßte, was sie schuldig war der Liebe?
Mein Vater ist gerettet — doch nur so!

(Sie nimmt den Myrtenkranz sich ab.)

O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und süßre Hoffnungen von diesem Leben!
Ein kurzer Frühling nur hat sich erfüllt,
Ein wenig Blumenduft — doch der war schön,
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Mich selig übertäubt — leb' wohl, mein Vater,
Vergieb dies Opfer einer höhern Liebe!

(Sie reicht sterbend Acosta den Kranz.)

Nimm hin, Einz'ger, dieser Kranz ist Dein.

(Sie lehnt sich und stirbt.)

Uriel (preßt den Kranz weinend an seine Lippen, legt ihn dann in Judiths Hand steht auf). Manasse! Säulen liebt Ihr, Sarkophage
Und leid'gen Trost giebt Euch des Künstlers Hand.
Wenn Ihr dem theuren Kinde dort vielleicht
An jenen Trauerweiden bettet, laßt mich —
Ich bitte — in der Nähe ruhen! Nirgends
Find' ich ein Grab, bei Christen nicht, nicht Juden!
Ich bin von Denen, die am Wege sterben.
Einst, hoff' ich doch, sieht man sich wohl so einen
Verlornen Denkstein an und sagt: Da ruht
Die Asche eines armen müden Pilgers,
Der ins gelobte Land der Wahrheit zog.
Er sah sie nicht. Doch eine Wolke legte
Sich rosenroth vor sein ersterbend Auge

Es war die Liebe. (Zeigt auf Judith.) Seht, was Liebe that!
Und nun lass' ich Euch diese Welt des Irrthums,
Der Zweifel und des Wahns und der Verfolgung!
Werft größ're Steine noch auf Menschenherzen,
Die sich wie ich nach Gottes Antlitz sehnten
Und ohne Fürwort eines Priesters wagten,
Unmittelbar ins Auge ihm zu schauen —
Ich kann den meinen nicht mehr länger tragen.
In sonnenhelleren Jahrhunderten
Kommt auch die Zeit, wo man, hebräisch nicht,
Nicht griechisch, nicht lateinisch, nein, in Zungen
Des Geistes und der Wahrheit sagen wird:
Noch gab die Welt nicht Raum für solche Bahnen,
Noch war die Luft zu schwül für solche Flammen —
Er mußte gehn, weil er nicht bleiben durfte!
Habt Ihr gesiegt, seht dort, da ist der Platz,
Das Banner des Triumphes aufzupflanzen:
Manasse, jene Trauerweiden mein' ich —
Mein Genius! (Auf Judith lächelnd) Du folgst! Nicht Ihr, bleibt dort!
Von Ferne will ich Euch die Stelle zeigen,
Wo Ihr den Sieg gewinnt und ich — den Frieden!

(Er schreitet groß und feierlich an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er von der Bühne fort ist, fällt ein Schuß.)

(Allgemeine Bewegung.)

Santos (hervortretend nach der Seite, wo Uriel ging). Die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen.

Silva (hält ihn zurück, blickt abwechselnd auf die Seite und auf Judith, die von Manasse gehalten wird). O stört den Schauer dieser Stunde nicht!
Zwei Zeugen eines Glaubens, der die Welt
Verachtet! Richtet nicht, denn wie wir hier

Erstarrt vor Schrecken stehn, die wahren Mörder
Des stummen Paars sind wir! Ja geht hinaus
Und predigt: Schonung, Duldung, Liebe!
Und was der wahre Glaube? O, der Glanz
Der alten Heiligthümer, seh' ich, schwindet.
Glaubt, was Ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
(Er schlägt ans Herz.)
Wie wir es meinen, das nur überwindet.

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Kapiteln.

Es mag nicht allgemein bekannt geworden seyn, daß vor einigen Jahren nächtlicher Weise in den Straßen einer großen norddeutschen Hauptstadt ein meuchlings Verwundeter gefunden wurde, der nach einem einzigen räthselhaften Worte, das später die Ursache der Entdeckung seiner Mörder wurde, den Geist aufgab. Die nähere Geschichte dieses Vorfalls würde billiger Weise den Sammlungen von Criminalfällen einzureihen seyn, vielleicht auch vorzugsweise nur den Seelenforscher interessiren, da das Leben des Ermordeten — es war ein Mann, angeblich aus dem Lehrerstande, hieß Ludwig Wächter oder, wie ihn die an seinem Tode näher betheiligten untern Stände nannten, Lude Wächter — voll merkwürdiger Thatsachen für die Erfahrungsseelenkunde sich ergab. Indessen die Umstände allein würden uns nicht bestimmt haben, sie zum Gegenstand unserer Darstellung zu machen. Es waren vielmehr in die Geschichte dieses, wie sich später bei öffentlicher Gerichtsverhandlung ergab, eigenberufenen Mannes Lebensumstände noch anderer Personen verwickelt, und diesen zunächst gelten die folgenden Blätter. Sie werden die Verhältnisse Ludwig Wächter's, sein Ende und das räthselhafte Wort, das zur Entdeckung seiner Mörder führte, nicht verschweigen, haben es

aber zunächst nur mit zwei Lebensläufen zu thun, deren Darstellung selbst in den Leiden, die sich in ihre Geschicksfäden verflochten, den Leser hoffentlich fesselt oder wenigstens in ihm Stimmungen zurückläßt, die erheben, nicht niederziehen.

Erstes Kapitel.

Eine Ueberraschung bei Gersons in Berlin.

Ob über wogende Kornfelder hinweg oder durch die saubergekehrten Gassen stillgewordener Städte von den läutenden Sonntagsglocken die Lüfte erklingen, Sonntagsruhe ist erquickend und anregend für Alle, auch für den Einsamen, selbst für den Trauernden. Der Arbeiter erwacht ohne den mahnenden Ruf seiner Alltagspflichten. Die Spuren des mühseligen Wochenberufs werden entfernt; das frische Quellwasser und der geöffnete Wäschschrank schaffen neue Menschen. Sonntagsfrühe, ob gefeiert im Chor der Gemeinde unter rauschenden Orgeltönen oder im Blättergrün der Wälder unter zwitschernden Vogelstimmen, ob gefeiert sogar nur unter aufgeschlagenen geheimen Geschäftsbüchern und bei stillprüfender Uebersicht der Wochenabschlüsse, wie sie in Sonntagsvormittagsruhe der sorgende Geschäftsmann liebt, oder gefeiert durch ein fesselndes Buch oder eine Musik, die man seinem Instrumente aus Schonung andächtiger Seelen vielleicht nicht während der Kirchenzeit entlocken wird.... Sonntagsfrühe ist belebend und erhebend wie die Sonne selbst, in deren östlichen Strahlen für die Natur und den Menschen eine viel gewaltigere Kraft zu liegen scheint, als in ihren westlichen.

Aber der Sonntagsnachmittag! Du wonnen- und qualenreichster Abschnitt des Tages der Ruhe und der Freude! Wer sie nie gefühlt hat, die unendliche Leere eines einsamen Herzens, wer nie in seiner ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft sogar von Thränen sich beschleichen ließ (die sonst nur ein armes Mädchen kennt, das alternd und alternd immer mehr ihres Looses, nie geliebt zu werden, ihne wird), wer immer Freunde, immer Zerstreungen fand, immer von Andern gesucht wurde, der kennt euch nicht, ihr Stimmungen der Wehmuth, die Sonntagsnachmittage wecken können! Die Straßen sind öde und leer. Ausgeflogen über Feld und Flur ist Alles, was an Familienleben, an die Liebe oder auch nur an einen einzigen Freund sich anlehnen kann. Still, einsam Alles ringsum. Die Sonne wirft träge Schatten. Die Plätze sind menschenleer; die Kirchen sogar mit ihrem Nachmittagsgottesdienste für ältere Dienstboten; arme Hospitalfrauen rufen nicht an ihre hohen Portale. Es ist, als ruhten sich alle von der vormittägigen Andacht aus. Kein Gruß eines Vorübergehenden. Nichts erblickt man als vielleicht eine alte taube Kinderfrau, die daheim geblieben als Hüterin eines Hauses, einer Wiege; da ein paar Blumentöpfe am offenen Fenster, eine Katze, die auf einem Blumenbret spinnend ausruht. . . . Der Sonntagsnachmittag ist die unglückseligste Zeit für junge, sehnsuchtgeschwellte Herzen, die entweder einsam stehen oder, was noch schmerzlicher, die einst schon glücklich waren, einst schon Freundschaft und Liebe genossen, einst mit Gütern des Herzens gesegnet waren und nun entbehren, darben müssen.

Ernst Oswald, ein junger zum Staatsdienst sich vorbereitender Rechtskundiger, empfand diese Vereinsamung eines melancholischen Sonntagsnachmittags in ihrer ganzen drückenden Schwere. Selbst die Kaffeehäuser und Billardtische in ihnen standen öde und wie gelangweilt. Oswald, schlank und gefällig, von brauner Locke, brauner Wange, mit schwarzen Sternen in braunen

Augen, schlenderte durch die Strassen der großen Stadt, die seine Heimath nicht war. Vor kurzem erst aus der Provinz gekommen, wollte er an den obern Gerichten seine letzten Prüfungen bestehen. Empfindsamkeit suchte er von sich zu weisen, suchte sogar — im lichten Sommergewande, dann und wann mit dunkelrothem Taschentuch die heiße Stirn trocknend und den leichten Strohhut lüftend und im stillen Genuß einer Cigarre — auf den einsamen Straßen ein Behagen zu finden. Aber er täuschte sich. Die Stimmung blieb die des drückendsten Verlassenseyns. Ernst Oswald gedachte der Heiterkeit, die in diesen Stunden auf dem ländlichen Besitzthum seiner Aeltern waltete. Er berechnete, wie um diese Stunde seine Mutter zu einer Fahrt nach einem nahegelegenen Badeorte trieb, die Schwester sich schmückte, der Vater aus seinem Nachmittagsschlafe sich erhob, selbst Appollo, der Wächter des Hauses, aus seiner Hütte sprang und bellend die kühnsten Trampolinsprünge an der Kette zum besten gab, und wie endlich dann der Einspänner aus der Wagenschauer gezogen wurde. Er sah die Fahrt nach dem kleinen Bade durch einen Buchenwald, sah die Ankunft an der eingefriedigten Quelle, einem Stahlwasser, wo seine Schwester regelmäßig aus einem von baarbeinen Kindern dargebotenen Glase zu nippen pflegte, sah das Glas in der Sonne blinken, sah sogar die Gasperlen des Wassers in ihm aufwirbeln ... ach so deutlich stand die Ferne vor ihm! Und ihn, ihn umfing die ödeste Oede, die es innerhalb der Civilisation nur geben kann, der Sonntagsnachmittag einer großen Stadt.

Oswald hatte einen Freund, Scharfeneck, einige Jahre im Leben und auch in der gemeinsamen Laufbahn ihm voran. Mit Scharfeneck verflogen ihm sonst die Stunden, auch die zwecklosesten. Der geistreiche, treffend urtheilende, frühgereifte Genosse war verreist, war eben in jenem kleinen Bade, das seine Aeltern, seine Schwester um diese Stunde besuchten. Scharfeneck war der Sohn eines reichen Grundbesitzers, dem die kleine eingefriedigte

Quelle und das zu ihr gehörende ländliche Curhaus gehörten. . . . An wen nun sollte sich Oswald halten? An sich selbst? Ach! Der redlichste Fleiß und die eifrigste Selbstbeschäftigung hat ja Augenblicke, wo sogar große Denker sagten: Ich fühle mich glücklich, jetzt ganz dumm, aber auch nur ganz dumm zu seyn! Nur die systematischen Egoisten genügen sich immer. Oswald war kein Egoist, weder systematisch, noch aus Instinkt. Mit pochendem, hingegebenem Herzen hatte er jüngst drei Empfehlungsbriefe aus der Heimath an einflußreiche Adressen der großen Stadt abgegeben. Mit welchen frohen Erwartungen hatte er die Straßennummern sich aufgesucht, auf welche das dicke Adreßbuch der Stadt ihn für seine Empfehlungen verwies! Wie reich, wie wohlgeborgen war er sich vorgekommen, wenn er sich dachte: Dieser geheime Obertribunalrath Wallhard war der Jugendgenosse deines Vaters, mit dem er in den Befreiungskriegen unter denselben eichenlaubbekränzten Fahnen stand! Dieser reiche Handelsherr, ein Millionär, Finanzagent Strack, war ihm von dem Kaufmanne Neubert, einem Geschäftsfreunde seines Vaters, der ihn empfohlen, als ein wohlwollender, entgegenkommender Mann, sein Haus als ein Tempel der Gastfreundschaft bezeichnet worden! Endlich war die dritte Adresse geradezu eine solche gewesen, wie wenn die verwitwete Frau Justizkanzleidirektorin von Wolmany seine eigene Mutter hätte werden müssen. Dieser Empfehlungsbrief war sogar von dem Geistlichen seines Heimathortes gekommen. Und was war das Ergebniß aller dieser geträumten glänzenden Anknüpfungen gewesen? Der geheime Obertribunalrath war ein grämlicher Hagestolz, der auf den kostbaren Teppichen seiner einsamen und stillgelegenen Wohnung zwei Hunde lieber zu dulden schien als einen Menschen. Er hatte an sich ganz freundlich nach dem Vater, der die militärische Laufbahn fortgesetzt und sich mit dem Range eines Hauptmanns auf die Bewirthschaftung eines alten Erbgu=

tes zurückgezogen hatte, gefragt, hatte sich über die Flucht der Zeiten gewundert, dem Sohne eines alten Waffengefährten die Hand geschüttelt und ihm für seine Laufbahn feierlich jedes Glück gewünscht, mit der an sich wahren und ohne Zweifel treffenden Bemerkung: Jede geregelte Zukunft hätte der Mensch in seiner eigenen Hand und gegen das Außerordentliche gäbe es keinen andern Vorbau als die Stählung der eigenen sittlichen Kraft und ein lebendiges Gottvertrauen! Der fromme Obertribunalrath bot auch Oswalden die Mitbenutzung seines Stuhles in einer Kirche an. Der Finanzrath, der reiche Herr Strack, schrieb sich Namen und Wohnung des Empfohlenen mit großer Genauigkeit auf und ließ etwas von seinen Winterbällen fallen, worauf ihm jedoch die Geschäfte schon so wieder auf die Finger brannten, daß Oswald wegen der übelgewählten Stunde um Entschuldigung bat. Endlich die dritte Adresse, Frau Wolmany, die Wittwe eines Justizkanzleidirektors, war nicht einmal anwesend. Mit frühestem Lenze pflegte diese Dame auf ihre Güter zu gehen. . . . Was hatte also Oswald von allen seinen erträumten Beziehungen? Herbe Verletzungen eines jungen, zur Schwärmerei geneigten Herzens. Er wanderte an den prächtigen drei Häusern, die er vor Wochen mit so frohen Hoffnungen betreten hatte, an diesem Sonntag mit dem Gefühl vorüber: Wie ist die Welt so anders, als man sie sich ausmalt! Und diese Häuser waren heute erst recht stumm und still. Und das der verreisten Witwe war noch nicht einmal so öde als das des frommen Obertribunalrathes, der so freundlich gewesen war, ihm die Mitbenutzung seines Kirchenstuhls anzubieten, worin doch vielleicht, wie Scharfeneck bemerkte, des Mannes Absicht, Oswald's Carriere zu befördern, wohlwollend und zeitgemäß ausgesprochen lag.

Schon war Oswald einer der vielen Vorstädte des Ortes, der ihm heute recht wie ein Gefängniß erschien, näher gekommen, als ihm plötzlich ein Wort des Vaters einfiel, das dieser ihm beim

Scheiden gesprochen. Lieber Ernst, hatte der noch rüstige Greis zu seinem einzigen Sohne, dem Sprossen einer zweiten Ehe, nachdem die erste kinderlos geblieben, gesagt, lieber Ernst, ich habe Unrecht gethan, dich auf den kleinen Universitäten der Provinz studiren zu lassen. Franz, der Sohn unsers Nachbars — er meinte Scharfeneck — kennt das Leben besser. Er besuchte die Schulen großer Städte, doch, denk' ich, wird dein reines und immer auf das Gute und Edle gerichtet gewesenes Bestreben sich schon zurecht finden. Die Empfehlungsbriefe von mir, von unserm guten Neubert und von deinem Seelsorger, dem braven Dämmer, werden dir treffliche Dienste thun. Sie werden dich in die große Welt einführen, die so schwer zugänglich, aber für deinen Beruf fast unentbehrlich ist. Lassen dir deine Studien, deine Prüfungsarbeiten, und die vielen Zerstreuungen, die ohne Zweifel die Folge dieser Empfehlungen seyn werden, einmal eines Tages Zeit genug, um einen verlorenen Augenblick nicht allzu sehr zu bereuen, so sieh' dich einmal irgendwo um, ob du nicht einen alten Invaliden, Namens Waldmann, vor den Thoren der großen Stadt entdecken kannst. Der alte Knabe war mein Unterofficier, als ich mit der damaligen Jugend dem Berufe des Vaterlandes folgte. Ich überholte ihn und wurde bald sein Lieutenant, sein Kapitain, indessen er es mühsam nur bis zum Quartierschreiber brachte — denn eben das Schreiben war seine schwächste Seite. Als ich aber vor Jahren zum letzten Male in der Hauptstadt war, besucht' ich die treue ehrliche Seele wieder und fand sie wohlgeborgen bei seinem Sohne, der ein rüstiger unternehmender Mann schien und sich als Gärtner in einer der Vorstädte niedergelassen hatte. Hast du Zeit, so such' einmal meinen alten Waldmann auf, wenn er noch lebt, grüß' ihn von mir und sag' ihm, daß du mein Sohn bist!

Dies Wort des Vaters kam in Ernst Oswald's lebendigste Erinnerung, als sich die Häuser immer mehr vereinzelten, lange

hölzerne von Wind und Wetter geschwärzte Blankenzäune sie verbanden und hier und da durch einzelne Gitter freundliche Gärten dem Anblick sich darboten, mit gefälligen, meist von wildem Wein umrankten Wohnungen, die die Ueberschrift „Kunstgärtnerei" trugen. Oswald entsann sich des Namens Waldmann sehr wohl, erkundigte sich bei einer dieser Gärtnereien nach einem Geschäfte solches Namens, erhielt den Bescheid, daß ein derartiges, und sogar in der Nähe, bestünde und richtete seinen schon ermüdeten Fuß nach der bezeichneten Straße hin. Er erreichte den Zaun, auf den man ihn aus der Ferne schon verwies. Das Haus mußte im Garten liegen. An einer mit neuen Planken ausgebesserten Thür und dicht unter der laufenden Nummer der einsamen Gasse fand er demnach die vierte Adresse seiner Empfehlungen. Sie hieß: „Wilhelm Waldmann, Kunstgärtner."

Der erste Anblick, der sich beim Oeffnen der unverschlossenen Thür dem Sonntagsnachmittagsgaste darbot, war ein freundlicher. Der Hof des Häuschens war mit dem Garten verbunden und dieser selbst dehnte sich mit Gemüse-, Blumen- und Obstanlagen in ziemlicher Entfernung aus. Kinder verwiesen den Gast an den noch lebenden Großvater, der an der dem Garten zugewandten Seite des Hauses auf einer Bank saß und ein kurzes Pfeifchen schmauchte. Auch der Sohn, selbst schon gealtert, war bald in der Nähe und die Freude, den Sprossen des Hauptmanns Oswald zu begrüßen, schien nicht gering. Eine Mutter fehlte dem Hause, sie war seit einigen Jahren todt; von den zahlreichen Kindern aber waren schon einige erwachsen und wie es schien verständig genug, um die Pflichten einer Mutter an ihre eigenen helfenden Hände zu vertheilen. Die Zahl der Kinder, eigenes und Nachbarvolk, war endlos. Immer wieder kam noch ein anderer mehr oder minder sonntäglich erhaltener vorstädtischer kleiner Weltbürger aus einem Heck oder über einen Baum oder über eine niedrige Zwischenmauer gesprungen. Und zuletzt war das Ange-

nehmste — vielerlei junger Mädchenflor, der sich neugierig genug um Oswald versammelte. Die meisten davon schienen Nachbarinnen. Auch einige Männer, die wohl Freunde der erwachsenen Söhne oder Gehülfen des Vaters waren, auch städtische Gestalten fehlten nicht. Er war das eine kleine belebte Welt, der Oswald, trotz der einfachen Kleiderstoffe, der befangenen Haltung und der gebräunten, nicht immer edlen Gesichtsformen, schon einen Reiz abgewann. Man nöthigte Oswald sogar, zu einigen großen Schalen saurer Milch zu bleiben und bediente sich dabei mehrfach einer bedauerlichen Wendung, die jedoch als Vertröstung gespendet wurde, es wäre Schade, daß Ernestine noch nicht da wäre. Dies war die älteste Tochter und seit dem Tode der Mutter die eigentliche Lenkerin des Hauses, obgleich Brüder da waren, die wieder wohl auch über sie emporragten. Ernestine wurde jeden Augenblick erwartet und erschien auch zuletzt. Hatte Oswald schon durch die Erklärung, wie dies junge Mädchen zu dem Namen Ernestine, der seinem Vornamen entsprach, gekommen, sich gleichsam wie auf ein verwandschaftliches Verhältniß mit ihr hingeführt sehen müssen — beim letzten Besuche des Hauptmanns hatte man seinem Sohne Ernst zu Ehren die gerade zur Welt gekommene Enkelin des alten Quartierschreibers Ernestine getauft, — so war der Eindruck des persönlichen Entgegentretens ein in der That überraschender. Oswald fand ein blühendes, schlankes junges Mädchen, nicht so gebräunt wie die ganze übrige weibliche Genossenschaft, ein Mädchen, zwar in bescheidener Tracht und einer dem Kreise, in dem es sich hier bewegte, wie es schien entsprechenden Bildung; doch lag ein so angenehmes Lächeln in den von der Ueberraschung und Verlegenheit gerötheten Zügen des regelmäßigen Antlitzes, es war eine so wohlthuende Art, wie Ernestine den Hut in ein Stacket von Weinlaub steckte, ein leichtes Tuch, das sie sich abnahm, kurzweg über einen Heckenbusch warf, daß

Oswald augenblicklich sich gefesselt fühlen mußte. Er nannte Ernestinen scherzend seine Namensschwester. Wenn sie darauf erwidern wollte, gestalteten sich ihre Antworten zwar zu keinem zusammenhängenden und treffenden Sinne, wie lange währt es nicht auch bei jungen Bildungsüberfütterten, bis sich ihnen, Mädchen oder Jünglingen gegenüber, trotz alles Wissens und Könnens ein vernünftiger Satz mit einem tüchtigen Abgemacht, Punktum! rundet! — aber ihr Verkehr mit der übrigen Genossenschaft war so unbefangen, daß Oswald aus ihm schon einen lebhaften Geist und ein rasches Urtheil entnehmen mußte. Ernestine Waldmann hatte schweres, dichtes, goldblondes, in Flechten gebundenes und den ovalen Kopf rings umschließendes Haar, dunkle große blaue Augen, einen schlanken, in den Hüften sich scharf abzeichnenden Wuchs und einen Mund, der bei dem wohlwollenden Lächeln, das ihn umspielte, zwei Reihen der schönsten Zähne zeigte. Und Oswald scherzte nur deshalb so viel mit dem kleinen Kindervolk, um sich an dem Zauber dieser schönen Zähne zu weiden, wenn Ernestinens leises und allmähliges Lächeln ihre Lippen in die Mundwinkel zurückdrängte. Anmuth ist allen Männern mehr werth als Schönheit, und Ernestine wäre sogar eine Schönheit gewesen, wenn sie sich ihren Teint einige Wochen von der Salonluft eines Theezirkels hätte bleichen lassen können.

Oswald schied von der Laube, in der er unter nicht gerade armen, aber, wie es schien, doch nicht im Ueberfluß lebenden Menschen vortreffliche saure Milch mit mürbem Schwarzbrod gespeist hatte, ziemlich spät. Er kam, da er den Kindern etwas schenken wollte, schon den folgenden Tag wieder; dann auch ohne Geschenk schon wieder am Mittwoch: darauf bezwang er sich, drei Tage auszubleiben, aber am Sonntag fehlte er gewiß nicht und es währte nicht vierzehn Tage, so wanderte er schon fast jeden Abend in die Gartenstraße, saß jeden Abend unter den Kindern eines

Gärtners und den Enkeln seines armen Soldaten in einer Geißblattlaube und Ernestine fragte nicht einmal, wie das möglich wäre. Niemand fragte. Diese abendliche Wanderung war ihm Bedürfniß, den Andern Gewohnheit geworden. Die Wirkung seines vierten ungeschriebenen Empfehlungsbriefes war eine vollendete Thatsache, und wenn es nach dem Erwarten seines Vaters gegangen wäre, so hätte sein Sohn Ernst gerade mit diesem Eifer, mit dieser Hingebung an den Diners des Obertribunalraths, an den Soireen des Finanzagenten und den anderweitigen, noch unbekannten Erholungen der noch immer auf ihren Gütern befindlichen Frau von Wolmany theilnehmen sollen. Einmal war Oswald in der That beim Finanzagenten Strack zu Tische geladen gewesen, fand eine große Gesellschaft, aß vortrefflich, entfernte sich aber zeitig, um noch nach seiner Gartenstraße zu kommen. Es war Sonntag; rath- und thatlose Sonntagsnachmittage kannte er nicht mehr. Die Vorstadt hatte ihn ganz erobert.

Vor seinem Freunde Scharfeneck, der inzwischen zurückgekehrt war, hielt Oswald diese enge Beziehung zu einer armen Gärtnersfamilie denn doch geheim. Er konnte dem Freunde zwar nicht ganz ableugnen, daß ihn in der Vorstadt eine mit seinem alten Vater bekannte Familie fesselte; er gestand auch dem sarkastischen Lächeln des Freundes zu, daß sich im Schooße derselben allerlei blühende junge Welt befände, daß man scherze, tändle, lache; aber ein ihn bindendes Verhältniß konnte er um so mehr in Abrede stellen, als in der That ein solches mit Ernestine Waldmann nicht bestand. Ernst Oswald war zweiundzwanzig Jahre. Es ist dies ein Alter, wo die Sehnsucht nach Liebe im Gemüthe der Jugend ebenso lebendig, wie die Verehrung der Frauennatur eine fast andächtige ist. Kein Jüngling liebt in diesen Jahren mit der stürmischen Ungeduld des Mannes, der nur erobern, nur besitzen will. Der Jüngling würde seine Liebe zu entweihen glauben, wenn er sich das schöne Bild seiner Verehrung zu bald zerstörte.

Er sieht die Rose blühen, athmet ihren Duft und betet sie an. Tugend und Besonnenheit in einem Mädchen weiß eine solche Hingebung Jahre lang an sich zu fesseln, ja in Schach zu halten, ohne daß jenes entscheidende Wort fällt, das oft so gefahrvoll und in mancher Lage, wie hier, vielleicht unmöglich ist. Oswald lebte in jenem Kreise wie unter den Seinen. Er liebte, aber eine Erklärung war nicht gegeben. Sie stand vielleicht demnächst bevor, am wenigsten aber deshalb, weil sie etwa verlangt wurde.

Mitten in diesen zweifelhaften Zuständen sagte eines Tages Scharfeneck, als dieser mit seinem Freunde von ihrem gemeinschaftlichen Mahle heimkehrte, wie beiläufig zu Oswald: Bester Freund, deine dritte Adresse ist angekommen! — Frau von Wolmany? — Frau von Wolmany; eine Witwe, von der ich zu meinem Erstaunen gehört habe, daß sie jung, reizend, hochgebildet und reich seyn soll. — Oswald bestätigte, was auch er inzwischen in Erfahrung gebracht, daß Frau von Wolmany einst einen bejahrten Gatten genommen hatte, früh Witwe wurde und mit Herrn Dämmer, dem Pfarrer seines Ortes, in freundlichem Zusammenhange stand. Sie war von ihm erzogen worden und stand mit ihm noch in Briefwechsel.

Oswald erklärte, er hätte keine Neigung, diesen Empfehlungsbrief abzugeben. Warum nicht? fragte Scharfeneck. Die Antwort, die er erhielt, war unbestimmt. Oswald wich einem klaren Geständniß aus, sagte, auf eine junge vornehme Weltdame wär' er nicht im mindesten vorbereitet, sprach von der Umständlichkeit solcher Besuche, den „moralischen Kosten", in die man sich zu setzen hätte, erklärte alle diese Beziehungen mit der großen Welt für lügnerisch, eitel, nichtig und führte die geringen Ergebnisse seiner beiden andern Briefe an, um zu beweisen, daß er recht thäte, auf diesen dritten nicht mehr zurückzukommen.

Scharfeneck schwieg eine Weile. Dann foderte er den Freund auf, mit ihm seine nahgelegene Wohnung zu betreten. Unterwegs schien er von dem Gegenstande abgekommen. Doch in seinem Zimmer angelangt, nahm er ihn wieder auf. Die Fenster vor der Herbstluft schließend, eine Kiste Cigarren vor Oswald öffnend, das Streichfeuerzeug ihm hinschiebend; sagte er wie in leichter, abgebrochener Anmerkung: Der Finanzagent wird dich schwerlich wieder einladen. — Wie so? fragte Oswald. — Ich habe gehört, alter Freund ... Scharfeneck stockte. Oswald mußte lange drängen, bis er fortfuhr. Scharfeneck hat es mit den Worten: Ich habe gehört, alter Freund, daß dich Herrn Strack's Familie kürzlich complet ausgelacht hat. — Oswald stutzte. Er dachte an das bestandene Sonntagsdiner und besann sich, was ihm dabei konnte widerfahren seyn. Scharfeneck erzählte aber einen ganz andern Fall. Man hatte, sagte er, in jenem Hause kürzlich eine Spazierfahrt beschlossen und machte sie in eine entlegene Waldgegend an dem obern Ufer unsers Stromes hin ... Dort im Sande langsamer fahrend, entdeckt man eine lautschreiende, lachende, lärmende Gesellschaft unter den breiten Aesten der herrlichen Eichen und Buchen, die daselbst beisammen stehen. Man kommt näher und findet ein Durcheinander von jüngern und ältern Leuten, in Hemdärmeln, theils sich lagernd und schmausend, theils in dem idyllischen Spiele, das man Blindekuh nennt, con amore begriffen. Die Leute schienen dem Handwerkerstande anzugehören. Mein Berichterstatter, unser College Dankmar Wildungen, der die Ehre hatte, die Partie des Finanzagenten und dessen Damen zu begleiten, erkannte sogar aus seiner Criminalpraxis einige zweideutige, ihm schon unter verschiedenen Umständen vorgekommene Physiognomien, aber die merkwürdigste Figur von Allen war doch ein junger Elegant, der mit verbundenen Augen im Haschespiel hin und her tastete und eben einige junge, allerliebste Mädchen jagte, Mädchen, die allerdings charmanter seyn mochten

als Manche, die ihr Lebensziel darin finden, Chopin und Schulhoff vom Blatt zu spielen . . .

Oswald sprang auf. Die Glut der Scham färbte seine Wangen. Der Gedanke, bei dieser kürzlich in den Wald unternommenen Landpartie der ganzen zusammengerafften Vorstadtsbekanntschaft beobachtet, erkannt, lächerlich gefunden zu seyn, lächerlich gefunden von dem weiblichen Theile einer ihm bekannten gebildeten Familie, ... machte ihn sprachlos. Sein Stolz, durch diese Erzählung zu sehr gedemüthigt, konnte sich kaum sammeln.

Scharfeneck schwieg eine Weile. Es schien seine Absicht zu seyn, den Stachel gründlich wirken zu lassen. Er zog ihn nicht heraus, bohrte ihn im Gegentheil nur noch tiefer ein, indem er die Berechtigung der Finanzagententöchter, so satyrisch, wie sie gethan, den ganzen Tag über den Anblick des Blindekuhspielers zu lachen, mit allerlei Scherzen bestritt. Die Wirkung blieb bei Oswald dieselbe. Er war vernichtet, beantwortete keine einzige der Fragen, die Scharfeneck über die jungen Mädchen an ihn richtete, besonders eine, die Malvina hieß, an Reiz sogar Ernestinen überstrahlte und eine, wie er jetzt erst erfuhr, bewunderte Schönheit der ganzen jungen Stadt-Gentry war. Endlich aber reichte Scharfeneck dem Freunde die Hand und sagte:

Mein theurer Freund! Schließ' Frieden mit deinem Stolz und faß' einen männlichen Entschluß! Diese kleine Welt ist deiner nicht würdig. Du hast dich in sie geflüchtet, um nicht mehr den schmerzlichen Druck des Verlassenseyns zu fühlen! Du sehnst dich nach Liebe, Hingebung, gemüthvoller Anlehnung. Ich kenne dein gutes, weiches Herz. Aber sey aufrichtig und geh' einen Schritt weiter! Was wir Gemüth nennen, ist es denn nicht so oft nur unsere Muthlosigkeit, ja geradezu unsere Trägheit? Die ganze deutsche Nation beschönigt ihre Muthlosigkeit und ihre Trägheit mit diesem blumengeschmückten Aushängeschilde des Gemüths. Du giebst dich den nächsten und zufälligsten Umständen hin, weil

du nicht wagen willst dir andere zu erobern. Diese große Welt, die dir bis jetzt nur verschlossene Thüren und den Rücken gezeigt hat, will erobert, gewonnen, von der Hand eines kräftigen, markvollen Ringers gebändigt seyn. Du fürchtest diesen Kampf vielleicht nicht aus Trägheit, ich denke, du kennst ihn nur nicht. Du glaubst, die hingeworfene Verurtheilung dieser großen Welt als einer nur herzlosen, kalten, egoistischen Sphäre genüge vollkommen, sie dir werthlos zu machen. Und was ist die Folge dieser Verachtung? Du setzest in deinem Werthe dich selbst herab. Ich kenne vollkommen den Reiz dieser kleinen Welt, wo uns Alles mit offnen Armen entgegenkommt, ja durch unsere Herablassung sich geehrt fühlt. Aber selbst an dem stolzen Egmont unsers Göthe hab' ich doch nie leiden mögen, daß der Dichter uns die ritterliche Gestalt eines Helden, der sein Haupt für die Freiheit seines Volkes auf den Block legen mußte, in einer allen geschichtlichen Erinnerungen unverantwortlich widersprechenden Art, zum galanten Cavalerielieutenant, zum tändelnden nächtlichen Buhlen eines Bürgermädchens macht, die mit dem goldenen Schnur- und Litzenwerk seines spanischen Costüms tändelt. Es hat einen wohlthuenden Reiz, ein gutes Mädchen zu kennen, das, wenn uns ein Knopf am Rocke losgegangen ist, ihr Nähtischchen öffnet und ihn im Handumwenden wieder annäht; allein, sich so mit seinem ganzen Werthe, mit seiner ganzen Zukunft an eine Idylle und an einen solchen Knopf mit annähen zu lassen, das kann nur ein Brackenburg thun, der mir immer wie ein weichmüthiger, neu etablirter junger Tischlermeister erschienen ist, trotzdem, daß er von Brutus spricht und auf der Schule lateinische Exercitien gemacht haben will. Theurer Freund! Aufwärts den Blick! Immer emporgeschaut zur Höhe eines großen Zieles! Und wäre der Weg hinauf voll schwindelnder Klippen oder regenglatter Wege, müßte die Hand auch an knorrigen, dorndurchzogenen Aesten von wirrem Strauchwerk sich festhalten, um nur einen ersten

Vorsprung zu gewinnen, beklemmte die Brust auch die Angst um die fast unmögliche Rückkehr oder die Anstrengung des Steigens oder die Furcht vor einem verfehlten Wege oder vor bösen Geistern gar, die uns im Spuklichte des Mondes, wenn uns die Nacht überrascht, ein verzerrtes Antlitz zeigen und uns in Abgründe locken wollen. Aushalten muß man und nur emporschauen in die Höhe, zu den Wolken, zu den Sternen! Was hinter uns ist, das zeuge erst für uns, während wir schon wieder weiterklimmen. Du vollends, Oswald, bist eine Natur, die sich keine Ruhe gönnen darf, die den Muth besitzen muß, mit Irrthümern zu brechen, selbst wenn sie dir wie deine Lieblingswahrheiten aussehen. Ich sage nicht, daß du den Tribunalrath hättest zwingen müssen, dir eine Stelle in seinem Testamente statt einen Stuhl in der Kirche anzuweisen, aber ich sage, daß ein Mann wie du, jung, gefällig, nicht ohne Mittel, jedenfalls nicht ohne Mittel des Geistes, den Finanzagenten hätte zwingen müssen, eine Heirath mit einer von seinen, wie ich höre liebenswürdigen und gebildeten Töchtern zu bewilligen. Und ich wäre auch nicht einmal für einen solchen frühen Abschluß. Jeden Kahn, der dich eben an irgend ein Ufer gebracht hat, sollst du noch hinter dir wegstoßen. Die Welt nennt das Egoismus. Der Egoismus aber, der in kleinen Erfolgen Befriedigung findet, der sich genügt, im Unbedeutenden ein Herrscher zu seyn, der ist viel größer und verwerflicher. Ueberlege dir, was du, um dich als Mann zu retten, in diesem Falle zu thun hast!

Oswald dankte dem Freunde von ganzem Herzen. Er erklärte, sein Entschluß bedürfe keiner weitern Erörterung; er würde die Vorstadt nie wieder besuchen: es verstünde sich von selbst, daß er sich von einer Neigung losrisse, die nur eine gemüthliche Schwäche gewesen wäre. Ueberdies versprach er, bei der jungen Witwe den dritten Brief abzugeben und, im Fall er reundliche Aufnahme fände, auch den Freund daselbst einzu-

führen. Beide schieden voll Uebereinstimmung und neu befestigter Herzlichkeit.

Um sich zu zerstreuen, die brennenden Wunden seines Stolzes und doch auch einen schon sich meldenden leisen Schmerz des Entsagens so traulich gewesener Gewohnheiten zu betäuben, ging Ernst Oswald dem Gewühl der innern Stadt zu. Was sonst selten geschah: er blieb bei manchem Schaufenster stehen, betrachtete glänzende Läden, sah auf manche Erscheinung des öffentlichen Lebens, die ihn sonst gleichgültig gelassen hatte. Oswald bekämpfte sich eben. Er suchte sich durch die Welt schon zu bezwingen. Wie er sich so durch die engen Durchgänge an den ersten Modemagazinen der Stadt vorbei, einem kleinen freien Platze zuwandte, bemerkte er daselbst, dicht vor einem Modemagazin von europäischer Berühmtheit, aus einem vornehmen herrschaftlichen Wagen zwei Damen steigen, von denen die eine eine so außerordenttiche Aehnlichkeit mit Ernestine Waldmann hatte, daß er auf den ersten Anblick hätte schwören mögen, sie wäre es selbst. Seines Irrthums gewiß, ging er weiter, verlor sich, mit Schmerz der nothwendigen Trennung gedenkend, in andere Straßen; die Aehnlichkeit der Dame mit Ernestine Waldmann war auffallend, aber doch nur eine Aehnlichkeit gewesen. Jetzt sah er, wie schön Ernestine war, wie gefällig sie hätte erscheinen können, wenn sie nicht arm und ohne Bildung gewesen wäre. Der Zufall führte ihn aber an die Stelle des ersten Anblicks zurück und unter mehren herrschaftlichen Wagen, die inzwischen vor dem Magazine sich hinzugefunden hatten, hielt noch dasselbe leichte elegante Gespann von vorhin. Oswald blickte, mehr wie um seine drückenden Empfindungen loszuwerden, als aus sicherer Erwartung, durch die Spiegelscheiben des berühmten Magazins. Es war voller Menschen. Die Ausdehnung dieser Räume hinderte, sie ganz zu übersehen. Den in glänzender Livree harrenden Bedienten der Equipage zu fragen, wem sie gehöre und welche Dame so sehr Ernestinen gleichen könnte, würde

ihm eine Thorheit erschienen seyn, um so mehr, als mit diesem Bedienten Jemand sprach, den er kennen mußte: ein gewöhnlicher Mann in einem weißen Hute, den er schon öfters in den Kreisen der Vorstadt getroffen hatten und der ihm sogleich eingefallen war, als er vorhin von Scharfeneck hatte hören müssen, Dankmar Wildungen hätte bei jener Partie Physiognomien erblickt, die der Kriminalpflege nicht unbekannt wären. Oswald besann sich, daß dieser immer mit weißem Hute gehende kleine gedrückte, etwa in den Dreißigen zählende Mann mit sonderbarer Vertraulichkeit von diesem geringen Menschen gewöhnlich Lude Wächter genannt wurde. Es war Oswald doch, als er diesen Mann sah und vielleicht nun doch Ernestinen wirklich in der Nähe vermuthen konnte, als schnürte ihm etwas den Athem zu. Er konnte nicht reden, nicht fragen; er unterdrückte mit Gewalt den Glauben, wirklich Ernestinen gesehen zu haben. Darauf entfernte er sich. Kaum war er aber einige hundert Schritte weiter gegangen, als er, sich umwendend, dieselbe Equipage erblickte, die rasselnd auf dem Straßenpflaster hinter ihm herflog. Die Damen fehlten nicht. Die eine saß ihm abgewandt und konnte nicht erkannt werden, die andere war in der That Ernestine. Daß sie es war, bestätigte ihm nicht nur ihr Erröthen, ihr erschreckendes Zurücklehnen, sondern ihr halber und doch ausdrücklicher Gruß. Oswald mußte an die Thür eines Hauses treten, um sich zu halten, um sich zu sammeln. Es war ihm, was er da sah, wie eine Traumerscheinung. Ernestine Waldmann in einem glänzenden Wagen, mit kostbaren Kleidern, wie er sie nie an ihr erblickt! Jede Vermuthung, daß sie plötzlich in die Dienste einer vornehmen Herrschaft hätte eingetreten seyn können, wurde durch diesen reichen Spitzenhut, durch einen türkischen Shawl, den sie breit auseinander gelegt selber trug, widerlegt. In Oswald tobte und raste jetzt Alles nach Aufklärung. Er eilte zurück an das große Magazin — wir dürfen es wohl nennen, es war das Gerson'sche in

Berlin — suchte an den noch haltenden Karossen jenen Ludwig Wächter, den er jedoch nicht mehr fand, trat dann im Magazin ein, und fragte nach den beiden Damen, die eben die Räume verlassen haben mußten. Seine Lippen bebten. Da die weitläuftigen Räume überfüllt waren, mußte erst dieser und jener Komptoirdiener, diese oder jene Verkäuferin befragt werden. Man kannte die Damen nicht. Beide hatten sich Stoffe zeigen lassen und vorläufig nur einige Kleinigkeiten gekauft. Oswald trat aus dem Hause und verglich sich einem Wanderer, den ein Irrlicht verlockte, oder dem Helden eines Märchens, mit dem ein Kobold im Walde Versteckens spielt. Zuletzt mußte er sich sagen: Die Gaukelbilder sind nur in dir, in deinem eigenen verschlossenen Auge! Welche Wirklichkeit lebte um dich her? Mit welchen Menschen verkehrtest du? Was hast du alles dort draußen in der Vorstadt und unter dem Volke nicht gesehen? Wer ist Ernestine, die dir ein Mädchen der Armuth schien und die jetzt in einem glänzenden Wagen wie eine Fürstin an dir vorüberrollte?

Es läßt sich denken, daß er seinen Entschluß, für immer mit der Vorstadt zu brechen, noch um einen Tag aufschob.

Zweites Kapitel.

Der Emporblick.

Ernst Oswald hatte den Beruf der Rechtskunde und Gerechtigkeitshandhabung zwar nicht aus besonderer Neigung gewählt, aber so weit war ihm doch der leitende Grundsatz der Juristen: „Jeder Mensch gilt so lange für schlimm, als nicht von ihm das

Gegentheil bewiesen ist," gegenwärtig, daß er sich auf dem Wege nach der Vorstadt in Vermuthungen über Ernestine Waldmann und ihre Begleiterin erging, die nicht frei von sittlichem Mißtrauen waren. Er fand Ernestinen nicht daheim. Auch der Vater war in Geschäften abwesend, und die älteren Brüder arbeiteten in einer Fabrik, nicht, wie er Anfangs geglaubt hatte, im Gartengeschäft. Der alte Großvater war, was er schon lange bemerkt hatte, kindisch und unzurechnungsfähig; aber von den im Hause befindlichen kleinern und mittlern Geschwistern erfuhr er so viel, als ihm hinreichend schien, sich schmerzlich genug aufzuklären. Man erzählte ihm auf seine Fragen über den gestrigen Tag, daß es keineswegs eine Fürstin oder Gräfin gewesen wäre, mit der die Schwester in einem glänzenden Wagen sich befunden haben konnte, sondern jene schöne vielbesprochene Malvina Wilde, die sich seit geraumer Zeit nicht hätte sehen lassen, gestern aber in einem prachtvollen Wagen, in Sammet und Seide, und mit einem Bedienten vorgefahren gekommen wäre und erzählt hätte, sie wäre durch eine unerwartete Erbschaft plötzlich steinreich geworden. Wie man noch gegafft und gestarrt hätte, wäre Ernestine von ihr ersucht worden, sie zu begleiten. Sie hätte es gethan, und eben wäre die Schwester wieder bei der Freundin ....

Oswald hatte genug gehört. Er verstand, was Malvina Wilde eine „Erbschaft" nennen konnte .... Das Herz zuckte ihm in innerster Brust. Er sah Ernestinen noch unschuldig, aber in grenzenlosester Gefahr. Sich nun zwischen diese Gefahr werfen, eigenmächtig in ihr Schicksal und ihren Lebensweg eingreifen, weiterfragen, weiterforschen, handeln — dazu hätte er Scharfeneck's so tiefgebilligte Mahnung zum Emporblick und den Gedanken an seine Würde vergessen müssen. Sein Inneres war schmerzlich bewegt, zerrissen. Er schied zögernd, voll Wehmuth sogar, beschloß auch Anfangs, wiederzukommen — den Vater zu warnen, die Brüder zu warnen; doch wieder allein mit sich ver=

schob er diese Wiederkunft von Tag zu Tag — von Woche zu Woche. Er riß zuletzt mit Gewalt den Gedanken an Ernestinen aus seinem Herzen, sich zwingend, an den ganzen Kreis, in dem er damals gelebt hatte, nur noch mit entrüstetem Stolz und völliger Nichtachtung zurückzudenken.

Darüber verfloß der Winter. Schon daß man nicht aus der Vorstadt das geringste Zeichen des Erstaunens über das plötzliche Abbrechen seiner Besuche gab, bestätigte ihm den Verdacht, daß auch Ernestine, verleitet durch Malvina Wilde, einem bekannten traurigen Loose der Armuth verfallen war. Ihn in seinem Schmerze aufzurichten, fand sich manche Zerstreuung, und seine besondere Zuflucht wurde das Haus der Frau von Wolmany. Diese Dame war allerdings nicht mehr so jung, als Scharfeneck geglaubt hatte. Sie war in dem Uebergangsalter von einer Jugend, die man nicht mehr, auch dem Scheine nach, behaupten kann, zu demjenigen Alter, dem man, wenn man ohne Kinder und ohne unerlaubte Gefallsucht ist, allmählig die Unterlage eines höhern und darum dauernden Reizes für die Gesellschaft zu geben bemüht ist. Frau von Wolmany wollte gefallen, aber innerhalb edler Grenzen. Sie war reich genug, ihr Haus zum Mittelpunkte der interessantesten Begegnungen zu machen. Künstler, Gelehrte, Staatsmänner fanden nicht nur die entsprechendste Aufnahme, sondern wurden, wie dies bei allen Geistesarbeitern, um sie zu fesseln, nothwendig ist, ausdrücklich von ihr gesucht, mit Absichtlichkeit von ihr herangezogen, sogar verwöhnt und um etwaige Vergeßlichkeit oder Außerachtlassung sonst üblicher Rücksichten nicht im Mindesten mit Empfindlichkeit bestraft. Sie hatte jeden Abend Gesellschaft. Fast immer war bei ihr eine Unternehmung im Werke, eine musikalische oder literarische Vorbereitung, und sollte aus letzterm Bereiche auch nur die Vorlesung eines neuen Dramas oder einiger gefälligen Gedichte zur Ueberraschung kommen. Mit besonderer Vorliebe pflegte sie ihre Mon-

tage, an denen jeder ihrer Hausgäste, die es damit wagen durften, der Reihe nach einen Vortrag hielt. Oswald war in nicht geringer Verlegenheit, als er im November erfuhr, daß auch ihn die Reihe, etwas lesen zu müssen, etwa im Februar treffen würde.

In dies gesellige, anregende, immer offene Haus ward auch Scharfeneck eingeführt. Die ruhige, klare, wohlwollende und auf Prüfung sich stützende Weise dieses jungen, mit gefälligen Formen ausgestatteten Mannes, wußte sich einen ganz besonders sichern Erfolg zu erwerben; doch trat Oswald darum nicht in den Schatten. Sein inneres und äußeres Wesen wuchs. Eine lange etwas niedergehaltene Kraft der Entwickelung sprang wie mit stählernen Springfedern empor und gegen die Frühjahrszeit hin hatte Scharfeneck nicht nöthig, einige Male auf den Kreis, in dem Oswald im Sommer gelebt halte, mit Ironie zurückzukommen. Er fragte nach einem, in einer großen Fabrik angestellten Buchhalter Wenk, nach einem jungen Kommis Sigmund Hartmann, nach einer Wäscherin Peltzer, nach einem Händler mit gewöhnlichen Lebensmitteln Bietz .... Oswald, fast verletzt, wich aus und wollte nicht Rede stehen. Befremdender und zur Neugier reizend konnte es scheinen, als zuweilen Malvina Wilde, auch Ludwig Wächter genannt wurden; aber Oswald ging auf nichts mehr ein. Erst da trat mit unausweichlicher Macht die Vergangenheit wieder auf, als Oswald eines Tages Scharfeneck auf einem Verhörzimmer des peinlichen Amtes besuchen wollte und dieser zu ihm sagte: „Ernst, verlaß' das Zimmer! Jeden Augenblick kann Jemand eintreten, den so wiederzusehen dich mit schmerzlichen Empfindungen erfüllen müßte!“ Wie Oswald noch zögerte, noch die Fürsorge des Freundes bei keiner Möglichkeitsvorstellung unterbringen konnte, kam die Sorge schon zu spät. Die Thür öffnete sich, und ein junges, einfach gekleidetes Mädchen trat blaß und schüchtern herein. Es war Ernestine.

Sie zu grüßen und anzureden vermochte Oswald in einer ihn sogleich sprachlos machenden Bestürzung nicht. Aber auch um sich zu entfernen fehlte ihm die Kraft. Er trat von dem hohen Lehnstuhle, auf dem Scharfeneck neben seinem Protokollführer saß, zwar zurück, brachte aber seinen Entschluß, nicht Zeuge der hier bevorstehenden Verhandlung zu werden, nicht weiter zur Ausführung als bis zum letzten Fenster des Saales. Er wandte den Rücken, und Scharfeneck hatte schon mit der im Gegensatze zu dem Tage bei Gerson's fast ärmlich Gekleideten ein Verhör begonnen, das wörtlich so lautete:

Wie heißen Sie? — Wilhelmine Ernestine Waldmann. — Wie alt sind Sie? — Neunzehn Jahre. — Wo wohnen Sie? – Oswald erstaunte nicht, eine andere Wohnung als die des Vaters zu hören. — Leben Ihre Aeltern noch? — Nur mein Vater, ein Gärtner in der Vorstadt. — Womit beschäftigen Sie sich? — Die Pause, die hier eintrat, griff Oswald so ins Herz, als streckte eine eisige Hand gegen ihn krampfhaft ihre Finger aus. Ernestine sagte: Ich nähe Wäsche für ein Nachweise-Bureau, das unter der Leitung des Frauenvereins steht. — Wie viel Brüder besitzen Sie? — Fünf. — Ist Ihnen bekannt, daß der älteste, Heinrich, schon zweimal in Untersuchung war? — Ja. — Kannten Sie die Betheiligung des zweiten Bruders, Wilhelm? — Nach der Untersuchung gegen Heinrich. — Kennen Sie die Vergehen, deren sie schuldig sind? Seit wann sind Ihnen diese Vergehen bekannt? — Seitdem ich das Haus meines Vaters verließ. — Ihr Vater vernachlässigt seine Pflichten? — Die Mutter fehlt. Meine zweite Schwester läßt sich an, ihr ähnlicher zu werden, als ich es leider bin. — Warum leider? — Weil ich meinen Brüdern gegenüber keine Gewalt habe. — Kennen Sie Malvina Wilde? — Ja! — Seit wann? — Sie ist eine Schulfreundin von mir. Auch wohnten ihre verstorbenen Aeltern in unserer Nähe. —

Wie kannten Sie Malvina Wilde von Charakter? — Froh und gutmüthig, unwahr und eitel. — Sind Sie früher von der Verbindung unterrichtet gewesen, durch die Malvina Wilde im vorigen Herbst drei Wochen lang eine auffallende Existenz führte? — Ernestine erröthete und sprach ein festes: Nein! — Sie behauptet aber, ihre Einkäufe immer mit Ihnen gemacht zu haben? — Einmal nur! Ich ließ mich von einer ihrer fast unwiderstehlichen Unwahrheiten, in denen sie Meister ist, täuschen. Das Vorfahren in einem Wagen mit einem Bedienten schien mir zu überraschend, um eine Erfindung zu seyn. Ich war Thörin genug, ihr einige Tage zu glauben. — Haben Sie sie seitdem wiedergesehen? — Auch nur einmal. — Auf welche Veranlassung? — Sie kam mit Thränen zu mir, klagte, daß sie Feinde hätte, die ihr das Leben verbitterten und all ihr Glück zerstört hätten. Man hätte sie als Schwindlerin verklagt. — Was verlangte sie von Ihnen? — Ich sollte von den kostbaren Dingen, die sich jetzt hier auf dem Gerichte von ihr befinden, aussagen, daß sie diese sämmtlich damals schon im Herbste auf unserer ersten und einzigen Ausfahrt sich für ihr damals schon besessenes Geld gekauft hätte. — Haben Sie sich diese Dinge draußen angesehen? — Ja. — Können Sie bezeugen, daß sie sämmtlich damals von Ihnen gemeinschäftlich gekauft wurden? — Nur von einem Hute kann ich es und von einem Shawl; sie waren beide für mich zum Geschenk bestimmt. Ich nahm sie nur deshalb in dem Laden an, um das Aufsehen zu vermeiden, wenn ich diese Sachen zu tragen ablehnte, stellte aber nach einer halben Stunde schon Beides zurück. Malvina hat diese Dinge, gutmüthig wie sie ist, noch immer aufbewahrt. Alles Uebrige an Ringen, Brochen, Kleidungsstücken ist mir unbekannt und kann erst in neuerer Zeit von ihr angeschafft worden seyn. Ich will dies beschwören. — Sie können abtreten, wenn Sie vorläufig das Protokoll durchgelesen

und unterschrieben haben. — Ernestine ergriff die Blätter, stellte sich so, daß sie Oswald's nicht ansichtig wurde, las wahrscheinlich ohne Bewußtseyn, voll Vertrauen, unterschrieb und entfernte sich mit mühsamer Fassung, aber in einer unverkennbaren sittlichen Erhebung und würdevoll.

Oswald hatte die Hand ans Herz gelegt. Es drohte ihm zu zerspringen. Es stand bei ihm fest, daß er zwar das selbst von ihm verkannte, arme, eingeschüchterte und durch eine leichtsinnige Freundin so beschämte Mädchen hier nicht anreden konnte; aber er hätte sich der entschiedensten Herzlosigkeit anklagen müssen, wenn er nicht beschloß, sie noch heute in der von ihr genannten Wohnung aufzusuchen. Es lag in Ernestinens Ton, in ihrer Haltung, in ihrer Art sich auszudrücken etwas so unendlich Elegisches, etwas so neu ihn Anziehendes, daß er ihrer, obgleich sie von der Frische, die die freie Luft des Gartens sonst ihren Wangen angehaucht, schon verloren hatte, jetzt wieder mit wahrer Schwärmerei gedenken mußte. Die sanfte Blässe, das öftere Erröthen gaben ihr in seinen Augen geradezu etwas Verklärtes. Und Scharfeneck ahnte wohl die Folgen dieser zufälligen Begegnung. Er sprach sich auch, als beide Freunde nach einem geheimen Verhöre, das Scharfeneck noch mit Ludwig Wächter, dem Manne mit dem weißen Hute, anstellte, und sie später wieder zusammentrafen, darüber mit ängstlicher Besorgniß aus. Es thut mir leid, Oswald, sagte er, daß du Zeuge einer solchen Scene werden mußtest. Dem verkannten, armen, allerdings interessanten Mädchen war diese Vernehmung vor Gericht nicht zu ersparen. Daß sie so grausam dadurch geschärft seyn mußte, dir zu begegnen, thut mir herzlich leid. Uebrigens muß ich dir sagen, es ist kaum glaublich, was sich damals Alles im Stillen um dich her bewegt hat, sich vor dir verbarg und von deinem gutmüthig Alles verschönernden Auge nicht beobachtet wurde! Schon seit sechs Wochen hab' ich die Verwickelungen ganz einfacher, ihren

Keimen nach in einer ländlichen Idylle entsprungener Thatsachen und Begegnungen zu lösen. Ich will heute Abend versuchen, davon ein Bild in der Vorlesung zu geben, die ich bei Frau von Wolmany halten muß. Ich möchte dir das Versprechen abnehmen, Oswald, daß du Ernestinen nicht früher wieder aufsuchst, bis auch du meinen Vortrag gehört hast.

Oswald hatte Bedenken, fürchtete, etwas Ernestinen Verletzendes, vielleicht gar ihn selbst Betreffendes zu hören.... Aber Scharfeneck sagte: Du trugst neulich eine Art Dorfgeschichte aus unserer Heimath vor. Ich will einmal eine Stadtgeschichte vortragen, bei der du weder mit verbundenen Augen, noch sonst in deinem und leider so allgemein verbreiteten harmlosen Glauben an das „edle, sittliche, gute" Volk persönlich sollst gekränkt werden. Versprich mir jedoch —

Oswald brach des Freundes Bedenken ab.... Der Abend kam heran. Eine große Gesellschaft hatte sich versammelt. Die Kerzen brannten. Frau von Wolmany hatte den Tisch des Vorlesers mitten unter Blumen und hängende Rankengewächse gerückt, und Scharfeneck trat vor, blickte etwas sarkastisch, suchte nach Oswald, der sich in einem Winkel verborgen hielt, und begann erst mit einer Bitte um Nachsicht für eine städtische Dorfgeschichte. Glücklicherweise, sagte er, haben wir es in unserm Geschmack dahin gebracht, uns für die kleinen Abenteuer von Bauern, Milchmägden, Viehhirten, Rekruten ebenso zu interessiren, wie man sich sonst für Undine und Kühleborn, Schlemihl und seinen Schatten, Goethe's Eugenien und Theresen, Natalien und Ottilien interessirte. Ich bitte, mein kleines Lebensbild zu nennen: „Die Weihe der Arbeit," oder wenn Sie einen humoristischen Titel lieber wollen: „Die Kartoffelsetzer."

Man lachte und ermuthigte dadurch den allbeliebten jovialen jungen Mann, zu beginnen. Oswald horchte zu erfahren, mit

welchen Menschen er nun eigentlich umgegangen wäre. Er war auf eine Satyre gefaßt und eine mit den derbsten Strichen.

Drittes Kapitel.

Die Weihe der Arbeit.

Ich führe, las Scharfeneck, die Aufmerksamkeit der geehrten Hörer — die Hörerinnen stell' ich bei so unromantischen Gegenständen aus Artigkeit in zweite Linie — auf eine Gruppe von Menschen, die sich in der Nähe einer großen Stadt eine eigenthümliche Aufgabe gestellt haben. Sie wandern, einige zehn oder zwölf Köpfe stark, aus Männern, Weibern, Kindern bestehend, von den Thoren des rauschenden staubigen Chaos, in dem sie leben, an einem Sonntage in aller Frühe hinaus aufs Feld und wollen, es ist im Monat Mai, acht Tage nach dem grünen Pfingstfeste, jenen Spruch des Dichters: „Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man eine Frage an das Schicksal frei hat," auf ein Stück Ackerfeld beziehen, das in der Ausdehnung von hundert Quadratschuhen zwischen einem blühenden Weizengrunde und einem Mastenwald von Hopfenstangen sich mehre Jahre als ergiebiger Boden für eines Bauern Rapssaat bewährt hat und diesmal in der Brache gründlich ruhen sollte. Ihre Hoffnung auf eine Ernte ist auf das tägliche Brot des Jahrhunderts, die Kartoffel, gerichtet. Mit der Kartoffel wagen sie einen Dilettantenversuch im Ackerbau, der in großen Städten nichts Seltenes ist. Man miethet einem Bauer, der Armen und Reichen täglich die Milch bringt, ein Stück Feld ab zu einer einmaligen Kartoffelernte. Man entlehnt von ihm, wenn er sie billig giebt, die Satzfrüchte. Im

andern Falle bringt man auch selbst seinen Sack voll Aussaat mit und sieht dann zu, was Gott bescheeren wird.

Es versteht sich von selbst, daß die Gruppe dieser „Kartoffelsetzer" nicht etwa aus unsern reichen Brauherren oder Bäckern oder Fleischern besteht. Es sind geringe Leute, die mit dem ersten Sonnenstrahl heute vom Bett sich erheben und die ihnen einzig übrige Zeit, den Sonntag, anwenden, um die von ihnen gemietheten hundert Quadratschuhe umzugraben, dann mit mehren vom Bauer entliehenen Hacken Gruben und Grübchen zu machen und diese mit einer Aussaat zu füllen, die der Bauer gleichfalls bereit halten wollte. Doch sind es auch wieder nicht Bettler, die daher vom Thore wandern, an den Kirchhöfen und Schenken vorüber, das erste größere Dorf bei Seite liegen lassen und um sieben Uhr endlich an dem Vorwerke Rugenwalde anlangen. Es sind Leute aus den Mittelschichten, Handwerker, Gesellen, auch ein Meister unter ihnen, deren Weiber, Hausfreunde und die mit Körben belasteten Kinder. Die Männer gehen in Hemdärmeln. Ihre Röcke tragen sie auf Ziegenhainern oder krummgehalsten Schlehdornstäben. Im Sonnenschein funkeln die reinen Hemden, die eine scharfe Kritik ertragen müssen, denn die Führerin des ganzen Zuges und dessen leitende Seele ist eine berühmte Wäscherin.

Der Bauer und sein Gesinde waren in die Kirche nach Buchenau hinüber. Doch hatten einige Kinder die Instruktion erhalten, die „Stadtminschen" im (Gegensatz zu den „Buuerslüden") zum Feld hinauszuführen und ihnen einige kleine Säcke voll Kartoffelaussaat und eine Anzahl Spaten, Rechen, Handhauen zur Verfügung zu stellen. Nach einem herzhaften Frühstück ging man um halb acht Uhr an die Arbeit, die sich keineswegs gering anließ, denn der Bauer gab seinen Acker gerade nur so, wie er im vorigen Jahre seinen letzten Raps von ihm geerntet, ihn dann umgepflügt und so zu einer längern Pause bestimmt hatte. Der Gatte der Wäscherin, Steinsetzer, brummte über den Mangel an Vorberei-

tung nicht wenig; aber seine Frau, seine Schwester, sein Schwager, ein Schneider von einer besondern Muthigkeit, dessen Altgesell, ein dürres, flügges Junggesellelein, drei erwachsene Töchter des Schneiders, ein besonders anmuthiges, sehr gefälliges Mädchen, das man Malvina nannte, Alles ermunterte sich wechselseitig, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern mit dem Werke um so mehr zu beginnen, als von Stunde zu Stunde neue helfende Hände von der Stadt nachkommen würden. Die Männer ließen Getränke wandern. Die Kinder sangen. Die Frauen lachten. Es ging flink und lustig und die anfeuernde Kriegsmusik kam besonders von zwei Menschen, die, obgleich mit verschiedenen Mitteln, doch zugleich die Hände und den Geist in Bewegung setzten. Die eine muthige Trompete blies Malvina, die andere ein junger Mann mit feinern Gesichtszügen, zierlichem Bart um Lippe und Kinn, sauber gefälteter Wäsche, ein junger Mann, den man Hartmann nannte, die Kinder wohl auch Sigmund. Malvina trillerte und wirbelte wie eine Lerche, jubelte und zwitscherte. Sie wußte die Arbeiter anzufeuern mit den schönsten Opernreminiscenzen; denn sie hatte sehr oft Billets und sogar an einem Abend für sämmtliche Theater zwei. Sah man das volle, blühende, junge Mädchen mit dem Spaten, den auch sie führen wollte, und verglich dabei ihre städtische Tracht, den zierlichen durchbrochenen Strohhut mit fliegenden langen Seidenbändern, eine schwarze Echarpe von Seide und ein Sommerkleid, unten mit dreifachen Volants, so hätte man wirklich glauben dürfen, hier würde eine Theaterscene gespielt. Es war Margaretha in den Hagestolzen und gerade so wie aus der Maskerade gekommen. Die zarten Hände, die nur das feinste Bügeln bei Frau Peltzern, ihrer „Tante," besorgten und die im Kräuseln und Plätten der schwierigsten Chemisettenfalten ihres Gleichen suchten, fanden sich zwar mit dem Spaten nicht zurecht, das zierliche Füßchen mit den leichten Sommerkamaschen von Nanking und den Perlmutterknöpfchen

daran konnte dem eisernen Scheit keinen Nachdruck geben, aber ihre Mitwirkung war und sollte nur seyn eine moralische. Sie belebte die ganze Unternehmung. Sie lachte, sie scherzte, sie sang, sie spottete, und in dem Altgesellen Leimgang, der sichtlich, trotz seiner Jahre, und vielleicht gerade wegen ihrer in sie verliebt war, in dem hätte sie heute geradezu einen Wettkampf mit allen Arbeiten des Herkules hervorbringen können. Tante Peltzer warf ihr zuweilen gewisse Blicke zu, die von einem Nachsinnen Kunde gaben, das viel ausdrücken konnte. Der Hauptsinn dieser oft schmunzelnden, ja zuweilen unheimlichen Blicke war jedenfalls der: „Schone dich nur, Malvina, sonst liegst du da und hast die Bescherung!"

Die andere Belebung und Anfeuerung, die von Herrn Sigmund Hartmann, einem jungen Handlungscommis, ausging, war gleichfalls eigenthümlich. Der ergriff auch den Spaten, merkte jedoch bald, daß seine Cigarren mit solcher Arbeit in Collision kamen. Er hatte sich dieser Partie nicht etwa als Interessent an der Ernte, sondern nur deshalb angeschlossen, weil er in Malvina eine Liebe zu ihm voraussetzte. Er ließ bei Frau Peltzer waschen und zog sich die Achtung dieser umsichtigen Frau besonders durch seine Genauigkeit, deutsch: Accuratesse, zu; denn Sigmund Hartmann war einer derjenigen ihrer Kunden, die am schwierigsten zu behandeln waren, obgleich sie für einen Geheimrath und sogar einen jungen Grafen wusch, dessen Vertrauen sie selbst in der Auswahl seiner Completirungen genoß. Sie war es, die dem jungen Grafen Luchsifuchsi die Leinwand ankaufte; sie ließ für ihn nähen und hielt ihm auf eine Art das Haus zusammen, die ohne Zweifel den Neid seines ersten Bedienten, Herrn Morbiller, erregt hätte, wenn nicht Beide in allen diesen Geschäften, wie noch in einigen andern, vorgezogen hätten, Hand in Hand zu gehen. Sigmund Hartmann war indessen noch „eigner" als Graf Luchsifuchsi, der doch seinerseits für einen jugendlichen und nur seinen Erfolgen le-

benden Don Juan galt, „eigner" und accurater sogar als sein Kammerdiener Morbiller, der im Punkt seiner Vorhemden mit seiner sonst besten Freundin, Frau Peltzer, nicht immer harmonirte.

Und Malvina schien wirklich Sigmund Hartmann zu lieben, obgleich dieser auf den ersten einfachsten Kennerblick ein Tyrann war, ein junger Mann voll Eitelkeit und dem gefährlichsten Selbstgefühl. Sie bewies ihre Liebe durch Neckereien. Da es Herrn Hartmann unmöglich war, beim Graben, Setzen, Schaufeln seine Cigarren zu rauchen, deren er sich ein Dutzend für den Sonntag in einem Strohetui mitgenommen, so gab er sich das Ansehen, als stünde er über dem ganzen Vorhaben dieser Gesellschaft, und ließ sie es merken, daß sie es sich zur Ehre anrechnen sollte, wenn er sie unterstützte. Und sie rechnete es sich wirklich zur Ehre. Sie ertrug, daß Hartmann unausgesetzt die Hoffnungen verspottete, die man auf die Octoberernte setzte. Allgemein war die Bewunderung vor seinen: Auch nicht übel! A la bonne heure! Merkst du was? Zwei Schritt vom Leibe! und ähnlichen sogenannten „Witzen." Hartmann war in Frankreich gewesen, und ohne seine eigene Muttersprache richtig zu sprechen, warf er mit französischen Brocken um sich, die sich in eine ans Aeffische streifende Nachahmung verloren. Wenn er dann und wann seinen Spaten ergriff und Miene machte, einen Haufen Erde abzustoßen oder zuzudecken, so rief er wie ein französischer Aufläder: Hé! Holà! Houp! womit er eine unbeschreibliche Wirkung bei Jung und Alt hervorbrachte. Mochten diese aber noch so sehr über ihn lachen, noch so sehr sein Hé! Holà! Houp! bewundern, wie wir einen treffenden Einfall von Swift oder Voltaire bewundern, das hinderte ihn nicht, in dem Falle, wenn ihm von ihren Spaten auch nur ein Sandkörnlein an seine weißen Piquebeinkleider sprang, in hellen Zorn auszubrechen und Worte zu rufen von eisiger Gemüthskälte. Diese Gemüthskälte wurde von Allen als Sinn für Sauberkeit

und Ordnung aufgenommen, und in der That, auch Malvina schwärmte für ihn.

Soll ich noch einige dieser edeln und echten Volkscharaktere genauer schildern? Genug! Es kam endlich der Bauer Thomas mit seiner ganzen Familie aus der Kirche zurück. Er mußte nicht wenig erstaunt seyn, die Arbeit auf seinem Felde in so munterm Fortgange zu sehen. Der Bauer lachte, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid, wie er dem Landmann eigen ist. Zu einem Lächeln, zu einem Kopfschütteln sogar und zu einem Kratzen hinterm Ohr war zuletzt Raum genug gegeben. Wie dem schulgerechten Reiter der lateinische lächerlich erscheint, so lateinisch und laienhaft mußte dem Bauer Thomas, seinem Weibe und seinen Knechten diese Ackerwirthschaft der „Stadtminschen" erscheinen. Er stopfte sich die Pfeife, setzte sich unter einen großen Weißfliederbaum, der seinen Räder-, Deichsel- und Pflugvorrath beschattete, und sah der in der Erde wühlenden, übermüdeten, halbtrunkenen Gesellschaft lachend von Ferne zu. Zur höchsten Freude der Frau Peltzer und zur Erlösung von langer Spannung hatte diese sich inzwischen durch zwei neue Gäste vermehrt, den Kammerdiener des Grafen Luchsifuchsi, Herrn Jean Morbiller, und einen blassen, aber wohlgekleideten Mann in einem weißen Hute, Namens Lude Wächter. . . . .

Lude Wächter? rief eine Dame von Scharfeneck's Zuhörerinnen. — Er hielt inne. — Ist das, sagte die Dame schüchtern, jener Ludwig Wächter von der schlesischen Grenze, den einst mein seliger Schwager, der Landrath von Werthern, als ein Muster der seltensten sittlichen Anlagen, die nur im Volke schlummern können, aus einem Dorfe herausnahm und nicht eher ruhte, bis dies Kind auf Staatskosten erzogen wurde?

Scharfeneck erschrak fast, daß er so unvorsichtig gewesen und Wächter's wahren Namen ausgesprochen hatte. Indessen bejahte er die Frage und fuhr fort:

Wenn man dem Kammerdiener des Grafen Luchsifuchsi mit einigen kurzen Strichen äußerlich kenntlich machen wollte, brauchte man nichts, als ihn einen Mann zu nennen, der zu seinem Leibrock eine Elle Tuch mehr als andere Mitmenschen brauchte, ein behäbiges Doppelkinn hatte, das sich tief in seine leichtgeknotete weiße Halsbinde einwühlte, einen rothen Backenbart, Ringe an den Fingern und Ringe in den Ohren. Frau Peltzer rief ihm ein lautes Ach! der Freude entgegen, Malvina fast ein Ach! des Schrekkens .... Ludwig Wächter bezog diesen Schrecken auf sich .... Dieser gebückte, schmächtig gebaute, verdrießliche Mann mit blasser Miene, stechenden grauen Augen, fast bartloser Lippe war ein halber Gelehrter. Er gab Unterricht in Elementarkenntnissen. Seine Herkunft war unbekannt, Alle aber wußten, daß er ein geregeltes Leben führte, hohe Gönner hatte und sich durch Stundengeben in den untern Sphären allmählig eine Summe Geldes erspart hatte. Berechnete man freilich, wie gering der Ertrag aus solchen einzelnen Groschen seyn konnte, so begriff man wiederum nicht, welche Kunst der Oekonomie Herrn Wächter zu Gebote stand. Man behauptete, daß er zugleich die Funktionen jener öffentlichen Schreiber verrichtete, die in Rom, Venedig, Paris in ihren Buden auf offenem Markte den jungen Burschen und Mädchen, die nicht schreiben können, ihre Herzensangelegenheiten in briefliche Formen bringen. Für diese Thätigkeit, die sich auch auf schriftliche Eingaben bei Gerichten, ja sogar auf schwungvolle Gelegenheitsgedichte erstreckte, hatte der, wie man sagte, „verdorbene" Lehrer Lude Wächter — der Ursprung dieses vertraulichen Vornamens war unbekannt — einen weitverbreiteten Ruf. Er mußte in eine Menge von Geheimnissen eingeweiht seyn, mußte die Lebensbeziehungen von Menschen kennen, die sich selbst Niemandem verriethen, am wenigsten in der Eigenschaft, nicht lesen und nicht schreiben zu können. Er schrieb dem Schneider alle halbe Jahre seine Rechnungen, einem mitarbeitenden Krämer führte er sein

Jahresbuch, er war in allen Familien heimisch, bei keiner eigentlich beliebt, bei Niemandem eigentlich gern gesehen und doch überall zugegen. Lude Wächter schien auch von Malvina zu wissen, daß sie nicht gut schreiben konnte, wenigstens da nicht so, wo man nicht gern verräth, daß einer so reizenden Außenseite so wenig innere Bildung entspricht. Malvina erschrak vor Lude Wächter wie ein freigelassener Verbrecher vor seinem ihm zufällig begegnenden frühern Inquirenten. Die hübsche Närrin wird nicht viel mehr von Lude Wächter sich haben schreiben und aufsetzen lassen als allerhand ablehnende Huldigungen, aber sie war eitel und verrieth nicht gern, daß sie nur unorthographisch und eigentlich so gut wie gar nicht schreiben konnte, am wenigsten aber verrieth sie dies gern in Gegenwart des Herrn Morbiller, des Kammerdieners beim jungen liebenswürdigen und schwarzgelockten Grafen Luchsifuchsi.

Herr Morbiller und Lude Wächter halfen noch, jener, trotz seines Siegelringes am Finger, dieser, trotz seiner geringen physischen Kräfte, an der Kartoffelsaat. Es war noch immer ein großes Stück Arbeit zurückzulegen. Man fand es zu gnädig, daß auch Herr Morbiller hier helfen wollte. Doch zog dieser wirklich den Frack aus, legte sich ein seidenes ostindisches Tuch unter sein mächtiges Knie und fing an, mit aufgekrämpten Armen zu wühlen, zu setzen, zu häufeln. Wer die geheimen Gedanken errathen hätte, die da mit in die Erde vergraben wurden! O du heiliger Boden der Natur! Welche Hände berühren dich! Welche Blicke wurzeln sich in die unbefleckte Reinheit deiner Schollen ein! Der Eine durchwühlt dich stier und schon halbtrunken, der Andere voll innerer Verwünschung um all die Plage, der Dritte mit dem Geize eines Harpagon, der Vierte mit den Folterqualen der Eifersucht, ein junges leichtsinniges Mädchen mit Ringen am Finger, die über ihren Stand hinausfunkelten! Nur die Kinderhände arbeiteten mit freudiger Hingebung an die Sache selbst; den Kindern schwebte einzig und allein von ihrer Mühe

das erreichte Bild einer geernteten Saat vor! Sie wußten von der Schule her, wie reich sich der Segen Gottes in dieser Frucht bewährt, wie sie von fernem Meere kam, eine Wohlthat der neuen Welt wurde, und wohl erinnerten sie sich, im letzten Herbst gesehen zu haben, wie ein solcher grüner Strauch, den man Anfangs für die Frucht selbst hielt und vor hundert Jahren kochen wollte, allmählig abwelkend herausgehoben wird, und was für ein Gewimmel und Gedränge das war! Da hingen an den Wurzeln große und kleine Knollen, Früchte von der Größe eines Weihnachtsapfels bis zu den kleinsten, die einer Erbse glichen! Und wie viel bunte und wunderliche Figuren durcheinander! Früchte, die wie Eier, andere, die wie Kegel aussahen, manche zu zwei, Zwillinge, ein Altes und ein Junges wie zusammengewachsen, das Bild einer Familie, eines ganzen Stammbaumes der Fortpflanzung, eine Caritas der Natur!

Gegen sechs Uhr war denn endlich das mühselige Werk vollendet. Die Sonne stand noch golden. Aber manche der müden Arbeiter waren schon unbeschreiblich ungeduldig geworden. Hartmann entwickelte Charakterzüge, die der Hinneigung, die Malvina in der That mit aller Reinheit der Gesinnung für seine „Absonderlichkeit" und seine „Eigenheit" fühlte, jeden Halt nahm. Sie liebte ihn. Lude Wächter wußte es. Sie hatte bisher noch allen Lockungen und Huldigungen der Welt widerstanden; doch war sie wie eine zu aufgeblühte Rose, die den Gärtner bittet, sie noch in einen schönen Kranz zu winden, ehe sie sich entblättern würde. Die Sonntagsspaziergänger kamen schon von Buchenau herüber und standen an dem Acker still, wo Stadtleute wie Bauern arbeiteten. Sie lachten. Die Scham reihte sich jetzt an Aerger. Der Schneider, der Ehrgeiz und bedeutende Kunden besaß, blickte kaum auf. Der Steinsetzer begann mit den Gaffenden einen Zank. Morbiller seufzte

und sprach vom Walde und vom Kaffee, den man selbst hatte kochen wollen, sprach von Brombeerhecken und den grünen Rasenplätzen. Endlich war man zu Ende. Hartmann gab dem ganzen Werk, wie er sagte, den „Segen," indem er mit seinem rechten „Vernisstiefel" einen Bogen rund über das Feld zirkelte und sich dabei auf dem linken Absatz umdrehte. Man belachte auch diese Wendung des glücklichsten aller erzwungenen Komiker, reinigte sich am Brunnen des Bauern und ging dem Walde zu, wo man die im Auge gehabte grüne Stelle, um sie nicht andern Spaziergängern abzutreten, von einigen Kindern hatte bewachen lassen. Der levantische, dünne, aber doch heiße Trank, den man sich auf zusammengerafftem Reißig selber braute, belebte einigermaßen die erloschenen Lebensgeister. Hartmann ergriff schon seine neunte Cigarre. Malvina schwieg. Sie war am meisten erschöpft, sie streckte sich auf einem Umschlagetuche, das sie über dem Rasen ausgebreitet hatte, und sah gedankenlos oder gedankenvoll, wer konnte es errathen, in den staubigen Kiefernwald, der sich, da plötzlich Regenwolken heraufzogen, zu verdunkeln anfing.

Morbiller hatte ihr schon einige Mal zugeraunt, sie möchte ihm für einige Worte Gehör geben; er hätte ihr eine Mittheilung zu machen. Endlich brach man auf. Bei der Wanderung durch den Tannenwald drängten sich drei Menschen um Malvina. Sie hatte den Hut in der Hand und schlenkerte ihn an den seidenen Bändern hin und her. Ein ihr zuweilen in dem langen Kleiderbesatz fest sich nestelnder Tannenzapfen gab Gelegenheit, daß sich bald Morbiller, bald Hartmann, bald der durch alle außerordentlichen Eindrücke dieses Tages in Ekstase gerathene Altgesell Leimgang ihr dienstbar beweisen wollten. Eine solche kleine Kokette der Bürgerwelt — wahrlich, sie genießt mehr Huldigungen, als alle gebildeten „Töchter edler Herkunft," welche die Sprache der Liebe nur aus ihrem gold=

geschnittenen Geibel oder der minniglichen „Amaranth" kennen. Ihr Armen, all euer Französisch, euer Englisch, eure Musik, euer romantisches Schwärmen trägt euch nicht halb so viel Befriedigung der innern Sehnsucht ein, wie eine solche kleine Königin der Dachstuben oder Kellerwelt an einem einzigen Sonntage erntet! Malvina tändelte mit der Beflissenheit der drei Männer (im feurigen Ofen der Eifersucht), wie ein Escamoteur mit seinen Bällen spielt. Endlich aber gelang es doch dem Kammerdiener, sie an einem Busch festzuhalten, während Hartmann eilte, aus Furcht, das Gewitter könnte seine „Vernisstiefeln" überfallen. Fräulein —! sagte Morbiller und hielt Malvina so fest, daß sie hinter dem Busche stehen bleiben mußte. Was wollen Sie? fuhr sie auf und wollte sich losreißen. Lesen Sie! flüsterte Morbiller: Ein Brief vom Grafen. Er drückte ein zierliches Billet in die von einem schwarzen Floretthandschuh bedeckte Hand Malvinens. Diese aber stieß das Billet hocherröthend zurück und sagte: Hier, daß ich's nicht vergesse! Ich brachte den Ring heute der Tante zurück. Sie wollte ihn nicht nehmen. Jetzt nehmen Sie ihn! Aber Morbiller war schon weiter gegangen. Der zierliche kleine Brief mit gräflichem Wappen lag schon zwischen dem Buschwerk mitten unter den Dornen und den Brennesseln. Des Mädchens Hand zuckte nach dem Papiere. Welche Ueberredung liegt nicht in drei Zeilen, die zugesiegelt und an uns adressirt sind, und noch dazu von solcher Hand! Sie erbrach mit klopfendem Herzen und wollte — Ja! Malvina! Du wolltest? Was wolltest du? Bei Lude Wächter Stunden im Lesen und Schreiben nehmen, aber wo fandest du Zeit, Geduld, wahren Lebensernst dafür! Malvina mußte dem Vertrauten winken, mußte sich's von Lude Wächter vorlesen lassen und hörte dann durch das geistige Organ aller dieser Menschen folgende Worte: „Malvina! Angebetete! Ich

schwöre dir, nie dich zu verlassen, dein zu seyn auf ewig! Laß mich hoffen! Ein Wort der Liebe von deiner Hand; keine spröde Ablehnung wie bisher! Sey mein, und dein Leben soll gekrönt werden, wie es deiner Schönheit, deiner Liebenswürdigkeit gebührt! Rechne auf mich in jeder Lage deines Lebens! Ich will dir Alles seyn, wenn du mir es bist! Dein Edgar!" Lude Wächter gab den Brief ruhig an Malvinen zurück und ging. Zitternd hielt das sichtlich gefolterte Mädchen das sauber duftende Papier in Händen. Ohnehin aufgeregt durch die Abwechselungen dieses Tages verdunkelten sich ihr die Augen. Sie sah nichts von Dem, was um sie her war. Sie sah nur den jungen, vornehmen, reichen, schönen Edgar, der diese Zeilen schrieb, ihr so schreiben konnte! Sie sah ihn, wie schon einmal — als sie in Angelegenheiten der Tante bei Morbiller war und Edgar eintrat und sie umfangen wollte und sie ihn zurückstieß, und doch sah sie jetzt die bunten Teppiche, die Bilder, die Vorhänge wieder, die ihr damals einen Eindruck machten wie mit tausend Ueberredungen zur Sünde. Sie blickte auf. Morbiller's grinsendes Antlitz mit dem rothen Barte und den Ringen im Ohre stand vor ihr. Er sprach: Nun? Nun? Aber sie rief: Lassen Sie mich! stieß ihn zurück und entfloh. Morbiller hatte den Brief rasch wieder an sich genommen. Mehr wollte er ja vorläufig nicht, dieser elende Mensch, dem nur ein Burnus, nur eine weiße Kapuze über dem Kopfe fehlte, um ihn zu einem achtbaren Geschäftsmann auf dem Sklavenmarkte zu Aleppo zu machen.

Auf dem buchenauer Tanzsaal kam man gerade zur rechten Zeit an; denn eben brach das Wetter los. Das war in dem Wirthshaus ein Gewühl, ein Lärmen, ein Drängen, ein Drücken, ein Qualm von Tabak, ein Winseln von getretenen Hunden, ein Schreien der Kinder, dazwischen die lustigsten Polka's mit schmetternder Trompete. Der Steinsetzer war schon so „wild,"

daß er sich mit dem Ellbogen Bahn brach und mit einem derben Faustschlag einen Tisch eroberte, der, wie der Augenschein zeigte, von Andern besetzt war, die eben tanzten. Er zerschlug bei dieser Gelegenheit einen Spiegel, der eine augenblickliche Konfiskation des Umschlagetuches seiner Frau von Seiten der Wirthin zur Folge hatte. Voll Prahlerei löste er sich und das Tuch mit drei Thalern aus, eine Summe, über der dem um Gotteswillen um Ruhe bittenden Schneider ein Gedanke kam, als wollte er sagen: Siehst du, da liegen schon drei Scheffel Kartoffeln! Malvina tanzte. Bald mit Hartmann, bald mit Andern, die sie aufforderten, mit Manchem, der sie schon kannte. Hartmann hatte auch im Tanze mehr die Eitelkeit, sich als Tänzer zu zeigen, als die Absicht, durch den Tanz dem Herzen eines Mädchens näher zu kommen, von dem er wußte, daß sie ihn liebte. Wächter saß unter jungen, zechenden Handwerkern und Arbeitern, von denen einige Gärtner, andere Fabrikarbeiter, andere Söhne wohlhabender Fischer aus der Vorstadt waren, junge wilde Männer, die Malvina alle kannte, die sie aber hier und sonst vermied. Die Fabrikarbeiter und Gärtner gehörten einer Familie Waldmann an, die Fischer waren ihre Kameraden, Alles gefährliches, unruhiges Volk, mit dem es zuletzt zum Handgemenge kam. Selbst Leimgang war vom Trunk, vom Tanz und dem Ehrgeiz der Liebe so gehoben, daß er Antheil nahm. Blut floß. Die „Freude" war hin, das „Vergnügen" gestört und die Rückkehr, zu Fuß, selbst wenn es nicht regnete, jetzt unmöglich. Der Regen strömte. Man mußte nach dem Vorwerke schicken und den Bauer um einen Leiterwagen nebst möglicher Bedachung durch ein Leintuch bitten. Nach einer Stunde, die unter Vorwürfen, Zank, Drohungen, Geschrei der Kinder hinging, kam endlich ein Knecht des Bauern mit einem bedeckten Wagen, wo sich auf ausgebreitetem Stroh die ganze Gesellschaft wie die zu Markt gefahrenen Kälber zurechtlegen mußte. Leimgang, von allen Seiten mit nassen Tüchern umwunden, mußte fast hinaufgetragen werden.

Hartmann hatte alle Gegenwart des Geistes, das Interesse an Malvinen und sogar an seinen Stiefeln verloren. Als man den total sinnlosen Steinsetzer in's Stroh hineinschob, riefen die Kinder halb weinend und halb lachend: Hé! Holà! Houp!...

Vom Thore an wurden die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft bald da, bald dort abgeladen. Zuletzt blieb nur noch Morbiller, Malvina und Lude Wächter. Der Knecht wollte nicht weiter. Es war spät; er drängte, umkehren zu dürfen. Malvina stieg am Palais des Grafen aus. Morbiller ersuchte sie einzutreten, da er ihr einen Regenschirm leihen wollte. Lude Wächter ging, um seinen weißen Hut zu schonen. Das große Portal öffnete sich, der zweite Bediente leuchtete. Morbiller sprach von einem Regenschirm. Malvina trat nur auf die Schwelle der Portierstube. Es war dunkel. Morbiller wollte ein Feuerzeug anzünden. Das Schwefelholz zündete nicht. Malvina trat etwas näher. Es öffnete sich eine Thür... Genug!... Der Sonntag war zu Ende.

Frühkartoffeln gab es unter der Hand schon im Juli, auf dem Markte freilich erst im August. Um diese Zeit konnten die Kartoffeln im Vorwerk Rugenwalde erst blühen. Der Bauer Thomas wunderte sich, daß so wenig Nachfrage kam. Nur der arme Leimgang hinkte einige Male aus der Stadt heraus und sah wehmüthig die weißen Blüthen an, die man auf der verkümmerten, mißrathenen Pflanzung zählen konnte. Der Bauer tröstete, es würde sich schon machen. Im Spätoktober hätte die Ernte mit Muße und Lust heimgebracht werden können, aber sie war nicht danach. Nicht der zehnte Theil der gesetzten Früchte war aufgegangen. Die Wurzeln von denen, die geblüht hatten, waren keine Symbole der allfruchtbaren Caritas der Natur. Die Theilung erzeugte einen Prozeß, der Prozeß Verwickelungen, die nicht hierher gehören.

Als der Schnee geschmolzen war und die ersten Lerchen stiegen,

trieb der Bauer seine Pflugschar über den entweihten Acker und ließ das neugeschärfte Eisen tief in die Erde greifen. Sein Auge sah rechts und sah links und achtete des Bogens, wenn das Eisen sich zu wenden hatte. Er hielt den Strich mit nerviger Faust. Entdeckte er da und dort noch einen glänzenden Gegenstand, eine Haarnadel, eine zerknitterte Bandschleife, sah er die Reste weggeworfener Cigarren, es kümmerte ihn nicht in seinem ernsten Werke. In diesem Jahre sollte der Acker mit neuer Kraft tragen und gerade die Kartoffel, um deren Erzeugungsfähigkeit ihm sein Feld bedroht schien. Mit frohem Muthe pflügte er die Saat ein. Zwei Pflüge hinter einander. Einer, der die Furche für die Saat öffnete, der andere, der sie deckte. Raum zwischen den Reihen, nicht die Früchte zu eng an einander, daß Schäufler und Häufler im Sommer wirken und schaffen können. Und im Frühherbst trug der Acker hundertfältige Frucht. Das Auge der Liebe hatte die knospenden Augen unter der Erde bewacht, sie vor Mißwachs, wucherndem Unkraut und ungebetenen Eindringlingen gehütet. Als die geernteten Scheffel Sack an Sack beisammen standen, dachte der Bauer freilich nur an den möglichst guten Verkauf auf dem Markte, aber wenn er dem Pfarrer den ganzen Vorfall, wie ich ihn schilderte, erzählt hätte, so würde dieser ihm vielleicht gesagt haben:

Die Natur ist nur bis zu einem gewissen Grade Sklavin. Sie dient willenlos, dient aber nur Dem, der sie liebt und pflegt. Die Natur hört auf, eine todte Kraft zu seyn, wenn man Das, was sie so gern bringt, für eine Nothwendigkeit hält, die sich von selbst versteht. Sie kann uns durch wunderbare Einfälle, die wir nicht erwarten, überraschen. Sie kann Erzeugnisse hervorbringen, die kaum möglich scheinen, Bastardwerke des Zufalls. Aber in Dem, was der Mensch ihr zumuthet und was er von ihr voraussetzt, erfordert sie einen heiligen Cultus, wie jedes ernste Werk, das gedeihen und gelingen soll. Auch die Arbeit hat ihre Weihe.

Die Gesellschaft urtheilte. Alle Bedenken, die sich Anfangs geäußert, in Blicken, leisem Murmeln auch ausgesprochen hatten, verschwanden vor einer Moral, die die geschilderte Scene als eine Art Allegorie und anwendbar auf manchen Unterschied zwischen Berufenen und Unberufenen erscheinen ließ. Man unterdrückte die nähere Forschung nicht, warum der Vorleser einer Person, jenem Ludwig Wächter, nicht die Bedeutsamkeit gegeben hätte, die durch die Aeußerung der Dame, deren Schwager ihn so gerühmt, verheißen schien. Scharfeneck wich nähern Erörterungen über alle diese Persönlichkeiten aus und sagte: Ich bin kein Dichter und kein Philosoph, seyen Sie mit der Plauderei zufrieden, die ich gegeben habe, um auch einmal das Volk so zu schildern, wie man es gewöhnlich nicht schildert!

Oswald aber — Oswald war tief verletzt, innerlichst verwundet. Nein! Nein! rief es in ihm. Nicht das ganze Volk ist so tiefbeschädigt wie diese städtischen Erdäpfelpflanzer! Es giebt auf diesem niedern Boden noch duftende und liebliche Blüthen! Du hast deinen Zweck verfehlt, Freund! Ich glaube an das Volk und suche mir in der Schale den edlern Kern!.. Er riß sich still von der Gesellschaft los, brachte eine schlaflose Nacht zu und führte am Morgen den Plan aus, der bei ihm unwiderruflich feststand, aufs neue anzuknüpfen mit seinem für ihn und ein reines Auge rein und gerechtfertigt dastehenden Mädchen aus dem Volke.

Viertes Kapitel.

Unter dem Dache.

Oswald hatte in der von Ernestinen im Protokoll bezeichneten Wohnung vier Stiegen hinter sich und hielt jetzt einen Draht ohne Griff in der Hand, der eine Klingel bedeuten sollte. Eine alte Frau öffnete. Die Nähterin, die für den Frauenverein arbeitete, hieß es, wäre nicht daheim, würde aber jeden Augenblick kommen. Oswald fragte, ob er warten dürfte. Mit dem größten Vertrauen öffnete man ihm eine auf den engen Vorplatz hinausgehende Thür .... Er trat in Ernestinens kleines, aber freundliches Zimmer. Nur ein Fenster erhellte es; es ging aufs Dach hinaus. Eine Schlafkammer nebenan war geschlossen. Unter den schrägen Seitenwänden der Mauer nach der Straßenseite zu standen eine Kommode, ein geschlossener Waschtisch. Die Fensternische selbst war verstellt mit einem Tisch, auf dem unter mancherlei Nähapparaten ihm Schulhefte und Bücher auffielen. Auf dem Fensterbret stand ein Tintenfaß mit einem Kästchen, das wahrscheinlich Stahlfedern enthielt. Die Beinhauer'sche bunte Etikette der Stahlfedern lag wenigstens auf dem Tische zerschnitten zu kleinen Sternen, auf denen Zwirn und Seide aufgewickelt war. Die Wirthin, die mehr aus Höflichkeit als aus Mißtrauen den wahrscheinlich seiner Weiß-Wäsche wegen so hoch gestiegenen Herrn aufhalten wollte, erzählte ihm von Ernestinens Fleiß und lachte über die Bücher und Schreibhefte. Oswald, wohl entnehmend, daß Ernestine die Absicht hatte, ihre wildwachsene Erziehung etwas zu berichtigen, blätterte darin. Es waren französische Elementarbücher, Rechenbücher, Lesebücher mit ver=

schiedenen Schriftsorten. Der Lehrer, erfuhr er, war auch hier wieder Herr Wächter. Oswald gefiel sich in dem Gedanken, ob dieser Trieb der Selbstbildung wohl über Ernestinen gekommen wäre, seit sie sich so plötzlich seines Interesses für sie beraubt sah? Einige Augenblicke darauf nahm ihm Ernestine selbst diesen Glauben und sagte ihm als nächste Veranlassuag dieser Studien eine ganz andere Veranlassung.

Ernestine war nach wenigen Minuten erschienen. Sie erröthete wohl, war aber von dem Besuche Oswalds nicht überrascht. Sie gestand ihm offen, daß eine innere Stimme ihr gesagt hätte, ein ihr und ihrer Familie früher so freundlich gewesener Mann würde nach der traurigen Begegnung vor den Schranken des Gerichts sie nicht unbesucht gelassen haben, um ihr ein Wort des Trostes zuzusprechen. Oswald erstaunte, Ernestinen von dem Geschick ihres Verkehrs mit den Gerichten fast ganz allein erfüllt zu sehen. Er hätte viel lieber gehabt, in Ernestinens Seele nur das eine Gefühl, das des Schmerzes und des Verlassenseyns durch seine Trennung, anzutreffen. Im Gegentheil, diese Trennung verstand sich für Ernestinen, wie sie sagte, von selbst. Was sollte er auch länger in ihrem Hause, in ihren bescheidenen Verhältnissen, unter rohen Geschwistern, die ihr schon angefangen hatten Schande zu machen! Von ihrer glänzenden Ausfahrt mit der immer abenteuerlicher gewordenen und doch nach Scharfeneck's Erzählung fast bemitleidenswerthen Malvina sprach sie wie von einer großen „Unvernunft", welche die Quelle alles ihres gegenwärtigen Mißgeschickes geworden wäre. Und als Oswald sie über den Prozeß beruhigte und von ihrer dem Inquirenten, seinem Freunde, vollkommen erwiesenen Nichtbetheiligung an dem Leichtsinn eines Mädchens, das später auf den Namen bald des Grafen, bald seines Kammerdieners überall entliehen und geborgt hatte, sprach, mußte er die mit wahrer Angst ausge=

sprochene Frage hören: „Aber kommt denn das nicht Alles vor's öffentliche Gericht?" Oswald beruhigte sie und erstaunte, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß Ernestine Erzgeiz besaß. Sie gestand ihm, daß sie zum ersten Male über ihre mangelhafte Bildung erschrocken wäre, als sie, wegen ihrer Brüder vor Gericht gerufen, lesen, schreiben und einige dabei vorgekommene Zahlenverhältnisse hatte ausrechnen sollen. Man hätte damals manches Wort, das sie eben gesprochen, in der Niederschrift verbessert; seitdem wage sie kaum den Mund aufzuthun in der Angst, die Sprache wohl irrthümlich zu gebrauchen. Sie war darüber so in Sorge gerathen, daß sie beschlossen hatte, nachzuholen, was bei dem traurigen Frühverbrauch der Kinder zu den Zwecken des Hauses und der väterlichen Gewerbe bei den Kindern der Armen auch an ihr versäumt worden wäre. Oswald erstaunte über alle diese Aufklärungen, die Ernestine in einer eigenen Mischung von Scherz und Ernst gab. Ausdruck von Bedeutung gab ihr dabei ihre Darstellung der Lagen, in denen sie seither sich befunden, und eigentlich raffte sie Alles mit Aengstlichkeit zusammen, was sie an Thatsachen nur auftreiben konnte, um nur ihren Besuch zu unterhalten oder wohl noch mehr, um eine gewisse Leere und Lücke nicht eintreten zu lassen, die bei einem gefahrvollen Gegenüber mit Männern für Frauen oft so verhängnißvoll wird. Oswald hatte freilich des plaudernden Mädchens Hand ergriffen; aber es lag so viel Unbefangenheit in ihr, daß er seiner aufwallenden männlichen Empfindung Schranken setzte. Inzwischen kam auch eine Störung. Herr Wächter, der Lehrer, hatte draußen geklopft. Oswald erhob sich mit der Bitte, sich zuweilen nach Ernestinens Wohl und Wehe erkundigen nnd sie mit seinem Rathe unterstützen zu dürfen. Ernestine erröthete und dankte befangen. Den blinzelnden Seitenblick des draußen harrenden Lehrers, der einen Stoß

von Büchern unterm Arme trug, bemerkte Oswald im Gehen um so weniger, als für sein mildes Gefühl schon bei Scharfeneck's Vortrag etwas Rührendes in dieser Abhängigkeit der Bildungslosigkeit von einem verkommenen Lehrer gelegen hatte.

Und wem ist es denn schon nicht so ergangen, daß er zu einer Begegnung mit einem weiblichen Wesen sich mit allen Einflüsterungen seiner Eitelkeit und seiner Phantasie rüstete, sich ausmalte, wie er vor Augen, von denen er sich bevorzugt träumte, hintreten, wie sich niederlassen, wie sprechen, was erwidert hören würde, und zurückgekehrt an den Ort, wo die Phantasie oder die Eitelkeit ihre triumphirenden Erwartungen sich ausmalte, wie fühlte man sich enttäuscht, beschämt, nicht selten von einem edeln, würdevollen und tugendhaften Weibe bestraft! Oswald hatte ein ähnliches Gefühl. Er hatte geglaubt, er würde von Ernestinen sich heute nicht trennen können, ohne daß sie vertrauensvoll in seinen Armen läge; er hatte geschwelgt in dem Gedanken, sie würde ihre Trauer an seinem Herzen ausweinen; und nun war der Eindruck so völlig anders! Er fand sie gereifter, entwickelter als früher, wenn auch die Röthe ihrer ovalen Wangen sich verloren hatte und dafür die Ränder der schönen vollen klaren Augen geröthet waren. Aber ihre ganze Erscheinung wirkte heute mehr elektrisch abweisend, als magnetisch anziehend. Diese Bildungsstudien, wie erfreuten sie ihn, wie erfüllten sie ihn mit staunender Achtung! Aber daß er nicht aus Ernestinens Geständnissen hatte abnehmen können, sie dächte nur im Rückblick auf ihn an eine Ausbildung! Aus Furcht vor der gerichtlichen Oeffentlichkeit lernte sie! Das streifte alle Blüthen seiner Träume ab, — und doch, doch wuchs auf die Länge wieder ihre ganze Erscheinung. Die Dachkammer des vierten Stockes, so still, so friedlich — dies freie, selbstständige Walten einer Arbeiterin für sich, — diese engbegrenzte, ihr

allein angehörende Welt, — diese Wärme der Hand, die er einige Minuten gehalten hatte, — diese räthselhaften und so viel verschließenden Augen, — dies sichere Sichselberangehören eines blühenden, schönen Mädchens, — alles Das schmückte ihre Erscheinung mit neuen Zaubern und war wiederum etwas so Verändertes für Oswald's sanftes Gemüth, daß er zu Scharfeneck hätte eilen und ihm sagen mögen: Auch in dieser kleinen Welt, die du verachtest und so herabsetzest, giebt es Erscheinungen, welche die Seele ergreifen und die dein „emporgerichtetes" Auge lange prüfen müßte, bis es ihren Grund und ihr wahres Wesen ganz erforscht hätte.

In weichen Seelen wirkt die Liebe elektrisch; in starken magnetisch. Für Scharfeneck's Natur wäre es unmöglich gewesen, sich durch Ernestine angezogen zu fühlen. Oswald liebte sie. Je öfter er sie sah, desto offener wurde sein Bekenntniß. Sie beschäftigte ihn, und nicht etwa nur sein Gefühl des Verlassenseyns, sein Bedürfniß des traulichen Sichanschmiegens, wie er sich zuweilen vorwarf, und mahnend sich anklagte; nein, die Wiederherstellung dieses Umgangs war tieferes Bedürfniß. Trug seine dem Idyllischen zugewandte Natur die Schuld, so konnte er diese Natur nicht ändern. Er sah Ernestinen fast jeden dritten Tag, schrieb ihr oft in der Zwischenzeit, schickte ihr Bücher zum Lesen, holte sie an Orten ab, wo er sie zu finden hoffen konnte. Und weil ihn zu diesen Huldigungen Liebe trieb, reine und lautere Liebe, so wagte er in beklemmender Betrachtung seiner Gesellschaftsstellung am wenigsten stürmische Bewerbung. Wieder fürchtete er, jede Berührung der Hand müßte die zarte Luftspiegelung seines gegenwärtigen Lebens zerstören. Es war wieder wie in der Vorstadt. Und ist nicht reine Liebe das Gegenbild Pygmalion's? Pygmalion konnte nicht ertragen, daß ein Marmorbild von unendlicher Schönheit unter seiner Hand nur kalter Stein blieb, die Götter Griechenlands, die Götter des sinnlichen

Olymp, schenkten ihm eine in seinen Armen Fleisch und Blut gewinnende Galathea. Die Liebe der christlichen Welt formt die Wirklichkeit, das volle, warme, pulsirende Leben in Gegenstände der Anbetung um, in Marmorbilder, der Andacht und Verehrung geweiht.

So verflossen bis zu einer hereinbrechenden Katastrophe Monate. Oswald konnte vor den Augen der Nachbarn nur für Ernestinens Geliebten gelten, und wie sehr er es war, bewies ihm die unbedingte Hingebung ihres Vertrauens. Würde sie sein Werben, seine Besuche, seine Aufmerksamkeiten geduldet haben, wenn sie davon nicht beglückt gewesen wäre? . . . Und fast ein Jahr ging so hin. Ernestine war von der Nothwendigkeit eines öffentlichen Erscheinens an den Schranken des Gerichts verschont geblieben. Ihre Brüder waren von der Strafe, die sie für kleine Diebstähle traf, endlich wieder frei geworden; auch Malvina, die „bei verschlossenen Thüren" ein Urtheil getroffen, war auf freien Füßen und hatte sich vom Schauplatze ihrer Verirrungen nach Hamburg entfernt. Oswald vernachlässigte seine Laufbahn nicht. Er arbeitete in Civilsachen und mit Erfolg. Er schrieb den Aeltern regelmäßiger als in der Zeit, wo er bei Frau von Wolmany verkehrte. Er war fröhlich, befriedigt durch sich selbst, durch seine Lage, durch Ernestinens Liebe, die ihm diese schenkte ohne einen Gedanken an die Zukunft. Sie wußte, daß sie nicht das einzige Mädchen aus dem Volke war, das einem von der Gesellschaft über sie hinaus gestellten Jüngling eines Tages nichts seyn würde als ein aufgegebener Zeitvertreib oder ein Opfer der Rücksichten, die eine gesunde Vernunft in der Ordnung finden mußte. Oswald's Gattin, . . . das war ein Begriff, der unter ihrem Dache nicht ausgesprochen wurde.

Scharfeneck war verreist in die gemeinschaftliche Heimath. Um so eifriger in seinen Besuchen, wurde Oswald eines Tages von einer seltsamen Unruhe überrascht, in der er Ernestinen be-

traf. Sie hatte schon oft in großer Angst ihm gestanden, daß ihre Brüder sie belästigten, Geld von ihr erpreßten, sie des Hochmuths anklagten und auf wilde Art ihr friedliches Leben störten. Sie hatte nicht den Muth hinzuzufügen, daß die Brüder aus ihrem Verhältniß zu Oswald Berechtigung zogen, sie mit Spott und Hohn zu behandeln. Sie sagten ihr wohl, sie sey nur Ihresgleichen und kaum mehr als Malvina Wilde... Oswald ahnte diesen Zusammenhang und glaubte, als er sie an jenem Tage in äußerster Unruhe antraf, ihr die Versicherung geben zu müssen, daß er sie vor den Belästigungen ihrer Verwandten schützen würde. Es war aber, wie sie sagte, eine andere Ursache, die sie in diese Aufregung versetzte. Oswald forschte. Unter Zusicherung des unverbrüchlichsten Schweigens erfuhr er, daß ihr ausdauernder, unermüdlicher Lehrer, Herr Wächter, ihr eine ansehnliche Summe Geldes übergeben hätte, die sie ihm aufbewahren sollte, er fürchte in seiner Wohnung seit einiger Zeit für deren Sicherheit. Oswald fand dies Vertrauen lästig. Er sah darin eine Zudringlichkeit. Schon längst war ihm aufgefallen, daß er in dem nahe an die Vierzig gerückten Manne, obgleich er vor ihm seinen weißen Hut immer bis tief zur Erde zog, eine Art Rivalen hatte. Ernestine nannte Wächtern einen verkommenen und bemitleidenswerthen Menschen. Immer furchtsam, niedergedrückt, ängstlich, hätte Wächter ihr schon oft gesagt: er sehne sich, die Liebe nur eines einzigen Menschen auf Gottes Erde zu gewinnen. Es ist ein schmutziger Geizhals, erwiederte Oswald, ein Angeber, ein Zuträger, einer der Menschen, wie ich deren Vielen schon begegnete, einem Fritz Hackert, einem Privatschreiber Schmelzing und ähnlichen unsichern Leuten, ohne die leider die Gerechtigkeit nicht den Sieg über die Werke der Nacht davontragen kann! Ernestine hatte diese Anklage entschieden in Abrede gestellt und ihren Lehrer mit einer Wärme vertheidigt, die Oswald mit Scherz und doch verwundert aufnahm. Nun fand er das Vertrauen

Wächter's, Ernestinen eine Summe von fünfhundert Thalern zur Aufbewahrung zu übergeben, geradezu aufdringlich. Er sah darin eine ganz offene Bewerbung, eine Darlegung seiner Glücksumstände und nannte das Geld einen Sündenlohn. Nein, erwiderte Ernestine, ich weiß, daß Wächter seit Jahren spart, schon als Kind in einer Erziehungsanstalt ein eigenes kleines Vermögen erworben hat, weil sich vornehme Gönner für ihn interessirten, er darbt sich den Bissen vom Munde und lebt mit der Uhr in der Hand. Nun, fiel Oswald ein, dann ist die Verantwortlichkeit, die man für die Bewahrung einer so ansehnlichen Summe hat, nicht minder gefahrvoll. Ernestine gab ihm Recht, und versprach, dem Lehrer das anvertraute Gut schon morgen zurückzustellen.

Es war an einem Spätherbsttage. Scharfeneck war zurückgekommen und hatte dem Freunde tausend Umarmungen und Grüße von der Heimath gebracht. Oswald nahm auf seinem Zimmer alle Beweise der Liebe mit gleicher Stimmung entgegen, verrieth aber doch, daß auf die Länge ihm Scharfenecks Besuch drückend wurde: es war die Zeit, wo er nunmehr schon jeden Abend zu Ernestinen ging. Aber gerade, als wenn Scharfeneck geahnt hätte, daß Oswald eilte, gerade deshalb blieb er. Er rauchte nicht einmal, streckte sich nicht einmal behaglich, wie er pflegte, auf dem Sopha, sondern trommelte mit den Fingern auf den Tisch und erzählte Dies, erzählte Jenes und blieb. Wie Oswald nahe daran war, nach der Uhr zu greifen und damit ein discretes Zeichen seiner Ungeduld zu geben, begann Scharfeneck ein Geständniß, das den Freund seine Uhr, seine gewohnte Stunde und für heute Ernestinen vergessen ließ. Scharfeneck berichtete seine Verlobung mit Evelinen, Oswald's Schwester. Der überraschte Bruder sprang auf, warf sich dem Freunde an die Brust, und mit Thränen, die ihm vor Freude und Rührung in die Augen traten, rief er: Eveline verlobt? Und mit dir? Doch mit

dir? Scharfeneck mußte erzählen, wie er die längst im Stillen gehegte Neigung der Schwester für ihn erkannt, und wie er dazu gekommen, sich auszusprechen. Eine Schwester, eine gute und selbstlose Schwester kann einem selbstlosen Bruder über Alles gehen. Was wir Männer an dem weiblichen Geschlechte oft hassen, verdanken wir — wer will es widerlegen? — den Erfahrungen an Bräuten oder Gattinnen, und was wir an ihm wahrhaft lieben, verdanken wir der Erinnerung an unsere Mutter und an eine Schwester, die sich bewährte und selbstlos war.

Nachdem Scharfeneck dem Freunde sein ganzes Glück erzählt, war natürlich für heute Oswald's Plan, Ernestinen zu sehen, aufgegeben.

Am folgenden Morgen kamen Briefe von Hause, Anfragen, Aufträge, Grüße wieder an den Freund, die er selbst ausrichten mußte. Er suchte Scharfeneck schon in aller Frühe auf, und so neubefestigt war jetzt der Zusammenhang beider Herzen, so viel gab es zu erzählen und so ernstliche Pläne zu entwerfen, daß Oswald wieder den ganzen Tag von Scharfeneck gefesselt blieb. Und konnte sich der jüngere Freund verschweigen, daß in dem Bunde Scharfeneck's mit seiner gebildeten, in geregelten, edlen, reinen Grundsätzen, in der Weihe des Familienlebens aufgewachsenen und von ihr behüteten und nun ihm plötzlich ganz wie neu verklärten Schwester etwas lag, was ihn mit der Geschichte seines eigenen Herzens gegen den Freund tief herabdrückte? Hätte Scharfeneck die Hand der Frau von Wolmany, wie man lange glaubte, gewonnen gehabt, oder sich mit einer von des Finanzagenten Töchtern verlobt, sein Verhältniß zu einem armen Mädchen aus dem Volke würde ihm nicht nur mit der vollen Poesie einer höhern Berechtigung dagegen bestanden haben, sondern es hätte sein Gefühl an Wahrheit und innerer Begründung noch überwogen. So aber gegen diese ruhiggeschlossene, zwei edle Familien beglückende Verbindung, gegen diese von den heiligen Laren des Hauses ge-

stützte Liebe, die eine hoffnungslose gewesen war, da Eveline nicht glauben konnte, bei Scharfeneck mit den Erscheinungen der großen Welt wetteifern zu dürfen, gegen dies dennoch erfolgte Erklären der Gefühle des Freundes an dem kleinen Brunnen des Bades, am Rande der eingefriedigten Stahlquelle, in den traulichen Schatten eines nahegelegenen Parkes, der einst Scharfeneck selber gehörte, gegen diese tiefe, gehaltvolle, innere Sittlichkeit des Glückes seiner einzigen Schwester trat sein Bund mit einem Mädchen der Vorstadt, einer Schwester verbrecherischer Brüder, einer Proletarierin, die vor der Bewerbung eines unheimlichen Menschen, der ihr, um seine Mittel zu zeigen, fünfhundert Thaler aufdringt, wie vor einem maskirten und fast in ernstliche Ueberlegung zu ziehenden reellen Eheantrage erschrecken mußte, entschieden in den Schatten. Er schwieg zwar nicht, als ihn Scharfeneck nach Ernestinen fragte, er verwies ihm seinen Spott, doch mußte er schweigen, als der Freund sagte: Deine Eltern sind nicht wenig betrübt über diese Verirrung, wie ich sie nennen muß. Sie haben von mehr als einer Seite darüber die genauesten Erkundigungen eingezogen. Pfarrer Dämmer erzählt jeden Posttag Neues. Man glaubt dich verloren. Ich gab aber dem Vater Recht, der mir sagte, sein Stolz verböte ihm, dir über diese unglückselige Folge einer Bekanntschaft zu schreiben, die er leider selbst veranlaßt hätte. Ich erklärte Allen, daß du dich sammeln würdest. Und in der That komm' ich wieder auf meinen alten Satz zurück. Ich sprach von Göthe's Egmont vor länger als einem Jahre, denke an Jean Jacques Rousseau! Was wäre aus diesem großen Geiste geworden, wenn er sich von dem unwiderstehlichen Drange nach den untern Regionen der Gesellschaft hätte befreien können! Die Großen zogen ihn hervor und nur weil er linkisch war und eitel und sich nirgends benehmen konnte, erklärte er die Großen für falsch, hassenswürdig, erbärmlich und kehrte immer wieder in den Schmutz einer geringen Existenz zurück mit einem Weibe wie Therese La=

vasseur! Wohl, du willst kein Rousseau seyn und ich will dich nicht kränken, wenn ich Ernestine Waldmann mit Therese Levasseur vergleiche. Es mag ein braves, mit einem starken Geist begabtes und anziehendes Wesen seyn. Aber die Umgebung, Freund! Diese Menschen, die an ihr haften! Wie kannst du Das trennen von ihr, einen trunksüchtigen Vater, verbrecherische Brüder, sittenlose Freundinnen! Du sagst vielleicht, du trügest sie dir empor aus diesen Flammen wie Mahadöh der Gott der Erde beim Dichter das verlorne Kind der Sünde! Aber der Gott, der zu dem reinen Aether einer vorurtheilslosen Welt steigt, wirst du durch eine Heirath mit diesem Mädchen nie werden. Im Gegentheil, mit ihr verbunden, dann beginnt erst die irdische Bedingung, dann hört die Entwickelungsfähigkeit, die sich jetzt an deiner Hand zu bilden sucht, auf; dann tritt der Abschluß des Bishieher und nicht weiter! sogar unter dem Glorienschein der häuslichen Tugend und der bürgerlichen Einfachheit auf. Selbst dies Abwerfen der angebornen verwandtschaftlichen Elemente würde mich an dem Mädchen erschrecken. Ich würde immer fürchten, ein solches Wesen büße etwas von der Reinheit ihres Herzens ein, wenn man sich vor den Besuchen eines unwürdigen Vaters verleugnen muß, wenn man nothgedrungen kalt und schroff gegen Brüder, Schwestern, Freundinnen aufzutreten hätte. Ich würde dich ewig bemitleiden, Freund, wenn du dir diese Zukunft bereitetest. Noch ist es Zeit, daß du dich aufraffst! Noch gelingt dir ein männlicher Entschluß und wenn du Liebe bedarfst, wenn du sehen mußt, daß deine Person mit klopfendem Herzen irgendwo erwartet wird, so knüpfe irgendwo ein Verhältniß an! Geh' von diesen kleinen Wiesenrainen fort! Die Wolmany, eine Mitvorsteherin des Frauenvereins, hat nicht gelacht, als man ihr sagte, eine gewisse Ernestine Waldmann würde von der Liste der Arbeiterinnen auszustreichen seyn, seit sie die ihr übergebenen Arbeiten unregelmäßig abliefere und ihren

Unterhalt von einem jungen Referendar Namens Ernst Oswald bestritten erhalte — sie ist bleich geworden, wie die Wäsche, die sie zu controlliren hatte; sie fuhr noch im Spätsommer nach Marienbad; ich wette, daß diese Frau Alles aufgäbe, Literatur, Kunst, alle Musen, Goethe, Schiller, die Vorlesungen, Alles, Alles, wenn du dich entschließen könntest....

Oswald unterbrach den Freund. Zücke Dolche auf mich, sagte er, aber vergifte sie nicht... Aufgeregt schritt er im Zimmer, sprach von Uebertreibung, schmollte sogar, aber dies neue Bild, — das mit der Näharbeit, dem Frauenverein und der Frau von Wolmany — das wirkte wie damals der Bericht Dankmar Wildungen's vom Blindekuh-Spiel im Walde. Er sah diese Arbeiten, er hörte seinen Namen genannt. Dies Gefühl, sich gegenständlich unter den Leuten zu wissen und im Munde Anderer und als Schatten an der Wand und besprochen und erörtert in einem verborgenen Verhältnisse — das war ihm furchtbar. Es verging wieder ein Tag, bis er sich entschließen konnte, Ernestinen wiederzusehen.

Scharfeneck benutzte diese Stimmung. Die Nachmittage, die Abende schnitt er dem Freunde geradezu ab, bemächtigte sich seiner und gab ihn ohne Gewalt nicht mehr heraus. Ernst Oswald, ein Gemüthsmensch, verzweifelte an seiner eigenen Schwäche. Er wollte schreiben und zerriß die Briefe. Er wollte gehen und erschrak am fünften, sechsten Tage, wie er sein Ausbleiben bis zum vierten, fünften entschuldigen sollte. So gingen zehn Tage hin. Mit Gewalt legte er sich Entfernungen auf, die er zurückzulegen hatte, er nahm Fiaker und fuhr weit über Land, um sich zu zwingen, zu Fuß zurückzukehren, Abends spät erst wieder in der Stadt einzutreffen. Dennoch erlag er. Bei einem dieser gezwungenen Spaziergänge überkam ihn in Mitten eines Waldes, an dem stillen Spiegel eines kleinen Sees, wo am Uferrand zwischen Schilf und Moos stillverborgen Vergißmeinnicht blühten, eine solche Wehmuth, daß er an sein zuckendes Herz greifen und fast laut

ausrufen mußte: Ich ertrag' es nicht länger! Er rannte durch den Wald der Landstraße zu, rief den ersten Miethwagen an, den er leer zur Stadt zurückfahrend erblickte, sprang hinein und bezahlte für die beschleunigte Fahrt das Doppelte. Noch war die Sonne nicht untergegangen, als er am Eingang der Straße, wo Ernestine wohnte, still halten ließ, den Wagen verließ und mit stürmischem Drange die Stufen zu dem bescheidenen Kämmerlein im Dache hinaufsprang. Er klopfte. Man öffnete nicht. Er klingelte. Man näherte sich drinnen schüchtern und behutsam. Die alte Frau, die den Kopf zwischen die kaum geöffnete Thürspalte steckte, fragte ängstlich: Wer da? Oswald nannte sich. Man öffnete und berichtete jetzt Dinge, die ihm das Haar zu Berge sträuben mußten.... Ernestine war gefänglich eingezogen. Ihr Zimmer war untersucht, ihre kleinen Habseligkeiten waren versiegelt worden. Ludwig Wächter, den Lehrer Ernestinens, hatte man auf einem der am Wasser gelegenen Quais in verwichener Nacht ermordet gefunden.

Fünftes Kapitel.

Ludwig Wächter.

In großen Städten verdrängt ein Ereigniß das andere. Nur der Anfang und das Ende dunkler Verwicklungen beschäftigt eine Zeit lang die allgemeine Neugier. Der Anfang der Untersuchung über den Tod Wächter's brachte eine Darstellung, die, aus vielerlei abweichenden Meinungen herausgelesen, etwa so lautete: Ein Privat-

lehrer wäre in der Nacht auf offener Straße, am Kopfe mit einem scharfen Gegenstande stark verwundet, gefunden worden. Man hätte unter den Effecten seiner Behausung nach dem möglichen Anhalte irgend eines Verdachts gesucht und unter seinen Papieren die Bemerkung gefunden, daß von ihm ein Ersparniß, im Betrage von fünfhundert Thalern, an Ernestine Waldmann, eine von ihrer Hände Arbeit lebende Gärtnerstochter, die er, wie das Gerücht hinzusetzte, hätte ehelichen wollen, wäre anvertraut worden. Die Polizei stattete bei diesem Mädchen einen Besuch ab, fand sie auffallend bestürzt, verlangte das übergebene Geld und traf sie unvermögend, das Eigenthum des Erschlagenen auszuliefern. Da sie die Auskunft, wo das Geld geblieben, verweigerte, auch über den Tod des Lehrers bis zur Verzweiflung in Thränen ausbrach und nicht etwa über den Tod des Lehrers selbst so sehr, als über Umstände, die mit ihm zusammenzuhängen schienen, so hätte man kein Bedenken getragen, sich sogleich ihrer Person zu versichern. Die Untersuchung führte der kürzlich der Staatsanwaltschaft beigegebene Assessor Scharfeneck. Und wie sich in tragische Dinge oft ein komischer Zwischenfall drängt, eine derjenigen Störungen, die das öffentliche Verfahren für Verbrecher, die vielleicht binnen kurzem aus dem Leben zu scheiden haben, grausam steigern kann, so wurde auch bei dem Tode des allbekannten Lude, wie ihn das Volk nannte, ein zum Lachen reizendes Wort erzählt. Der bis zum Tod Verwundete hätte nämlich nur noch so viel Kraft gehabt, den Namen irgend eines Fisches auszusprechen. Seine letzte Besinnung, als man ihn aufhob, in einer Tragbare von dannen trug, war mit dem Namen eines Fisches erfüllt, den er, wie die Leute sagten, vielleicht gern aß oder der, wie die Aerzte erklärten, ihm durch die Hallucinationen des erschütterten Gehirns kam, vielleicht auch durch die Ideenverbindnng des Orts, wo ihn der mörderische Ueberfall traf; denn es war dicht am Wasser, in der Nähe der daselbst aufgestellten Fischkästen. Erst einer spätern Zeit sollte es aufbehalten blei-

ben, aus diesem letzten von Ludwig Wächter ausgesprochenen Worte ganz andere Schlüsse zu ziehen.

Für Oswald begann nun eine Zeit der Trauer. Er bot sich als Vertheidiger Ernestinens an. Da er aber selbst ein Zeuge im Prozesse werden mußte, konnte er als Vertheidiger nicht bestätigt werden. Er wünschte Einlaß zu ihr, Unterredung. Sie wurde ihm verweigert. Scharfeneck versicherte, daß die moralische Ueberzeugung vorhanden wäre, Ernestine wäre an der blutigen That selbst unbetheiligt, aber ohne Zweifel wisse sie den Mörder. Bei ihren Verwandten hätte man nichts Auffallendes entdeckt; so lange sie aber die Auskunft über das ihr von dem Gemordeten anvertraut gewesene und bei ihr nicht gefundene Geld verweigerte, könne sie nicht auf freien Fuß gestellt werden. Uebrigens würde sie gut gehalten und dürfte sich nach Wunsch beschäftigen. Sie nähe, lese, schreibe und befinde sich meistens in einem brütenden Nachdenken. Scharfeneck verschwieg nicht, daß sie auf seine Erinnerung an Oswald gerade diesen am wenigsten zu sehen und zu sprechen verlangt hätte.

Oswald hatte das Doppelgefühl des innern Vorwurfs, Ernestinen zehn Tage aufgegeben zu haben, und das des Schmerzes über den Vorfall selbst. Er sah Ernestinen, wie schon einmal, wieder in ein Gewebe von räthselhaft entsetzlichen Geheimnissen verstrickt, und doch stand sie ihm rein und schuldlos da. In seinen eigenen Zeugnissen für sie hatte er Erklärungen gegeben, die über die Fragen des Richters hinausgingen, ja einem öffentlichen Geständniß seiner Liebe gleichkamen. Auch kannte man bereits sein ganzes Verhältniß zur Angeschuldigten. — Begreifen läßt sich, wie ihn dieser Vorfall der Gesellschaft gegenüber ungünstig stellte. Nur das einzige Haus der Wolmany besuchte er noch. Freiern Blicks die Menschen und die Welt übersehend, zog ihn diese wohlwollende Frau ausdrücklich an sich. Hier war es, wo er sich allmälig sammelte, allmälig für die Umgebungen wieder

empfänglich wurde. Die alten Wintervorlesungen begannen. Man brachte, was Jeder bringen konnte, und nahm, was geboten wurde. Er selbst kaufte sich von der Nothwendigkeit, lesen zu müssen, durch eine Anzahl Gedichte ab, die seine Stimmung in möglichster Allgemeinheit aussprachen. Scharfeneck dagegen gab wieder aus seiner Criminalpraxis eine Ueberraschung. Bei der endlichen Oeffentlichkeitsreife des Prozesses über den Tod Wächter's hatte er die Anklageakte abzufassen gehabt und durfte sich eine Mittheilung über die Persönlichkeit, um die es sich vorzugsweise dabei handelte, und deren inzwischen näher bekanntgewordenen Ruf um so mehr erlauben, als die Oeffentlichkeit bald jede Verschleirung aufhob. Oswald kannte die Diskretion seines Freundes. Er durfte es wagen, einer Vorlesung beizuwohnen, zu der sich ein außerordentlicher Zustrom, ja sogar Menschen gedrängt hatten, die sonst in die Kreise der Wolmany nicht für immer aufgenommen waren. Scharfeneck las die Geschichte Ludwig Wächter's und nannte seinen Vortrag: Der Wahrheitstrieb.

An den Landrath eines der schlesischen Gränze nahegelegenen Verwaltungsbezirks, begann er, gelangte vor länger als dreißig Jahren eines Morgens die Meldung, daß einem benachbarten Gutsbesitzer aus einem mit vielen Kosten angelegten Fischteiche die schwersten Karpfen wären gestohlen worden. Der Gutsbesitzer bäte, Alles aufzubieten, den Dieb zu entdecken und natürlich wo möglich noch mit den Karpfen selbst.

Der Landrath, nach einigen seiner üblichen Betrachtungen über die Sündhaftigkeit des Zeitalters und die verdorbenen Sitten sogar der unschuldigen Landbewohner, rief den ihm zu seiner praktischen Polizeipflege beigegebenen Gendarmen und trug ihm auf, sein Pferd zu satteln und alle nur erdenkliche List und Spürkraft anzuwenden, den Plünderer eines Fischteichs kennen zu lernen, dessen leckern Inhalt der Landrath aus den Mahlzeiten, die

der Gutsbesitzer, Herr Semmler, den Standespersonen der Umgegend zu geben pflegte, vollkommen zu würdigen wußte.

Der vom Landrath beauftragte Gendarm war in seiner Truppe der Unteroffizier. Er nahm seiner Gewohnheit gemäß den ihm ertheilten Auftrag mit ruhiger Aufmerksamkeit entgegen. Er bedurfte dieser Zurückhaltung, denn sein Chef hatte die Gewohnheit, statt seinerseits Winke über mögliche Verdachtsspuren zu geben, immer die in Anzeige gebrachten Polizeifälle nur mit einer Fülle von allgemeinen Erwägungen zu begleiten, die bei jeder Contravention gegen die gute Ordnung und den allgemeinen Landfrieden, und wenn es sich um einen ausgenommenen Karpfenteich handelt, Politisches, Irreligiöses und sonstig Himmelschreiendes in einer Fluth von Jeremiaden zur Rüge brachten. Kam dann noch die Frau Landräthin hinzu und ließ auch sie sich in Erörterungen über die nähern Umstände solcher Begebenheiten ein, so konnte man wie der Gendarm diesmal bei den auch im Hause des Gutsbesitzers vortrefflich zubereiteten Karpfen mit Recht und ohne alle Figürlichkeit sagen durfte, aus der Sauce gar nicht mehr herauskommen und verlor jenen Vorsprung, der bei allem „Gelingen der praktischen Polizei" das erste und Haupterforderniß ist. Der Gendarm beschloß zuerst zu Herrn Semmler zu reiten. Der Landrath hatte von der Art, wie sein Untergebener diesen wichtigen Fall behandeln wollte, zwar eine andere Auffassung, allein ein für allemal hatte sich der Unteroffizier schon bedungen, daß die Ausführung seiner Recherchen und Vigilationen seine eigene Sache wäre. Langheinrich hieß dieser Gendarm. Es war einer der eigenthümlichsten Menschen, die jemals einen grünen Rock mit blauen Kragen und ditto Aufschlägen getragen haben. In seiner frühen Jugend auf eine freiere Laufbahn angewiesen, hatte Langheinrich Militärdienste genommen und lange Zeit sich beflissen, in der Artillerie, die seine Waffe war, es bis zur silbernen Degenkuppel zu bringen. Leichtsinn, fröhlicher Jugendübermuth verdarben diese Pläne.

Seines frühesten Zeichens Oekonom, hatte er nach mancher Störung der neun Jahre, die er im doppelten Tuche zugebracht, sich mit dem letzten Reste eines kleinen Vermögens auf den Versuch einer Pachtung gelegt und Landwirthschaft getrieben. Verheirathet mit der Tochter eines armen Wirths konnte er bei seinem sorgsamen Eifer einige Erfolge voraussehen. Doch blühten sie ihm nicht. Miswachs, üble Wahl der Pacht, Unglück mit dem angekauften Viehstand, offenbarer Betrug eines Kapitalisten, der sich an Langheinrich's Gewinn betheiligen wollte, alle diese Umstände kamen zusammen und zwangen den auf einem gefählichen Gebiete operirenden Neuling, von seinem Wagnisse abzustehen. Langheinrich liquidirte. Rathlos, ohne Mittel, verlassen von jedem Beistand, ergriff er die ihm als Hülfsarbeiter der Polizei möglich gemachte Rückkehr in den Militärdienst und war bereits seit geraumer Zeit an der schlesischen Grenze als Unteroffizier eines Gendarmenkorps postirt. Er fügte sich in diesen schweren, aber eine gewisse, beinahe möchte man sagen poetische Freiheit gestattenden, Dienst mit einer zuweilen humoristischen Ergebung. Von seiner frohen Jugendlaune hatte er sich einen Rest leichter Lebensauffassung erhalten, die ihm leider durch manche häusliche Noth mit Weib und Kind, durch die dienstliche Abhängigkeit und gewisse, oft melancholische Anwandlungen getrübt wurde. Sein Amt selbst trug nicht wenig zu dieser jeweiligen Verstimmung bei, die ihn mitten unter den Seinigen und selbst bei gelungenen Untersuchungen und dem Lobe seiner Vorgesetzten überfiel. Langheinrich hatte ebenso viel Herz wie Verstand. Diese Charaktere sind nicht glücklich. Sie möchten Alles leicht nehmen und doch treibt sie ihr Eifer, ihre Gewissenhaftigkeit bis an das Ziel, das ihnen entweder ihre Pflicht oder ihr Ehrgeiz steckt. Er ruhte und rastete nicht, bis er ein Verbrechen entdeckt hatte, und wenn er den armen Sünder von seinem Weibe, seinen Kindern, seinen Aeltern und Geschwistern

mit sich nehmen mußte, brach ihm das Herz. Die Nothwendigkeit, so Vieles gegen sein Gefühl unternehmen zu müssen, hatte ihn schwermüthig gemacht. Oft wenn er einsam durch die Föhrenwälder ritt und der Säbel an den Weichen seines Pferdes klirrte und klapperte, traten ihm Thränen in die Augen. Er gedachte dann der Vergangenheit, alter glücklicher Tage und verglich sie mit seiner Gegenwart, die ihn zum Knechte eines drückenden und schmerzlichen Berufs machte.

Bei Herrn Semmler hatte Langheinrich alle nur möglichen Untersuchungen angestellt. Der schöne von Hängeweiden umschattete Teich war in einer stürmischen Nacht fast gänzlich ausgefischt. Die Spuren von Tritten, die wohl im Wiesenrande des Teiches sichtbar waren, verloren sich zur Hinterpforte des Parkes, von da aber in das hier allgemeine Element, den Sand. Drei Tage lang spähte Langheinrich in der ganzen Gegend. Mit einer ihm, so lange sein Ehrgeiz gereizt war, eigenen Schlauheit und pfiffigen Umsicht wußte er auf die treuherzigste Art da und dort „auf den Busch zu klopfen." Gastwirthen, Müllern, einsamen Büdnern sah er fast wie zufällig im Vorbeireiten in die Küche. Mit Gesinde schäkerte er. Alles vergebens. Die gestohlenen dreißig bis vierzig Karpfen blieben unentdeckt. In den nahegelegenen Städten waren Karpfen verkauft worden, aber unter verdachtlosen Umständen. So blieb trotz der nun immer unwirscher werdenden Mienen des Landrathes der Thäter unentdeckt. Langheinrich konnte nichts erwiedern, wenn die Landräthin murrte und über die nächste Weihnacht klagte, wo sie seit Jahren gewohnt war, nach der Bescherung die ihnen vom Herrn Semmler verehrten Karpfen und eine aus ihrer ostpreußischen Heimath geschickte Schachtel Marzipan zu verzehren.

Am vierten Tage nach jener Anzeige ritt Langheinrich in der Abendämmerung zum „Schloß" des Herrn Semmler, um den betrübenden Bericht von der Erfolglosigkeit aller seiner Bemühungen

und das tiefste Beileid der Frau Landräthin abzustatten. Er ritt langsam und wollte nicht einmal, wie sonst gewohnt und jedem Gendarmen zukommt, rechts und links lugend und forschend um sich blicken. Schäme dich! sprach er zu sich selbst. Du hast die Bäume am Weg, die Aehren auf dem Felde in Verdacht, Böses zu thun! In jedem Busch schläft dir ein Verbrechen, bei jedem Lüftchen meldet sich dir eine Unthat! Du willst hier auf deinem Saule thronen wie der einzige Gerechte, und wer weiß, ob du nicht noch Mistrauen ich dich selber setzest und die Karpfen vielleicht in deinen eigenen Pistolenhalftern stecken!

Wie Langheinrich so mißmuthig um sich herblickte, näherte er sich einem Dorfe, das er gleich am ersten Tage, eines kleinen durch seine Gärten fließenden muntern Baches wegen, die Illritz genannt, mit Späheraugen durchsucht hatte. Wie er dicht bei den Hecken ist, welche die von der Illritz durchschnittenen Kohlgärten des Dorfes einfriedigen, sieht er einen Knaben daherlaufen, baarfuß, mit ärmlichen Kleidern. Der Knabe winkt ihm schon von ferne, duckt sich unter die Hecken und macht eine Miene, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Langheinrich hält seinen Fuchs an. Der Knabe, sich umsehend, schleicht näher und steht mit geöffnetem Munde vor dem Gendarmen, bei dem er offenbar ein Anliegen hatte. „Was willst du, Junge?" frägt Langheinrich. Und als der Knabe, ein Kind von vielleicht neun Jahren, schweigt, frägt er wieder: „Wer bist du? Wie heißt du?" Der Knabe antwortete in offenbarer Aufregung: „Ich bin Wächter's Lude." „Nun? was giebt's Lude?" fragte Langheinrich, betroffen von dem blitzenden unruhigen Auge des Knaben. Jetzt fiel dieser mit den Worten heraus: „Herr Gendarm! Ich weiß, wer die Karpfen gestohlen hat!" „Die Karpfen? Welche Karpfen? Aha! Nun, wer denn?" Es währte eine Sekunde. Der Knabe sammelte Kraft zum Geständniß und sagte dann: „Mein Vater hat sie gestohlen."

Bei diesem überraschenden Worte eines Kindes, das seinen

Vater als Dieb anklagte, war es Langheinrich, als hätte sein sonst so scharfes Ohr nicht recht gehört. „Wer?" wiederholte er mit aufgezogenen Augenliedern.... „Mein Vater hat sie gestohlen!" wiederholte der Knabe mit einer wunderbaren Festigkeit. Kommen Sie nur hinters Haus bei uns. In der Illritz... da sind sie alle." „Aber warum giebst du denn deinen eigenen Vater an?" fragte Langheinrich, seiner eigenen lieben Kinder gedenkend. „Weil sie mein Vater gestohlen hat!" sagte Lude. „Heute soll meine Mutter die Kufe nehmen und die Karpfen in die Stadt tragen auf den Markt. Sie will nicht. Da hat sie der Vater geschlagen. Er ist eben zum Müller gegangen. Kommt er wieder und die Mutter geht nicht, so hat er gesagt, wollt' er sie umbringen. Drum sag' ich's Ihnen, Herr Gendarm, daß der Vater die Karpfen gestohlen hat." „Also deine Mutter schickt dich?" fiel Langheinrich sich von seiner Bewegung allmälig sammelnd ein. „Ihr habt mich auch schon die Landstraße heraufreiten sehen und habt Angst gekriegt?" „Nein, ich wollte selbst zu Ihnen und allein, Herr Gendarm," sagte der Junge mit immer gleicher Festigkeit. „Die Mutter weiß es nicht."

Langheinrich mußte jetzt schweigen, mußte sich sammeln; es erschütterte ihn zu sehr, ein Kind zu sehen, das seinen eigenen Vater zum Verbrecher machte, der nun der strafenden Gerechtigkeit anheimfiel! Da der Knabe still stand und mit ruhiger Gelassenheit zu dem Pferde hinaufsah, sagte Langheinrich noch: „Sind's denn noch alle Karpfen?" „Nein," sagte der Junge, „vier hat der Vater an den Müller drüben verkauft. Die andern aber sind alle noch in der Illritz. Die Mutter soll sie nach der Stadt tragen oder er schlägt sie todt." „Geh nach Hause, Lude Wächter!" fiel der Gendarm ein. „Laß dir nichts vor deinem Vater merken, auch vor der Mutter nicht! Sey still oder sie schlagen dich jetzt alle Beide todt." Damit gab

Langheinrich dem Pferde die Sporen und wie er sich noch einmal umsah, war Ludwig Wächter, der Angeber seines Vaters, hinter den Hecken verschwunden.

Erschüttert von dem Vorfall trabte Langheinrich zu dem bezeichneten Müller. Der wohnte in einsamer Abgelegenheit. Die Sonne war schon untergegangen, doch blieb es hell genug, um noch Untersuchungen und im Dorfe Verhaftung vorzunehmen. Unterwegs begegnete Langheinrich schon dem Vater Lude's, der eben vom Müller kam. Es war eine kurze stämmige Figur. Offenbar scheuen Blickes und eilfertigern Ganges als die Landleute, wenn sie durch die Felder wandeln, daherschreitend, bestätigte sein Erscheinen schon des Sohnes Angabe. Und doch hätte Langheinrich dem Mann, der ihn vermeiden zu wollen schien und gerade durch sein Gewissen doch gezwungen wurde, mit einem kräftigen Guten Abend! dicht an ihm vorüberzugehen, zurufen mögen: Wächter! dein eignes Kind hat dich verrathen! . . . Er bezwang sich natürlich, grüßte sogar scherzend, machte Halt und fragte, ob der Müller daheim wäre, er hätte ihn wegen der Steuer zu fragen. „Der Müller nicht," stotterte Wächter, „aber seine Frau!" „Ist auch gut!" sagte Langheinrich und gab die Sporen. Mit befremdetem Blicke sah Wächter den Gendarmen über ein Brückchen der Illritz reiten und hinunter zu Mühle . . . . An der Mühle bedurfte es für Langheinrich's scharfes Auge keiner langen Ueberlegung, wo er sich zuerst hinwenden sollte. Er stieg vom Pferde, band's an einen Zaun und ging die paar Schritte in das Haus zu Fuß, um, wie er sagte, sich einen Spahn aus der Küche zu holen, den er für sein Riemenzeug bedurfte. Eine Magd der Müllerin war zugegen. Ein paar Scherze scheinbarer Galanterie, dabei einige Blicke auf die Töpfe und den Herd der Küche stellten sogleich heraus, daß heute und gestern hier Fische verzehrt waren. Die Magd lobte ganz unbefangen die Nase

des Gendarmen, der sogleich von Fischen sprach und ließ ihn erst auf Hechte rathen. Dann sagte sie selbst, es wären Karpfen gewesen, und die hinzugekommene Müllerin konnte nicht anders als bestätigen, daß ihr Mann diese Karpfen von dem Büdner Wächter erstanden hätte; wo der sie her hätte, wisse sie nicht. „Aber doch wohl aus einer reinen Quelle?“ fragte Langheinrich scherzend, bestieg seinen Gaul und ritt zum Dorfe hinauf. Spornstreichs. Seine Gedanken waren schon wie nur von der Sache selbst gehetzt. Er begriff nicht, wie sich Karpfen in der Illritz lebendig erhalten konnten, da ein rinnender Bach kein stilles Wasser ist, wie es jene bemoosten Häupter bedürfen. Der sogleich requirirte Ortsschulze erschrak nicht wenig und erklärte den Fall wegen der Illritz für unmöglich, folgte aber rasch und sogleich mit einem Zuge, der sich schon aus der jungen müßigen Dorfbewohnerschaft gebildet hatte. Es ging in des Büdner Wächters Haus. Wächter war im Garten, die Frau in der Küche. Die wurde sofort bleich wie die Wand, als sie den Gendarm und all die Leute sah. Wächter und Lude standen im Kohlfeld, durch das sich die schmale kleine Illritz schlängelte. Beide hatten eben Weidenzweige in der Hand, die der Vater von einem Baume schnitt und der Sohn über den Bach legen sollte.... Langheinrich hatte immer einige harmlose Redensarten bereit, wenn er eben seinen Fang sicher schon in der Hand hatte. Hier brauchte er nur zu grüßen. „Wetter, sagte er, standet ihr einst bei den Kanonen? Macht ihr Faschinen, Wächter? Guten Abend! Wie geht's? Teufel, was habt ihr denn da mit der Illritz vor? Soll die nicht mehr hinunter nach Walddürren fließen? Da muß ich sagen! Der Teich da ist doch zu klein für die Karpfen! Da hättest du sie bei Semmler'n lassen sollen, Wächter! Wächter! laßt nur Alles jetzt ruhig liegen und kommt nur in Gottes Namen mit mir!“

Es zeigte sich, daß Wächter der durch das Dorf ohnehin mit nur wenig Wasser fließenden Illritz — der Müller half sich unten durch Schleusenwerke, Abfallgitter und allerhand Wiesenrinnsale — ein eignes Bette abgegraben hatte, in dem zwei Sandräume das Wasser in stiller gestauter Ruhe erhielten. In diesem künstlichen Tümpel wimmelte es von schwarzgoldglänzenden Karpfen. Die geschnittenen Weidenzweige sollten den Raub bedecken. Es war zu spät. Mit stummer Ergebung und wie zum Tod zusammenbrechend, folgte der überführte Dieb dem Ortsschulzen und der lautlosen Menge, welche die That des sonst unbescholtenen Mannes, eines ehemaligen und noch jetzt zur Landwehr verpflichteten Soldaten, nicht begreifen konnte. Man empfand nicht Hohn, man empfand Mitleid. Es gab allen einen tiefinnern Schreck, als Wächter nur nach seiner Mütze fragte und ohne Abschied von seiner jammernden Frau und dem einzigen, abwärts gewandten, auf die Kohlfelder blickenden Knaben so von dannen gehen mußte. Man brachte seine Mütze; sie hatte eine Cocarde und ringsum einen rothen Steifen. Langheinrich duldete nicht, daß Wächter diese Mütze aufsetzte. Er behielt sie, als seiner unwürdig, in der Hand, während der Verbrecher durch das Dorf in den Gewahrsam des Schulzen geführt wurde. Man nahm ein Protokoll auf und noch in derselben Nacht ließ Langheinrich erst einen berittenen Amtsgenossen requiriren, dann geleiteten Beide den Karpfendieb in aller Frühe in das Inquisitoriat der nahegelegenen Stadt, wo man gerade am großen Wochenmarkte vorüber mußte, gerade an den Fischbehältern, wo es munter und fröhlicher herging als in dem Herzen dessen, der seinen Fang hier geglaubt hatte heute verwerthen zu können.

Als Langheinrich dem Landrath den ganzen Vorgang, so wie er von mir erzählt wurde, mitgetheilt hatte, brach sein Chef in die Worte aus: „Wunderbar und ohne Gleichen! Soll man denn noch glauben, daß Sittlichkeit, Tugend, Moral und christliche Gesin-

nung in dieser Canaille wurzeln! Dieser unwürdige Landwehrmann! Und ein Kind, das jetzt auf Ruhe Ordnung im Lande sehen muß! Merkwürdig! Ein Junge, der seinen eigenen Vater angiebt! Ich lasse anspannen! Das hoffnungsvolle Kind muß ich kennen lernen." Langheinrich erlaubte sich eine Entgegnung. „Es ist ja gerade, Herr Landrath," sagte er, „als glaubten Sie, der Junge hätte die Anzeige uns zu Liebe gemacht?" „Wem denn sonst!" erwiederte der Landrath! „Alles, was Sie mir von dem Vorfalle auch bei der Arrestation der Taugenichts, der dem Kriegsheere Schande macht, erzählen, beweist ja die pure Seelengröße des Jungen, eine Conduite, wie mir so etwas unter solchen Umständen noch gar nicht vorgekommen ist! Sagen Sie selbst, Langheinrich, wenn der Junge eine entsprechende Erziehung erhielte, was könnte aus dem nicht werden!" Langheinrich hatte den Muth nicht, seine Gedanken auszusprechen. Er strich seinen Knebelbart und bemerkte nur: „Der Junge wollte seine Mutter vor Schlägen behüten und gab deshalb lieber den Vater an." „Ach was!" fiel der in allen Lagen immer eines gewissen Schwunges bedürftige Landrath ein und ging dabei in seinem Zimmer auf und ab, daß die Tassen auf der Servante klapperten. „Die Prügel, die der Wächter seiner Frau angedroht hat, wenn sie die Karpfen nicht auf den Markt trüge, werden die ersten nicht gewesen seyn, die die Frauen schon besehen hat, ohne daß sie davon gestorben ist!" „Es soll gegen den Mann doch sonst nichts vorliegen." Geprügelt hat er seine Frau! Längst! Ich weiß das! Hier zu Lande prügelt jeder seine Frau, bei den Deutschen wenigstens! Drüben die Wenden weniger. Die glauben noch Heiden- und Hexenkram und wo dergleichen noch aufkommt, stehen sich die Frauen besser. Nein, Langheinrich, dafür haben Sie die Bildung nicht, das zu begreifen. Ich weiß es. Die Wächter hat alle Wochen ein paar mal ihren Dezem gekriegt, so gut wie jede andere deutsche Frau hier, und um die Mutter hat

der Junge den heroischen Schritt nicht gethan! Das war Seelengröße, Ordnungsliebe, Sinn für's Gesetzliche, und ich lasse mir's nicht nehmen, ich muß das Kind sehen und drüber Bericht machen. Ohnehin haben wir Herrn Semmler zu seinen Karpfen zu gratuliren."

Der Landrath ließ anspannen. Langheinrich versprach bis zur Illritz ihn zu begleiten. Zu Herrn Semmler selbst mochte er nicht eintreten. Er wollte den Schein vermeiden als beanspruche er eine Belohnung. Das Einzige versprach ihm noch der Landrath, das Geheimniß des Kindes hier in der Gegend vor aller Welt aufrecht zu erhalten. Niemand dürfte die That des Jungen erfahren, am wenigsten die Mutter; „denn," setzte der Gendarm hinzu, „ich habe es dem Kinde versprochen. Glauben Sie mir, die Mutter würde jetzt ruhig die Hehlerin abgeben, wenn sie den Stehler aus dem Inquisitoriat wieder zurück hätte. Lude hat sich zwischen zwei Stühle gesetzt."

Der Landrath ließ sich nicht irre machen. Mit den Worten: „Drum muß man ihm helfen! Von Staats wegen! Das verstehen Sie nicht, Langheinrich! Diese Geschichte liegt tief im Herzen und unter den Nieren! Da könnte ein Prediger einen Vers darüber machen!" bestieg er seinen Einspänner, den er gewohnt war selbst zu führen.

Im Hause des Büdners und Landwehrmannes Wächter an der muntern Illritz sah es inzwischen gar traurig aus. Die Dorfleute arbeiteten im Felde. Doch einige Alte und die Kinder, die daheimgeblieben, folgten dem in's Dorf einfahrenden Landrath und dem Gendarmen, um die Karpfengrube noch einmal mitbetrachten zu können. Ein eigenes Urtheil, eigene Justiz wenn auch nur in Mienen und Worten hatten diese Dorfbewohner nicht. Diese Gegenden des Vaterlandes sind so seit Jahrhunderten gewohnt, nur regiert und geführt zu werden, daß sich überall da, wo

die Autorität ihre Hand walten zu lassen hat, ein Schweigen und Gehenlassen zur Gewohnheit gebildet hat. Diesen militärisch-disciplinirten Stämmen geschah es schon zu oft, daß sie da, wo ihr Rechtsgefühl einmal sich in natürlichem Ausdrucke gern Luft gemacht hätte, von der Autorität zurückgewiesen wurden mit Worten: Ob sie mitzureden hätten? Ob sie Dies oder Das was anginge? Ob sie Advocatensporteln bekämen oder Gerichtskosten zu bezahlen fürchteten? So sah man hier tausend Mal, daß selbst das Urtheil über Diebe und Mörder dem Volke nicht gestattet wurde, und Diebe und Mörder gegen Die, die „ihre Nasen in fremde Dinge steckten," von den Gendarmen und Ortsbehörden in Schutz genommen wurden. Genug! Die Frau des Büdners saß in der Küche und rührte stilltraurig in einem Topfe. Der Landrath polterte in der armen Hütte seine Verwünschungen aus, lechzte aber in alle Winkel mit sehnsüchtigen Augen nach Lude. Im Garten, in einem kleinen Kohlfelde stand der auch ganz geruhig und verlas von den blaugrünnen Blättern die Raupen. „Wieder etwas Sauberes und Accurates!" sagte der Langheinrich, als er draußen an der Illritz die eigenthümliche Vorrichtung untersuchte und den Jungen so still da raupenlesend antraf. Der Ortsschulze, vom Felde requirirt, erklärte alles Geschehene noch einmal auf's deutlichste, während Langheinrich schwieg und seine Augenweide an seinem Chef, dem Ordnungsschwärmer hatte, der Lude Wächter wie einen Genius betrachtete. „Einzig! — Merkwürdig! — Baarfüßiger Junge! — Verliest die Raupen! Schmeißt sie alle in einen alten Topfscherben! Bringt sie den paar Hühnern da auf dem Miste! Sieht und hört nichts! Giebt seinen Vater an! Lebt nur im Recht und in der Ordnung. Dem König möchte man privatim drüber schreiben. Was kann aus so einem Jungen noch, richtig angefaßt, Alles werden!..." Diese Worte brummte der Landrath fortwährend zwischen seinen Verwünschungen der Räu=

derbagage und den jammernden Klagen der Mutter. In die glänzendsten Zeugnisse, welche die Frau der sonstigen Solidität ihres Mannes gab, Noth und Armuth als Gründe seines Verbrechens geltend machen wollte und den Landrath bei allen Verheißungen des ewigen Lebens bat, für Wächter'n in der Stadt ein mildes Urtheil zu verwirken, polterte er: „Wird sich finden! Cocarde beschimpft! Mütze noch tragen wollen! Sieh' ma!! Ein Jahr Steine klopfen! Mit Schimpf ausgestoßen aus dem Bataillon, wo ich sein Major bin! Mir das anthun! Donner!" Und dann ganz sanft zu Lude, als dieser eben den Schüsselscherben in der Illritz ausschwenkte und in die Hütte zurücktragen wollte: „Thut dir's denn leid, daß sie deinen Vater geholt haben? .." Er winkte dabei dem Gendarmen, aufzuhorchen, was der Genius der Gesetzlichkeit erwidern würde. Lude schwieg. Er blinzelte nur zum Gendarmen hinüber, der polternd losbrach: „Junge, wenn der Herr Landrath was frägt, antwortet man." Die Geschwätzigkeit des Schulzen unterbrach des Kindes nähere landräthliche Seelenprüfung.

Der Landrath bestieg seinen Einspänner wieder und fuhr langsam zum Orte hinaus. Langheinrich gab ihm das Geleite bis zur Mühle, wo er abschwenken und heimreiten wollte. Die Gründe, warum sich sein Chef immer höher in seiner Bewunderung Lude Wächter's steigerte, konnte er nicht in Abrede stellen. In der That hatte das Kind sich in der schwierigen Situation mit Haltung, ja mit einer gewissen Würde benommen. Ohne Furcht zu verrathen, gab es kein Zeichen auch des Trotzes. Langheinrich hätte sich sagen dürfen: Das Kind vertraute eben dir, deiner Verschwiegenheit, deinem Schutze! Es konnte nicht wissen, ob der Landrath von seiner That unterrichtet war. Dieser aber war bei dem wiederholten Ausrufe geblieben: „Mann! Dieser Blick! Diese Festigkeit! Diese Ruhe! Dieser erhabene sittliche Stolz! Es war eine Conduite, die der König erfahren muß! Ich ruhe nicht eher, bis

für den Jungen etwas geschehen ist! Aus Staatsmitteln! Hier würde man eine Sünde begehen, wenn man das so unterm Miste verkommen ließe! Wir sprechen noch davon."

Nach einigen Wochen überraschte der Landrath seinen Untergebenen mit einer Nachricht, die diesem die schon fast entschwundene Erinnerung an Ludwig Wächter zurückrief. Der Vater war zu 8 Monaten Strafarbeit, Cocardenverlust, künftiger Einstellung in eine Strafcompagnie verurtheilt, die Mutter taglöhnerte und „Luden hab' ich die Carrière eröffnet," sagte der Landrath. „Keinem Menschen hab' ich hier den Vorfall mitgetheilt, auch Herrn Semmler nicht, aber der Frau Oberpräsidentin hat meine Frau einen langen Brief geschrieben. Der Junge macht jetzt seinen Weg. In Erwägung, daß sein Taugenichts von Vater nichts für ihn wird thun können und die Mutter nicht das liebe Brot im Hause hat, wird Lude für älternlos angesehen und kommt drei Meilen von hier ins Militärwaisenhaus. Mit dem Schulzen und der Mutter ist Alles richtig gemacht. Die Mutter kann das Kind sehen, so oft sie will. Ohnehin wird sie bei den Wenden drüben mehr Arbeit suchen müssen, als in unserer Gegend, wo man ihr aus dem Wege geht. Heute noch holt meine Frau den Jungen ab. Wir bringen ihn selbst an den neuen Ort seiner Bestimmung Jetzt geben Sie Acht, Mann! In drei Jahren sprechen wir uns wieder!"

Ich bin begierig! sagte Langheinrich voll wahrer Freude über diese Wendung. Es wehte ihn ein Trost an, als schützten unsichtbare Engel auch vielleicht einmal seine Kinder, wenn sie von ihrem Vater auch nicht angeben konnten, daß er gestohlen hätte.

Das Militärwaisenhaus lag noch in dem Bezirke des Landrathes, und Langheinrich, der inzwischen zum Wachtmeister befördert war, behielt die Umgebungen auch dieser berühmten und von der Regierung sehr großmüthig gepflegten Anstalt im Auge, wenn auch in dem Städtchen, an dessen Eingang das große stattliche

Gebäude mit seinem von einem Eisengitter eingefriedigten Spiel= und Exercierplatze lag, andere Diener der öffentlichen Sicherheit die nächste Aufsicht hatten. Zwei Jahre waren vergangen, als Langheinrich zum ersten Male wieder Lude Wächters ansichtig wurde. Der Knabe grüßte ihn, als er eines Tages, im Begriff, eine Inspectionsronde zu halten, an dem zwischen den beiden mächtigen Flügeln des Militärwaisenhauses gelegenen Spielplatz vorüberritt. Obgleich Lude durch die gute und geregelte Ernährnng sich fast bis zur Unkenntlichkeit stattlich entwickelt hatte, so konnte ihn doch der Gruß des uniformirten Knaben nicht irre führen. Er ritt heran und fragte nach seinem Befinden. Lude dankte und lobte die Anstalt. Von seinem Vater hatte er, wie er erzählte, einmal einen Besuch erhalten. Hinzugetretene Lehrer und Aufseher der Zöglinge schilderten dem Wachtmeister das Wiedersehen zwischen Lude und seinem Vater als eine besonders ergreifende Scene. Lude schlug dabei, auch bei dem vielen Lobe, das ihm gespendet wurde, die Augen nieder. Sein Geheimniß verstanden die Lehrer nicht; nur zwischen ihm und Langheinrich waltete es. Befragt, welche Laufbahn der Zögling denn einst einschlagen würde, antworteten die Lehrer, vielleicht daß er in den Kaufmannsstand treten würde. Es hätte sich nämlich der reichste Mann im Orte gefunden, der Ludwig Wächter seines Sohnes wegen mit besonderer Zuneigung behandle. Julius Handtke wäre zufällig in nähere Bekanntschaft mit dem immer stillen und zurückgezogenen Militärzögling getreten und hätte an ihm, wie eben die Schwärmerei und das Bedürfniß der Hingebung in solchen Kinderseelen wirke, einen so mächtigen Gefallen gefunden, daß man gern gestatte, oft Tagelang den Zögling in das Haus des Herrn Handtke zu geben, der auf dem Markte der kleinen Stadt die Haupt=Spezerei= und Materialwaarenhandlung inne hatte, gerade dem schwarzen Adler gegenüber, einem Gasthofe, der von einem Bruder des Kaufmanns gehalten wurde. Die Gebrüder Handtke waren so=

mit die Honoratioren der Stadt und die Auszeichnung, die Lude Wächter durch Julius Handtke fand, konnte für eine ausnehmend glückliches Loos gehalten werden. Der Vater seines Freundes war bereit, ihn als Lehrling in seine Handlung zu nehmen.... Langheinrich wünschte Ludwig Wächter'n zu diesen Aussichten für seine Zukunft Glück, konnte aber doch nicht umhin, da er Julius Handtke als einen wilden, oft übermüthigen und verzogenen Knaben kannte, ihn zu warnen, sich von dem gefährlichen Beispiel seines Freundes anstecken zu lassen. Es war schon Manches mit Julius Handtke vorgekommen, was sogar in eine Berührung mit der öffentlichen Sicherheit geführt hatte. Er hatte Pulver abgebrannt, wo er nicht sollte, Nester ausgenommen, Laternen zerschlagen und galt im Orte für einen, von den Seinigen, dem Vater und dem Onkel, zwar ziemlich strenggehaltenen, aber auch naschhaften und vergnügungssüchtigen Knaben. Lude Wächter hörte die Warnung ruhig mit an und erklärte, daß er sich schon hüten wolle. Auf die Frage, ob er denn Julius Handtke gern hätte, blieb die Antwort nicht aus, daß er sein bester Freund wäre. Und diese Versicherung bekam noch mehr Bedeutung, da einer der Lehrer, den Wachtmeister begleitend, als Beide allein waren, hinzufügte: „Es ist auch sein einziger. In der Anstalt wollen die Kameraden keine gemeinsame Sache mit ihm machen!" Dies auffallende Wort blieb ohne nähere Erläuterung; denn die Aufmerksamkeit Langheinrich's wurde schon wieder von einigen Grüßenden abgezogen, auf die er, mit seinem ohnehin unruhigen Gaule, zur Bewillkommung ansprengen mußte.

Den Gendarmen des Orts fand der Inspicient abwesend und zwar in Sachen eines Diebstahls, der kürzlich im Schwarzen Adler vorgekommen. Man hatte dem Bruder des Kaufmannes Handtke aus dem Nebenzimmer seiner eigenen Gaststube kürzlich seine goldene Uhr gestohlen. Der Ortsgendarm hatte viel Mühe, den Thäter zu entdecken und glaubte ihn jetzt in einem Handwerks-

burschen gefunden zu haben, der kürzlich im Schwarzen Adler übernachtete und in der Gaststube, in die er seiner Aermlichkeit wegen nicht hingehörte, einige Augenblicke verweilt hatte. Langheinrich wartete auf die Rückkehr seines Untergebenen, konnte sich aber dabei nicht erwehren, auch seinerseits, wegen der mit dem Uhrschlüssel und einem Petschaft daran gestohlenen Uhr, rechts und links seine Augen über Dieses und Jenes streifen zu lassen. Er besuchte den Gastwirth, sah sich die Localität, die Umgebungen an, die Hausbedienung, die üblichen Gäste. Nichts kam ihm verdächtig vor. Auch den Kaufmann gegenüber besuchte er, fand dort Ludwig Wächter wieder mit seinem Freunde und überzeugte sich, daß dessen Vater in der That die großmüthigsten Absichten mit einem Knaben hatte, dessen, wie er sagte, stilles und apartes Wesen ihm ausnehmend gefiel und ein wahrer Schatz für seinen etwas verwilderten Sohn und dessen fernere Zukunft wäre. Auch von der goldenen Uhr war die Rede und der Schrecken, in einem so gut gearteten Orte einen Dieb zu wissen, kam in den entschiedensten Ausdrücken dabei zur Erörterung. Auf einige sonst achtbare Bürger war schon Verdacht gefallen, andere hatten erklärt, sie zögen vor, unter solchen Umständen den Schwarzen Adler nicht mehr zu besuchen; Allen lag daran, daß der Thäter jener Handwerksbursche gewesen seyn möchte, zu dessen Verhaftnahme der Ortsgendarm ausgeritten war. Dieser kam am folgenden Tage zurück mit dem von ihm verhafteten muthmaßlichen Thäter. Diese Angelegenheit berührte Langheinrich nicht weiter. Nach einigen geschäftlichen Rücksprachen ritt er von dannen. Es war zeitig. Noch tiefe Morgenfrühe. Kaum war Langheinrich an dem Militärwaisenhause, den Kohl- und Kartoffelfeldern der Ackerbürger des Oertchens vorüber, als er hinter sich rufen hörte: „Herr Wachtmeister! Herr Wachtmeister!" Langheinrich sah sich um. Ein Zögling des Waisenhauses lief ihm nach und sein scharfes Auge ließ ihn sogleich aus der Uniform heraus Ludwig Wächter'n er-

kennen. Was will der? sagte er zu sich und hielt seinen Braunen an. Als der Knabe näher kam, rief Langheinrich: „Lude, was giebt's denn noch?“ Stumm und sich ängstlich umspähend sprang Lude in den Chausseegraben, der ihn halb deckte, und kam zu dem unter einem Baume haltenden Wachtmeister. „Ich will Ihnen sagen,“ begann er sogleich, „wer die Uhr gestohlen hat. Es ist Julius Handtke.“

Langheinrich erschrak. Die Erinnerung an den Vorfall vor zwei Jahren erschütterte ihn. „Junge, bist du des Teufels?“ rief er, faßte mit der Linken rasch die Mähne seines Gaules und war im Nu herunter. „Julius Handtke hat die Uhr gestohlen?“ „Ja!“ sagte Lude mit derselben Festigkeit, wie er einst seinen eigenen Vater angegeben. „Warum sagst du das?“ fuhr ihn Langheinrich fast zornig an. Lude schwieg. Langheinrich besann sich, daß es seines Amtes nicht war, Jemanden zu schmählen, der das Gelingen der praktischen Polizei unterstützte; aber im ersten Gefühle hätt' er den Säbel ziehen und mit der Klinge den Angeber durchfuchtelr mögen. Sich bekämpfend fragte er nur: „Weißt du denn das auch ganz gewiß?“ Lude erwiderte: „Julius hat schon oft gestohlen. Er will bei seinem Vater noch einbrechen und dann nach Amerika gehen. Ich soll ihn begleiten. Die Uhr hab' ich bei ihm gesehen.“ „Aber, Lude, deinen Freund verlierst du ja nun! Verlierst ja deine ganze glückliche Zukunft! Der Kaufmann wird dich ja nicht mehr ansehen wollen. . . .“ Lude schwieg und blickte nieder. Er schien an die Folgen seiner Entdeckung nicht im mindesten, sondern an die Wahrheit selbst gedacht zu haben. Nach einer Weile rathlosen Schweigens auch des erschütterten Wachtmeisters, der von diesem Knaben so viel Vertrauen genoß, sagte Lude nur noch: „Der Handwerksbursche ist's doch nicht gewesen, Julius Handtke ist's gewesen. Die Uhr steckt in seiner Tasche. Ich habe sie gesehen.“ Langheinrich überlegte, welches der wahre Grund dieser Anzeige war. Vielleicht selbst Liebe für den Freund? Vielleicht Besorg=

niß, der Verführung desselben nicht widerstehen zu können? Er war völlig ohne Entschluß, wußte nicht, was er mit dem Geständnisse machen sollte und blieb auch ohne Entschluß. Lude, um für seine Entfernung nicht gestraft zu werden, eilte inzwischen spornstreichs zurück. Er hatte sich versteckt, nicht seiner Anzeige, sondern seiner Entfernung wegen. Und Langheinrich, einer der edelsten und gefühlvollsten Menschen, die je in die schwierigsten Kollisionen von Pflicht und Rücksicht gekommen seyn mögen, sah ihm schwermüthig nach, bestieg seinen Gaul, ritt im Kreise auf und ab, ohne zu einem Gedanken zu kommen. Er wußte nicht wie, er hatte Lude Wächter'n jetzt selber lieb. Es schien ihm ein tragisches Geschick zu seyn, das diesen Knaben ewig folterte und quälte, die Dinge, wie sie sind, nicht verschweigen zu können. Er sah einen Unschuldigen leiden und gab lieber seinen eigenen Freund an! Er gab ihn an in der dunkeln Ahnung, daß er dem Freunde und vielleicht seinem eigenen sittlichen Selbst dadurch nütze! — Und doch — sollte er das Bekenntniß brauchen? Sollte er ohne weiteres zurück in die Stadt, den Sohn eines angesehenen Kaufmannes auf offener Straße anhalten lassen, seine Kleider untersuchen, ihn, die Aeltern, den Angeber selbst unglücklich machen? Es waren zu viel und in der That zu ernste Vorstellungen, die ihn bestürmten. Er beschloß, sich Jemandem anzuvertrauen, der den Fall unter dem Siegel der Verschwiegenmit ihm erörtern sollte; er wählte dazu diesmal nicht den Landrath, sondern den Pfarrer in Walddüren, dem Orte, wo auch der Landrath und in dessen Nähe er selber wohnte.

Unglücklicherweise wollte der Zufall, daß Herr von Werthern, Langheinrichs Landrath, bei dem Pfarrer von Walddüren gerade zugegen war. Seit einiger Zeit hatte der Landrath, der bei allen Sonderbarkeiten ein wahrheitsstrebender und sogar etwas schwärmerischer Mann war, mit dem Pfarrer mancherlei Streitigkeiten

Der Pfarrer, schon ein bejahrter Herr, gehörte der alten sächsischen Vernunftsschule an, der Landrath aber, der in seiner Art gern auch etwas Theologie trieb, segelte mit dem Winde, der aus den frommen Kreisen der Residenz wehte, so wenig auch sein dialektischer Charakter, sein eigenwilliger und nächst dem Könige sich selbst am meisten vertrauender Sinn mit diesem Winde in seinem ganzen Wesen so zu sagen aus einer Ecke blies. Er mußte sich zur Auffassung der Oberkirchenbehörden mit Gewalt bekehren und ergriff nun jede Gelegenheit, wo sich etwas Räthselhaftes ereignete, davor still zu stehen, alle seine Logik und vernünftige Erklärung gefangen zu geben und auszurufen: „Nein, es ist etwas dran an dem Mystischen! Es ist etwas dahinter! Ich lasse mir's nicht nehmen!" Als Langheinrich seinen Landrath entdeckte, mochte er nun nicht in die Pfarrerswohnung. Herr von Werthern hatte jedoch ein scharfes Ohr und hörte den Säbel eines berittenen Waffenträgers schon in weitester Ferne. Er erblickte seinen Wachtmeister kaum im Dorfe, als er ihn auch schon von der Straße herüberrief und zum Zeugen eines lebhaften Streites machte, in dem er eben mit dem Pfarrer begriffen war. Der Pfarrer lachte über einen Vorfall, den der Landrath sehr ernst nehmen wollte. Sagen Sie selbst, Langheinrich, war es nicht merkwürdig, was uns beiden in Wielka, drüben in dem Wendendorfe, neulich begegnet ist? „Die Geschichte von der schwarzen Katze?" sagte Langheinrich. „Kommen Sie herunter und erzählen Sie, Wachtmeister!" befahl der Landrath und sah dabei rauchend auf seine Meerschaumpfeife mit der Bernsteinspitze fast wie ein Fakir herab, der andächtig seine Nase betrachtet. Er zwang also den Wachtmeister, abzusteigen, sein Pferd draußen anzubinden, in das niedrige, aber freundliche Haus des Geistlichen einzutreten und den Vorfall zu erzählen, wie er in Wielka, einem alten wendischen Stammorte mit allerhand wunderbaren Sitten, z. B. der, daß dort sogar die alten Frauen Tabak rauchten, kürzlich ein Feuer hätte löschen hel-

fen, das bei einem reichen Bauer ausgekommen war. Die Bauern, erzählte Langheinrich, wollten nicht löschen, einige wenige fremde Zuzüger ausgenommen, unter denen der degradirte Landwehrmann Wächter, der auf dem Hofe arbeitet, einer der eifrigsten war. Ich hörte von dem dummen Volk, es würde nicht viel helfen. Das Feuer wäre ja von dem Drachen gekommen, der dem Bauer das viele Geld brächte. Dem Drachen, den er heimlich im Hause auffütterte, hätte der Bauer diesmal zu viel heiße Hirse gegeben; davon wär' ihm die Zunge angebrannt und nun hätt' er Flammen speien müssen und solche Flammen lösche man vergebens. Als ich erwiderte, mit Hülfe Wächter's wäre man ja doch des Feuers Herr geworden, sagten sie: Das wohl! Der Drache wäre auch aus dem Brande davongeflogen; sie hätten ihn alle gesehen... Wohin denn, ihr Narren? fragt' ich. Einstimmig bezeichneten sie mir einen alten hohlen Baum in der Nähe, dem sich jetzt Niemand, und wenn man Geld geboten hätte, nähern wollte. Ich denke, ich mache es, wie ich einmal von dem alten Heidenbekehrer Bonifacius gelesen habe, und lasse den Baum umhauen. Für einen Wachtmeister der Gendarmen ziemt sich's, Aberglauben so mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber du liebe Zeit, Keiner erbietet sich, dazu auch nur eine Axt oder Säge zu leihen. Alles weicht scheu und ergrimmt über meine Methode zurück. Dem Tagelöhner Wächter, der mich unterstützen wollte, verbot ich's, weil der seinen guten Ruf wiederherstellen muß und Freunde bedarf. Ihr Taugenichtse! ruf' ich, die Bäume im königlichen Forste sind euch nicht heilig, aber den da, wo euer Drache, der zu heiße Hirse gefressen hat, drinnen sitzt, den wollt ihr schonen, obgleich er keinen grünen Zweig mehr hat? Gebt Acht, ich will euern Drachen schon hervorlocken. Damit requirir' ich Leute aus Walddüren. Herr Landkommen selbst mit und eigentlich — unterbrach sich Langheinrich — eigentlich sehr ergrimmt auf mich..

Weil Sie Aberglauben ausrotten wollten? — rief der Pfarrer lachend dazwischen.

Hören Sie nur! sagte der Landrath bedeutungsvoll und auf seine Tabakswolken voll erzwungener Andacht blickend. — Wir nahmen, fuhr Langheinrich fort, Sägen und Aexte und fingen die Arbeit an. — Rings stehen die Wenden und schauern zusammen über unsere Tollkühnheit. Sie erwarteten nicht anders, als daß der Drache uns sämmtlich verschlingen würde. Die Arbeit dauert eine halbe Stunde. Endlich ist der Baum zum Umstürzen durchsägt, wir stoßen ihn nieder, da fährt aus der Höhlung, die nun zu Tage kömmt, eine dicke, große, schwarze Katze heraus, rennt mitten durch die schreienden Wenden hindurch und verschwindet im nahestehenden Korn. Zu erwischen war sie nicht und freilich wir standen beschämt da. Die Wenden hatten Recht, der Drache hatte sich in die schwarze Katze verwandelt.

Und nun frag' ich, rief der Landrath, giebt's nicht Dinge, über die sich gar nicht reden läßt? Alle unsre Vernunft reicht dabei nicht aus und die Ober-Kirchenbehörden haben Recht: Man muß sich blindlings unterwerfen!

Ein Ausspruch, dem der Pfarrer Alles entgegenstellte, was man in einem solchen Falle nur von einem gesunden alten hallischen und leipziger Standpunkte erwidern konnte.

Die Erwähnung des gebesserten Wächter aber und die feierliche Stimmung des Landraths verführten den Wachtmeister, in des exaltirten Mannes Gegenwart sein neues Erlebniß mit Lude, Wächters Sohne, nun dennoch anzubringen. Die Verwunderung war beim Pfarrer, der zum ersten male von diesem Knaben hörte, nicht minder groß als das erneute Erstaunen des Landraths. Dieser, noch erfüllt von dem Wunder des alten Wendenbaumes, sah jetzt geradezu in Lude Wächter ein Mysterium. Es geht nicht anders, schloß er, die Pfeife ausklopfend, diesem Knaben muß geholfen werden! Dieser Lude ist zu Großem berufen! Und auch

der Pfarrer meinte, nach Langheinrich's Erzählung läge hier allerdings ein Fall vor, über den man nachdenken könnte. Er griff hinter sich, lüftete einen Vorhang und langte auf seine Bücherbretter, um Reinhard's „Moral" herunter zu holen. Alle drei kamen darin überein, daß Lude Wächter vor den Folgen seines Wahrheitstriebes am besten dadurch zu schützen wäre, daß auch Julius Handtke diesmal noch ohne Strafe bliebe und die Uhr so wiedergefunden würde, daß über den wahren Dieb im Orte ein ewiges Geheimniß bliebe. Wie das aber anfangen? fragte der Pfarrer. Da weiß unser pfiffiger Wachtmeister schon Rath, sagte der Landrath, klopfte Langheinrich auf die Schulter und schickte sich zum Gehen an, denn es brannte ihn schon, seine Frau zu suchen, dieser wieder den merkwürdigen neuen Fall mit Lude zu erzählen, diesmal selbst an die Gemahlin des Oberpräsidenten zu schreiben und für Lude Wächter jetzt die weitere Carriere zu eröffnen. Aber, Herr Landrath, fiel Langheinrich ein und fand die Aufgabe, die er ihm zurücklassen wollte, schwierig. Sie wissen schon, sagte sein Chef. Fällt Ihnen nichts ein? Erinnern Sie sich nicht, wie Sie's damals auch in Wielka machten, als die zwanzig Thaler Klassensteuer dem Schulzen gestohlen waren?

Damals beging ich, sagte Langheinrich, auch eine gottlose Sünde an dem heiligen Wendenthum... „An dem heiligen Wendenthum?" fragte der Pfarrer. Auch fremden Glauben muß man heilig halten;.. polterte der Landrath dazwischen. Wie war das damals? hieß es, und Langheinrich, sich orientirend über die Möglichkeit, die Uhr durch List herauszubekommen, erzählte, er hätte vom Schulzen in Wielka, der die Klassensteuer nichtstimmend fand, einen Bauer bezeichnet erhalten, der die ihm fehlenden zwanzig Thaler wahrscheinlich gestohlen hätte. Er hätte darauf den Schulzen bestimmt, sämmtliche Bauern Abends in der Schenke zu versammeln und wohl darauf zu achten, daß auch der Verdächtige käme. Wie er dann

wie durch Zufall eingetreten wäre, hätte er in gebrochenem Wendisch Allen den Fall erzählt und mit der Erklärung geschlossen, unfehlbar hole Den, der dies Verbrechen begangen, nächstens und vielleicht sogleich Czernebog, der schwarze Geist. Dann hätte er, da man über diese Erklärung still und kleinlaut wurde, seine Brieftasche hervorgezogen, sie geöffnet, einen glücklicherweise schwarzen Bleistift genommen, ihn dreimal angeblasen und dem Zunächststehenden anzufassen gegeben. Der hätte dann zugreifen müssen auf die Gefahr, wenn er der Thäter wäre, plötzlich durch Czernebog's heimliche Berührnng schwarz zu werden. Der Erste blieb weiß, der Zweite auch, der Dritte auch; so ging es die Reihe herum, bis aus der engen überfüllten Stube heimlich einer von den Zitterndbeklommenen verschwunden wäre. Langheinrich hätte gethan, als bemerkte er die Angst eines Menschen, der schwarz zu werden fürchtete, nicht und wäre mit seinem feierlichen Gottesgericht fortgefahren. Plötzlich hätte man die Thüre aufgerissen, die Magd des Schulzen wäre hereingebrochen und hätte gerufen: Eben wäre ein Sack mit Geld durchs Fenster in die Küche geflogen. Sie brachte den Sack. Er enthielt die vermißten zwanzig Thaler. Das Geld wäre demnach dagewesen und die Bauern wüßten heute noch nicht, wer von ihnen es gewesen, der, um den Teufel durch Reue zu versöhnen, sich so still davongeschlichen.

Nun gut, sagte der Pfarrer, wenden Sie jetzt etwas Aehnliches an; nur bitte, incommodiren Sie dabei den Czernebog nicht wieder, der bei dem Herrn Landrath eine geweihte Person zu seyn scheint.

Langheinrich bestieg sein Roß und sprengte in's Städtchen zurück. Es war fast Abend. Zuerst bestimmte er Lude Wächter'n, den er sich aus „Privatgründen" von der Direktion des Waisenhauses frei erbat, zu seinem Freunde zu gehen und ihn einzuladen, zum Onkel in den Schwarzen Adler zu kommen, wo Abends auch sein

Vater verkehrte und fast alle wohlhabenden Männer der Stadt. Vorerst sollte er sich wieder die Uhr von Julius zeigen lassen, sie mit dem daran befestigten Schlüssel aufziehen und dann, ohne etwas zu sagen, zurückgeben. So geschah es. Um acht Uhr trat Langheinrich in die von Tabaksrauch gefüllte Gaststube zum Schwarzen Adler, wo etwa zwölf Herren und auch bereits die Knaben Julius Handtke und Lude Wächter beisammen saßen. Nach einem Guten Abend! und dem Erstaunen über seine Rückkehr sagte Langheinrich: „Meine Herren, vor drei Tagen ist um diese Stunde aus dem Nebenzimmer dieses Hauses in Gegenwart der meisten hier versammelten Anwesenden Herrn Handtke die goldene Uhr gestohlen, vielleicht ist sie aber auch nur verlegt worden. Wohl weiß ich, daß die geehrten Herren sämmtlich achtungswürdig sind; dennoch erlaub' ich mir, Sie zu bitten, mir Jeder die Uhr zu geben, die er bei sich trägt. Das Weitere wird sich dann schon finden." Man war bestürzt, nicht beleidigt. Wer sollte nicht selbst die Hand dazu bieten, daß ein Dieb, als der nicht zu erscheinen Jedem gelegen seyn mußte, entdeckt oder die Uhr als nur verlegt betroffen würde? Als Langheinrich sämmtliche Uhren in Händen hatte, gab er sie dem Wirth zur Aufbewahrung außerhalb des Zimmers und zugleich ordnete er an, daß auch die Lichter hinweggenommen wurden und die Versammlung ganz im Dunkel blieb. Man stand erschrocken auf und begriff nicht, was werden sollte. Als die Uhren und die Lichter fort waren und der Wirth noch die Bedeutung bekommen hatte, auf den ersten Ruf: Licht! sogleich mit einem brennenden Lichte hereinzutreten, bat Langheinheinrich die durcheinander gerathene, an Tischen und Stühlen sich in der Finsterniß stoßende Gesellschaft jetzt durchaus ruhig zu seyn, aber auch so ruhig, daß man Mäuschen könnte wispern hören. Halb betroffen, halb lachend über das Beginnen des Wachtmeisters hielten die Gäste sämmtlich den Athem an. „Nun bitt' ich," sagte Langheinrich, „daß Sie sich ganz auf mein Gehör ver=

lassen! Befindet sich in diesem Zimmer noch irgend eine Uhr so werd' ich sie unfehlbar entdecken. Ich höre jede Uhr auf zehn Schritte. Und nun still!"... Nach einigem Räuspern wurde es feierlich still. Langheinrich horchte auf. Es währte geraume Zeit, bis er das Ticken einer Uhr vernahm. Endlich unterschied er deutlich den leisen, gleichmäßigen Schall einer Pendelschwingung. Pst! sagte er. Ich werde jetzt Licht! rufen, aber Alles bleibt still und an seinem Platze. Licht! rief er nun donnernd. Der Wirth trat herein; Langheinrich bezeichnete einen Platz am Fenster, wo die Uhr sich befinden müßte. Niemand war am Fenster als Julius Handtke. Dieser war jedoch unerschrocken. Die Uhr tickte viel höher, weit über ihm. Langheinrich, der geahnt hatte, daß sie von dem Knaben in der Dunkelheit würde fortgeschafft werden, stieg auf einen Fenstertritt, hob einen daselbst befindlichen dichtverwachsenen Blumenstock in die Höhe und zeigte die Uhr. Die demnach „verlegt gewesene" Uhr lag zwischen den Aesten eines Blumenstocks. Noch in demselben Augenblicke wurde Befehl ertheilt, dem armen Handwerksburschen die Freiheit zu geben. Man lachte viel, verwunderte sich, spöttelte auch wohl der „lange nicht begossenen" Blumen und deutete damit die Furcht oder Reue nach einem doch wohl stattgehabten Diebstahl an; aber es genügte, daß die Uhr wieder da war. Dem eigentlichen Diebe konnte nicht weiter nachgeforscht werden.

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit wurde Lude Wächter in ein berühmtes Pädagogium als Alumnus gegeben. Zwei Jahre darauf wurde er aus dieser Anstalt in ein Schullehrerseminar versetzt. Schon ein Jahr darauf kam er als Hülfslehrer an eine öffentliche Lehranstalt. Als mehre Lehrer dieser Anstalt wegen ihrer Gesinnungen in eine Untersuchung geriethen, wurde die ganze Anstalt aufgelöst und Lude Wächter an eine neue als ordentlicher Lehrer versetzt. Von dieser Zeit an stockte äußerlich seine für einen armen Landtagelöhnerssohn immerhin glänzende Laufbahn;

er kam in seinen Verhältnissen nicht recht weiter. Die Wahrer der öffentlichen Ordnung, die vier, fünf Mal auf seine Angaben hin wichtige Thatsachen entdeckt hatten, wollten sich seiner als eines Agenten bedienen, und machten ihm Anträge, in die höhere Polizei einzutreten. Dem Staate zwar verpflichtet, der Alles für ihn gethan hatte, widerstand Wächter dennoch, aber er blieb der vereinsamteste Mensch von der Welt. Ueberall hin verfolgte ihn unklarer Haß und Mißtrauen. Man hat Aeußerungen von Wächter, daß ihn auch als Lehrer jede aufgehobene Hand eines Kindes, das einen Mitschüler angeben wollte, erschreckte. Sie schien ihm eine aus dem Grabe wachsende Hand eines Kindes, das seine Aeltern gemordet hätte. Er hatte die Unbefangenheit des Umgangs mit allen Menschen, ganz besonders aber mit der Jugend verloren. Wer die Menschennatur in ihrer Lebendigkeit, wildwachsenden Frische und ihrem üppigen Aufwuchern nicht harmlos hinzunehmen gelernt hat, wird sich nimmermehr unter der Jugend heimisch fühlen. Der Lehrer Wächter war ausgezeichnet mit dem Einzelnen, aber mit der Masse besinnungslos, feige sogar und ängstlich, schüchtern bis zum Kinderspott. Wer die geheimen Gründe jenes Schlusses einer in ihrem Lehrerbestande anstößig gewordenen Schule kannte, sagte, das böse Gewissen ließe Wächtern keine Ruhe. Aber man irrte sich. Wächter war sich bewußt, damals, als durch ihn Menschen ihr Brot und ihre Freiheit verloren, nur einer gesetzlichen und verdienstvollen Pflicht gefolgt zu seyn: aber in ihm selbst war es einsam und elend. Er zog vor, Privatstunden zu geben. Sein scheues ängstliches Wesen gefiel in der großen Welt nicht, an die er die glänzendsten Empfehlungen hatte; so sank er immer mehr zur kleinen herab, wurde Misanthrop, Geizhals, Cyniker. Man nannte ihn einen verdorbenen Lehrer, aber es war ein verdorbener Mensch, verdorben in dem Sinne, daß er ein Lebensziel gänzlich verfehlt hatte. Es war ein edler Stoff in ihm gewesen; denn der Wahrheitstrieb

ist eine der schönsten Eigenschaften eines reinen Herzens. Aber die Bedingungen, die nicht nur die Welt, sondern gerade die Tugend stellt, verlangen, daß Jeder, der die Wahrheit üben will, auch ein Zeuge oder Märtyrer dieser Wahrheit werden muß. Nur da ist die Wahrheit groß und bewundrungswürdig, wo ihr Zeugniß mit dem Einsatz aller Gefahren, die nur zu oft in ihrem Gefolge gehen, abgelegt wird. Nur wer sich durch die Dornen seines Wahrheitstriebes hindurchringt, Mißachtung, Spott, Schande, Rache erträgt und doch im Leben immer bei der Wahrheit bleibt, nur der ist groß zu nennen. Ludwig Wächter war ein Kind von großer sittlicher Kraft, aber man entzog ihn den Rückwirkungen dieser sittlichen Kraft. Sein Heroismus wurde klein. Er war zu wohlfeil erkauft. Der Haß eines Vaters, die Züchtigung einer Mutter nach seinem ersten Wahrheitszeugnisse, die Mißgunst eines reichen Mannes, der ihn von sich gestoßen hätte, der Fluch eines Freundes nach seinem zweiten Wahrheitszeugnisse, wären Prüfungen für ihn geworden, an denen er seine sittliche Kraft hätte stählen müssen. So aber entzog falsche, einseitige und abstracte Lebensauffassung, die schon beim besten Willen so viel Unheil über die Welt gebracht hat, ihn regelmäßig den Rückwirkungen seines Wahrheitstriebes und die Folge war, daß ihn zuletzt die furchtbarste Rückwirkung traf; denn ohne Zweifel sind es nur Menschen aus dem Volke, in dem er sich zuletzt haltlos verlor, sind es Verbrecher gewesen, die von ihm eine Entdeckung fürchteten und ihn erschlugen. Und noch im Tode zeigte sich Merkwürdiges. . . Als ich von dem inzwischen längst aus Waldbüren geschiedenen, jetzt in andern Sphären wirkenden Langheinrich die Geschichte Lude Wächter's bei gerichtlicher Aufnahme, so wie sie hier erzählt, erfuhr, war der Ausruf des Ermordeten: „Bei den Karpfen!" erklärt. Mit der Entdeckung jener Fische, die man auch aus ihrem Elemente ge-

nommen hatte, wie ihn, begann eine Laufbahn, die mit dem Tode endete, und wenn auch Langheinrich sagte: So sollte sich Lude verändert haben? So sollte er, wie unser braver, in trüber Andacht und fäst religiösem Tiefsinn verstorbener Landrath es auch gedeutet haben würde, ordentlich mit Thränen im Auge gestorben seyn und in seinem letzten Angenblicke an Herrn Semmler's Karpfenteich und die kleine künstliche Diebesgrube in der Illritz gedacht haben? Nein —

Bis hierher hatte Scharfeneck gelesen, als sein Vortrag von einem Diener unterbrochen wurde, der geräuschvoll eintrat und mit einem: Herr Assessor! die fast überreizte Spannung unterbrach. Es bedurfte nur eines einzigen zugeflüsterten Wortes, als auch schon Scharfeneck, ohne seinen Satz zu beenden, das Manuscript zusammenrollte und den Saal verließ.... Die Gesellschaft stand befremdet auf, sah nach der Thür, folgte in's Vorzimmer, die Damen waren in ängstlicher Bewegung und ohnehin ergriffen. Frau von Wolmany bedeutete Alles, sich zu beruhigen. Es war fast, als wenn man den Ruf: Es brennt! fürchtete. Es hieß, draußen wären die Commissarien der Polizei. In die allgemeine Bestürzung, die sich indessen bei Erwägung der Stellung des Vorlesers zur Staatsanwaltschaft löste und einer Erörterung der gehörten Lebensskizze Raum machte, kehrte Scharfeneck zurück und erklärte laut:

Den Schluß meines Vortrages, Verehrteste, muß ich ändern. Ich kann es mit zwei Worten und thu' es aus dem Stegreif. Langheinrich zeigt mir so eben an, daß die wahrscheinlichen Mörder von ihm entdeckt sind. Der scharfsinnige Langheinrich wollte an meine sentimentale Deutung der von Lude Wächter gesprochenen letzten Worte nicht glauben. Er besichtigte noch einmal den Ort des Verbrechens. Es sind die Quais unserer Stadt. Sein Blick fiel auf die in dem ruhigen und schlammigen Wasser aufgestellten Fischkästen, in denen die Fischer der Vorstadt für die Markt-

zeit ihre Vorräthe aufbewahren. Er ließ diejenigen durchlöcherten Kästen öffnen, in denen man gewöhnlich Karpfen aufbewahrt. Schon beim zweiten oder dritten Kasten entdeckte man einen schweren Beutel mit einigen Hundert Thalern. Der Besitzer desselben, ein leichtsinniger junger Fischer der Vorstadt, ist meinen vorjährigen Zuhörern schon bekannt. Er wurde gerade mit denselben Gärtnerssöhnen, die damals die Verwirrung im Tanzsaal zu Buchenau anrichteten und schon damals auf Wächters Angabe verhaftet und bestraft wurden, zusammen betroffen. Sie sind verhaftet und eben eil' ich einen Thatbestand aufzunehmen, der wahrscheinlich beweisen wird, daß noch das letzte Wort Lude Wächter's eine wahrscheinlich unwillkürliche Huldigung an die Wahrheit ist, die ihm aber zum ersten Male in seinem Leben unmittelbar die Folgen eintrug, vor denen die alten Wahrheitspfleger zu seinem Verderben ihn bisher behütet hatten.

Scharfeneck entfernte sich eiligst. Die Worte: Ich begleite dich! die er hinter sich auf der Stiege hörte, konnten nur von Oswald kommen, der den Hut ergriff und das Schmerzlichste, was er auch hören mochte, den Debatten vorzog, die sich wie aufgezogene Schleusen über die diesmalige, und wie es schien, ansprechendere Darstellung seines Freundes ergießen mußten. Und war es denn schmerzlich, was er eben vernommen? Ernestinens Geheimniß lüftete sich. Schon am folgenden Tage, als sie die Gefangennehmung ihrer Brüder erfuhr, hörte, daß die Spuren eines Ruderhakens in Wächter's Kopfwunden paßten, und die Gemeinschaftlichkeit des begangenen Verbrechens zwischen fünf Ergriffenen auf der Hand lag, gab Ernestine eine Darstellung ihrer Schuld, die ihr nach der öffentlichen Verhandlung augenblicklich Freiheit erwirken mußte. Oswald hätte selbst zu ihr fliegen, selbst sie in dem unwürdigen Gewahrsam an sein Herz drücken mögen, aber Ernestine bat unter Thränen, gerade Ernst Oswald ihr nicht vorzuführen. Scharfeneck schien andere Gründe für diese Bitte zu haben, als die

der Freund aus dem Zartgefühl des Mädchens herleitete; doch begnügte man sich vorläufig mit der einfachen Thatsache: Ernestine ist unschuldig! Ihre Seelengröße stand noch reiner, ihr Charakter heroischer da als früher; denn gerade ihre schwesterliche Liebe war es gewesen, die das Opfer eines Gewebes von Schandthaten geworden war, das wir darzustellen im Folgenden versuchen wollen.

Sechstes Kapitel.

Die Brüder.

Wilhelm trat ein. Er war noch unter Ernestinens Brüdern der treuherzigste, während sie dem verhaßten Gustav verbot, sich vor ihr blicken zu lassen. Aber schlechte Gesellschaft hatte auch Wilhelm verdorben. Ernestine hatte schon oft Thränen, Worte der Liebe verschwendet, ihn von dem Pfade, auf dem sie ihn wandeln sah, abzubringen, ihn vor böser Gesellschaft zu warnen. Wenn der junge, scherzende, lachende Mensch damals in dem Garten seines Vaters erschien, hatte Oswald niemals Ahnung gehabt, was diesem Jünglinge schon Alles an den Versen haftete.

An jenem Tage in der Frühe, als Alles um Ernestinea still war, tritt Wilhelm bleich, verstört, düster bei ihr ein, setzt sich, stützt den Kopf auf und seufzt mit tiefster Herzensangst. Er erzählt, er würde die Stelle in der großen Fabrik, wo man ihn aus Freundlichkeit und durch die Fürsprache des schmeichelnden Gustav wieder aufgenommen, bald für immer verlieren. Auch wär' es besser, er lebte nicht mehr! fuhr er fort. Wie? rief die Schwester

entsetzt und horchte auf. Seine Tage kämen ihm ohnehin gezählt vor, sagte Wilhelm und stieß dabei stumpfe Worte aus, die er mit den auffallendsten Geberden unterstützte. Ernestine erschreckt, drängt nach der Ursache seines Kummers, räth auf ein böses Gewissen, auf einen neuen Leichtsinn, dessen Entdeckung Wilhelm fürchtete, auf ein Verbrechen wohl gar .... Wilhelm antwortete nicht und bestätigte durch sein düsteres Schweigen nur der Schwester entsetzliche Ahnung. Nach langem Drängen stößt er endlich einen herzzerreißenden Seufzer aus und sagt mit halbwahnsinnigem Lachen: Das wird nun Zuchthaus und mindestens zehn Jahre! Um Gotteswillen! schreit Ernestine auf, schließt alle Fenster, sieht nach den Thüren auf dem Vorplatze. Alles still, Alles hinlänglich ruhig, um die Verwünschungen auszusprechen, die sich ihr zwischen ihre Thränen drängten. Elender! rief sie voll Verzweiflung. Was hast du begangen? Wilhelm schwieg und sagte nur: Du kannst mir und uns Allen doch nicht helfen! Als sie dies Wort und die Andeutung eines ganzen Komplots hörte, war es ihr erst, als wenn das ein Wort wäre, hervorgegangen aus einer erlangten Wissenschaft von dem anvertrauten Gelde Ludwig Wächter's. Es war ihr geradezu gewesen, als wenn bei diesem Worte: „Du kannst uns doch nicht helfen!" die Augen des jungen Wüstlings einen unheimlichen Blitz entsendet hätten auf die Thür des Schlafkämmerchens nebenan, wo in einer Truhe dicht an ihrem Bette über eine Woche schon fünfhundert Thaler verschlossen lagen; Wächter hatte sie wieder abholen wollen. Der Gedanke an das Geld gab ihr Kraft. „Bube!" rief sie. „Wenn du unverbesserlich bist, so verlaß meine reine Schwelle, wirf dich in's Wasser wo du willst, ein Mühlstein an den Hals eines Diebes!" Es war die Sprache der Verzweiflung, die so schon mit dem Aeußersten sich gegen Schreckliches wehrte .... Wilhelm, statt sich zu erzürnen, breitete die Arme kreuzweise auf den Tisch, legte den Kopf auf und fing zu weinen an. Das Schluchzen eines

feigen Mannes kann für Frauen erkältend wirken bis zur Verachtung. Hier untergrub es aber ihren Widerstand und lockte selbst Thränen hervor. Ernestine, außer sich über die Dinge, die einer solchen Verzweiflung, solch einer plötzlichen Furcht eines verwegenen Menschen zum Grunde liegen konnten, wehrte sich noch gegen ihr Mitleid. Sie ließ hellauf wieder ihren Zorn lodern, trat an Wilhelm heran und rüttelte ihn, faßte ihn am Kragen seines Rocks, tobte die ganze Entrüstung einer sittlichen Natur aus, die mit den furchtbarsten Anstrengungen sich wehrt gegen den Gedanken an Entsetzliches und nicht glauben will, nicht glauben kann und die tiefste Verzweiflung empfindet vor der dennoch bestehenden Wahrheit. Wilhelm ließ Alles geschehen und brachte sie eben dadurch in Verzweiflung bis zum Weinen. Er bewahrte sein Geheimniß. Als kennte er die Natur eines Weibes, ließ er Ernestinen sich erst in ihrem Zorne auskämpfen und wußte dann wohl, daß die Erschöpfung mildere Saiten aufziehen würde. Mitten in diesem Aufruhre aller Gefühle der durch die ohnehin durch Oswald's fast zehntägiges Ausbleiben und den ihr damit offen ausgesprochenen Bruch im Zustande kraftlosester Erschöpfung Befindlichen hörte sie Geräusch auf dem Vorplatze. Sie öffnete. Wie auf Verabredung kam leise die Treppen heraufgeschlichen Heinrich, der älteste Bruder. Schüchtern grüßte er die Schwester, die über den Anblick des ohne Zweifel Betheiligten erstarrte. Heinrich that, als wisse Ernestine nichts von der Verlegenheit der Brüder. Er wollte Wilhelm nur, wie er sagte, herausrufen und endlich mit ihm gehen heißen. Wilhelm stand auf und wollte gehen. „Du bleibst!" rief Ernestine entschieden und drückte mit einer sie wie ein Krampf überkommenden Gewalt der Hände den Bruder nieder. „Du kommst herein!" herrschte sie den Andern an, warf die Thüre zu und drückte Heinrich fest an die Wand. „Was habt ihr vor?" stöhnte sie. „Was giebt's unter euch?" Heinrich war sonst kurz und bündig. Heute ließ er Alles mit sich ge-

schehen und nur wie mit bösem Gewissen sagte er: „Was ist denn? Was willst du denn? Wilhelm soll herunter kommen, Hartmann ist da. Wir haben mit ihm zu sprechen.“ „Hartmann?“ rief Ernestine außer sich und ein neuer Schauder überfiel sie; denn sie sah einen Zusammenhang von Menschen und Verhältnissen, die ihr entsetzlich waren. Sie sah damals, als sie Oswald verlassen hatte, den Grund in ihren Umgebungen, sie sah jetzt, wo sie wieder ihres Looses, von Oswald eines Tages vergessen, preisgegeben zu seyn, inne war, Menschen in ihrer Nähe, die reine Naturen von ihr entfernen mußten. Dieser Hartmann! Sie wußte nichts von ihm, als daß er zu den vielen Bureaukräften der Fabrik gehörte, wie ihr Bruder Gustav, dabei ein eitler Prahler, ein Elegant war, den Malvina Wilde liebte, dieselbe Malvina, die schon einmal so verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatte. Als Malvina an jenem Abend einer Landpartie, die wir kennen, ermüdet und ohne Halt (in sich oder in einem eitlen jungen Manne, dem ihr Herz gehörte), ein Opfer des Zufalls und der Intrigue geworden war, hatte sie das Loos, das ihr der junge Graf Edgar — Luchsifuchsi war nur ein scherzender von Scharfeneck erfundener Name für den Sproß einer großen und reichen Familie — auf kurze Zeit, bis seine Aeltern Einsprache thaten, bereitete, als Uebertäubung ihrer Scham benutzt. Als der junge Graf sie aufgeben mußte, die gemietheten Bedienten und Pferde von seinen Angehörigen untersagt erhielt, er selbst verheirathet wurde, hatte sie die Demüthigung eines so schnellen Sturzes nicht ertragen mögen und dennoch ihre schimmernde Existenz fortsetzen wollen. Die Gerichte machten diesem Beginnen ein Ende. Für einige Zeit, die sie theils im Gefängnisse, theils auswärts zubrachte, verschwand sie. Sie kehrte zurück mit aller List und Verschlagenheit, die allmälig die Folge eines solchen immer tiefer gehenden Verfalls, selbst bei sonst nicht gerade schlimmen Naturen, ist; doch war ihr die Anhänglichkeit an jenen Siegmund Hartmann geblieben, den

sie, fast möchte man sagen gerade seiner Sprödigkeit und Herzlosigkeit wegen, nicht in ihrem bessern Innern hatte aufgeben mögen. Sie traf mit dem jungen Manne wieder zusammen. Wie ihr näheres Verhältniß war, wußte Ernestine nicht. Sie hatte die verlorene Jugendfreundin mit Strenge von sich abgewiesen, so viel auch Wächter, der sie noch öfter sah, vor ihr erzählte. Mit einem, tief aus gepreßter Brust wie ein Hülferuf sich lösenden und schon mit Thränen, die von ihrer nachlassenden Kraft kamen, gemischten Seufzer, sagte sie auf einen Stuhl sinkend: „Was soll Hartmann? Was habt ihr? Redet!“ ... Heinrich wollte Wilhelm nun wegziehen und meinte trotzig: „Das ginge sie ja all nichts an! Was Wilhelm sich hier aufhalte!“ Wilhelm aber erwiderte: „Die Schwester könnte helfen; sie hätte einen Freund, der reich wäre!“ „Freilich,“ setzte er hinzu, „anders als mit etwas Ordentlichem ist uns nicht geholfen!“ Oswald also sollte Geld geben! Das war das Ziel! Diese Erwähnung Oswald's mehrte Ernestinens Schmerz. Schon konnte sie unter erstickten Thränen nicht mehr als wiederholen, was es mit Hartmann solle, und so erfuhr sie denn:

Seit geraumer Zeit hätte sich, freilich unter ganz neuen Bedingungen, wieder jener Kreis zusammen gefunden, der sich vor Jahr und Tag wegen der Kartoffelaussaat und auf dem Tanzsaale in Buchenau erzürnte. Diese Aussöhnungen sind im Volksleben charakteristisch. Der Kreis von Bekannten ist bei geringen Leuten so klein und doch sind die Leidenschaften und der Egoismus groß. So kommt das Ende immer wieder in den Anfang zurück. Frau Peltzer, trotz eines Prozesses, regierte wieder und veranstaltete wieder Partien. Hartmann, Malvina, die Brüder Wilhelm, Heinrich und Gustav Waldmann, die Brunck's, das wäre, erfuhr sie, ein Verkehr geworden, wo Einer den Andern im Wetteifer überbot. Man hätte mehr Geld ausgegeben, als man durfte. Man hätte geborgt, Einer vom An=

dern. Man hätte sich zu helfen gesucht wie es eben ging, bis die anvertrauten Geschäfte der Fabrik wären veruntreut worden. Seit einigen Wochen schon hätte man Zahlungen nicht eingetragen, in den Büchern Irrthümer verdeckt, ja sogar einen Wechsel gefälscht . . . Die Entdeckung stünde jeden Augenblick bevor und nur zwei Wege der Rettung gäbe es, entweder Flucht aller Betheiligten oder ein versteckter, die Unordnungen deckender Einbruch in die Kasse der Fabrik, wozu die Brüder riethen . . . . „Allmächtiger Gott!" unterbrach Ernestine; „ihr geht mit Tollkühnheit an ein zweites Verbrechen, um ein erstes gut zu machen!" . . . „Was bleibt uns übrig!" sagte Heinrich. „Auf meinen Theil könnt' ich wohl hundert Thaler wieder zur Stelle schaffen." Und ich durch Brunck's zweihundert Thaler", sagte Wilhelm. Aber Beide setzten hinzu, daß Gustav, der die Seele dieser Komptoirverbrechen war, sich nicht helfen könnte, wenn er nicht sechshundert Thaler sogleich zur Hand hätte. Hartmann hätte sich durch Malvinen geholfen. Sie könnten den Bruder nicht im Stiche lassen, um so weniger, als sie selbst verschuldet wären und nicht wüßten, wie frei zu bleiben. So müsse denn Rath geschafft werden! So oder so! Wollte sie die Schwester angeben, wär's Recht. Sie hätten mit dem Leben längst ihre Rechnung gemacht. Neulich hätten sie im Flusse geschwommen. Wilhelm hätte einen Krampf im Fuß bekommen und wäre gesunken. Fritz Brunck hätte ihn nur sollen sinken lassen . . . sie müßten sich jetzt ordentlich helfen und (Heinrich stieß Wilhelm's Kopf gegen die Wand als den eines Feiglings, der sie hier an die Schwester verrieth) . . . es bleibe dabei . . . in der Nacht käm' es zur Ausführung . . . was der Schwager, Herr Oswald, solle, Geizhals wäre der immer gewesen . . . Gustav's falscher Wechsel wird heute entdeckt. — „Komm! Komm!" herrschte Heinrich und riß den Bruder an sich, um ihn mit fortzuziehen. — Ernestine sprang dazwischen. Sie hatte ein anvertrautes Pfand von fünf-

handert blanken Thalern im Nebenzimmer liegen. Gab sie dies Geld zur Deckung des Deficits her, so besaß sie die Mittel nicht, durch ihrer eigenen Hände Arbeit sie Ludwig Wächtern je wieder zu erstatten! Oswald um ein Darlehn anzugehen? Wie konnte sie das über sich gewinnen, selbst wenn sie nicht von ihm verlassen gewesen wäre! Der älteste Bruder drängte, tobte, sah zum Fenster hinaus, sprach von Gustav's Verzweiflung und Hartmann's Ungeduld, dem sie schuldeten. Heinrich sagte: man könnte sie alle heraufrufen, sie ständen unten .... Nein! schrie die verzweifelnde Schwester. Eine Herberge von Räubern und Dieben hier? Sie kannte Hartmann nicht, sie mochte ihn nicht sehen und nun hörte sie draußen schon Tritte. Sie öffnete. Gustav stand auf der Treppe, bleich wie die Wand, scheu wie das böse Gewissen und, als Ernestine öffnete, wie auf der Flucht. Sprachlos winkte sie ihm. Das Wort im Munde schien auch ihm zu stocken. Er deutete auf Jemanden, der unten warte ... So ließ sie die Thür der Hand entgleiten und verlor die Besinnung. Sie sah sich mit allen diesen Menschen schon vor Gericht, sah sich nicht mehr herauskommen aus dem Fluche ihrer niedern und so unglücklich bedingten Herkunft, sie schwankte zurück, taumelte, sie wußte nicht, was sie that, als sie die Kammerthüre öffnete, die Truhe aufschloß und den staunenden Brüdern, die in der That nur einen Brief an Oswald, den reichen Sohn eines Gutsbesitzers, erwartet hatten, den schweren Beutel mit Geld übergab. Die Brüder waren starr. Sie umarmten Ernestinen. Wilhelm küßte der Schwester die Hände. Heinrich wandte sich abwärts und schien seine Gedanken zu verbergen. Das Geld gehört Wächtern, sagte Ernestine, ich werde schon sehen, wie ich mit ihm fertig werde .... Draußen hinter der geschlossenen Vorplatzthür näherte sich Gustav, sie rief aber: „Fort! fort! Laßt mich allein!" In wenig Augenblicken waren die Brüder verschwunden und Ernestine war allein — mit dem furchtbaren Gefühl, was sie Lud-

wig Wächtern sagen würde .... Und vierundzwanzig Stunden darauf wurde dieser ermordet gefunden.

Oswald hätte den Namen eines Rechtskundigen nicht verdient, wenn er nicht nach dieser, ihm allerdings sogleich nicht im Ganzen vorliegenden Aufklärung gesagt hätte: Diese Schurken sind dreifach strafbar! Sie sind Mörder, Diebe und Betrüger! Sie wußten, daß Wächter, der sich mit ihnen hielt, das Geld ihrer Schwester gegeben und waren uneinig, ob sie es einfach ihr rauben oder durch List abgewinnen sollten .... Er fuhr fort: Jenem Siegmund Hartmann trau' ich die Theilnahme an diesem Ueberfalle kaum zu. Malvina ist bei dem ganzen Streich nur genannt worden, weil man von Ernestinen wußte, daß sie eher Alles thun würde, als sich etwa bei ihr erst nach dem Zusammenhang erkundigen — und so sprach Oswald diese und jene Vermuthung aus und gab auch zu, daß man vielleicht auf ihn selbst und seine eigene Kasse es abgesehen hatte; wie aber Wächter's Tod? Erfuhr Wächter das Schicksal Ernestinen's? Was sagte der zu dem verlorenen Gelde? Er suchte es sich wahrscheinlich selbst wieder, vermuthete Scharfeneck; denn nur Vermuthungen ließen sich aussprechen, da Wächter auf ewig stumm war. Ob er die wahre Geschichte der nothgedrungenen Veruntreuung Ernestinens erfuhr, kann zweifelhaft erscheinen, fuhr Scharfeneck fort; sicher blieben ihm die Namen verborgen. Doch suchte er sie sich selbst. Sein Instinkt konnte ihn, als Ernestine sich ihm offenbart hatte, nur auf die Brüder führen. Ich denke so. Er paßte diesen Menschen auf, schlich sich nächtlicherweise sie irgendwo entdeckend nach, fand sie mit den Söhnen des Fischermeisters Brunck auf einem gemeinschaftlichen Wege. Wohin? Zu dessen Fischbehältern. Konnten sie der Schwester trauen? Mußten sie nicht eine Untersuchung gewärtigen? Erschreckten sie nicht, als Wächter genannt wurde, dem sie schon einmal Gefängniß verdankten? Wo das Geld verbergen? Bei sich selbst? Irgendwo vergra-

ben? Sie trugen es in die verschlossenen Fischbehälter, deren Schlüssel die jungen Brunck's führten. Dort muß er sie beobachtet haben. Als sie von den Fischbehältern zurückkehrten, begab sich Wächter ohne Zweifel selbst an die Kästen, wo man einen schweren Gegenstand eingesenkt hatte. Die Räuber kehren noch einmal zurück, entdecken ihn, sie sehen sich verrathen, verfolgen den Fliehenden und schlagen ihn nieder. Das einzige Wort, das er noch sprechen konnte, verrieth sie.

O, rief Oswald aus, giebst du nun nicht zu, Freund, daß Ernestine sich aus allen diesen Schrecken wie ein Phönix von seinem Flammenneste erhebt? Könntest du noch einen Funken von Achtung vor mir haben, wenn ich dies edle und seltene Mädchen ihr grausames Schicksal entgelten ließe, sie nicht vielmehr wie eine gehetzte Unglückliche an mein Herz zöge und sie in meiner Liebe die Ruhe finden ließe, welche die Arme nach so vielen Leiden verdient?

Scharfeneck schwieg. Der Freund wallte in schmerzlicher Empfindung auf. Sprich nicht mehr vom Emporblick! sagte er, ich würde mich selbst nicht mehr achten, wenn ich die Hoffnungen täuschte, die das Mädchen auf mich setzen darf ....

Scharfeneck erwiderte nichts, zog sein Portefeuille, öffnete es und gab Oswald ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Blatt.

Was soll das? fragte Oswald.

Hier, Ernst! sagte Scharfeneck. Dieser Brief von Ernestine Waldmann wurde in der Brieftasche des Erschlagenen gefunden. Das Original, mit Blut bespritzt liegt bei den Akten und wird nicht zur öffentlichen Verhandlung kommen. Die Abschrift ist von mir. Ich kann dir die Kenntnißnahme dieser Zeilen nicht ersparen.

Oswald las einen Brief, den Ernestine Waldmann einige Stunden nach dem Ueberfalle, den die Brüder auf ihr gläubiges

und schwesterliches Herz versucht und glücklich ausgeführt hatten, mit gewandter, zierlicher Handschrift an Ludwig Wächter gerichtet hatte. Er lautete, auch in stilistischer Hinsicht überraschend, folgendermaßen:

„Lieber Herr Wächter! Sie haben mir durch allzu großes Vertrauen den Muth gegeben, in einem der qualvollsten Augenblicke meines Lebens die Feder zu ergreifen und nach Fassung ringend mich gegen Sie schriftlich auszusprechen. Ihr Leben haben Sie mir seit dem letzten Jahre unserer Bekanntschaft so oft erzählt, daß ich es wage, die gute Meinung, die ich immer von Ihnen hegte und die ich oft genug gegen Ihre Feinde vertheidigte, heute zu meinen Gunsten sprechen zu lassen; denn ich habe Ihnen Schmerzliches anzuzeigen. Die Summe, die Sie mir anvertrauten, besitz' ich nicht mehr. — — Wie ich dazu gekommen, ohne Sie zu fragen, die Ersparnisse Ihres freudlosen Lebens an Jemanden auszuleihen, der nicht im Stande ist, mir auch nur die geringste Bürgschaft der Wiedererstattung zu leisten und sie auch schwerlich jemals wieder erstatten wird, darüber lassen Sie mich mit Stillschweigen hinweg gehen. Sie kennen mich zu gut, lieber Herr Wächter, als daß Sie nicht glauben sollten, ich hätte Ihr Vertrauen nur erst nach den fürchterlichsten Prüfungen getäuscht, nach Prüfungen, die mir das Schicksal auferlegen wollte. — — Ich fühle mich jetzt Ihre Schuldnerin. Was Sie seit länger als einem Jahre zu meiner Ausbildung thaten und ferner noch ohne Ansprüche auf Entgeltung thun wollten, das hab' ich dennoch immer mit meiner Hände Arbeit und nach Ihren geringen Forderungen gutgemacht. Wie ich aber den Verlust Ihres Eigenthums gutmachen und die Ersparnisse Ihres Lebens, die Hoffnung Ihrer Zukunft Ihnen ersetzen soll, das ist ein Gedanke, der mich vernichtet. Erwerben kann ich es nicht; noch weniger kann ich den Freund, den Sie kennen, um Beistand angehen; denn Sie wissen, daß ich seit dem Tage, wo er zum ersten Male nicht wieder in

unsere bescheidene Hütte, damals in der Vorstadt, die leider nicht die Hütte der Unschuld und Tugend war, zurückkehrte, die Ueberzeugung gewann, ein so Hochstehender könnte ein armes Daseyn wie das meinige durch Freundschaft nur dann auszeichnen, wenn es ihm nicht verpflichtet ist. Ich fühle oft, daß es doch wohl ein unreiner Geist war, der mir einflüsterte: Du mußt die Spuren deiner Armuth und deinen Mangel an Bildung verwischen, wenn du die Freundschaft eines solchen Mannes verdienen willst! Ach, Sie wissen, lieber Herr Wächter, wie ich, von thörichter Verblendung getrieben, gerungen habe, aus meinen häuslichen Verhältnissen mich frei zu machen und meinen Mangel an Bildung zu verdecken! Wenn ich mir die Schreckensaugenblicke vergegenwärtige, wo ich das mir von Ihrem Vertrauen übergebene Pfand aus meinen Händen geben konnte, so muß ich mir zu meiner tiefsten Beschämung gestehen, daß es wieder nur die Furcht war, vor dem Freunde im düstern Lichte zu erscheinen, umgeben von Verhältnissen, die ihn in der That auch jetzt schon wieder von mir entfernt haben. Er wird nicht mehr zurückkehren. Seit zehn Tagen von ihm gemieden, fühl' ich, daß der Augenblick gekommen ist, wo ich von einer thörichten Einbildung, die meine Eitelkeit mir schon seit zwei Jahren gefangen nahm, mich auf ewig trennen muß. Ach, welch eine Verblendung! Seit einigen Wochen erhielt ich Briefe aus Oswald's Heimath, von Beauftragten seiner Aeltern, welche die Trennung mir zur Pflicht machen. Die Berufung auf meine Vernunft hat mich bestimmt. Ich raubte edlen Aeltern einen edlen Sohn! Ich habe das Vertrauen eines Geistlichen, der mir aus Oswald's Heimath schrieb, nicht täuschen wollen, habe die Briefe des Herrn Dämmer dem Freunde nicht mitgetheilt. Aber unwürdig wie ich bin, jemals Oswald's Gattin zu werden, muß ich meinem Wahne ein Opfer bringen und endlich, endlich mit G e w a l t selbst der Möglichkeit vorbeugen, daß der Freund, wie schon einmal, so auch jetzt aus alter Gewohnheit

je wieder zu mir zurückkehrt. Ich muß diesen Wahn aus meinem Herzen reißen und ginge damit mein Leben hin und — — auch aus seinem; denn er gehört andern, edlern Verhältnissen! . . . Sie sehen, lieber Wächter, wie es in meinem Herzen aussieht! Ich bin nicht im Stande, Ihr Vermögen Ihnen zurückzugeben. Ich muß Sie beschwören, fußfällig beschwören, es nicht zu fordern. Ich muß Sie bei Allem, was Sie mir je über Ihre Zuneigung zu mir und Ihre Wünsche seit drei Jahren schon gesagt haben, anflehen: Lassen Sie jede Untersuchung! Fragen Sie mich nie, was aus diesem Gelde geworden ist! Ich kann es Ihnen nicht wiedergeben, ich kann Ihnen auch nicht sagen, wem ich es geben mußte. — Ich bin arm und habe nichts, womit ich Sie einigermaßen zufrieden stellen kann. Seit drei Jahren schon sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Sie haben mir oft gesagt, daß ich das einzige Glück Ihres Lebens werden könnte. Seit drei Jahren folgen Sie mir auf Schritt und Tritt und duldeten ruhig, daß ich Sie zurückwies, Ihrer anfangs spottete, dann einen Jüngern und Reichern vorzog. Sie störten nie diesen unglücklichen Bund; Sie harrten aus und behüteten mich, wie ein Vater sein Kind behütet! Sie bildeten mich aus, so weit meine Anlagen reichen. Daß ich diese Zeilen niederschreiben kann, wem verdank' ich es denn anders als Ihnen? Mitleid und Dankbarkeit sind es, die ich für Sie gefühlt habe in jeder Stunde meines Lebens, seit ich Sie kenne. Sie hofften auf Liebe! Ich kann Ihnen schwärmerische Liebe nicht geben. Aber wär' es möglich, ganz mit diesem Leben hier zu brechen, wär's möglich, das Meer zu gewinnen und in Amerika irgend ein ehrliches Gewerbe gemeinschaftlich zu treiben, so könnt' ich mich entschließen, mich loszureißen und, um alle Brücken mit der Vergangenheit abzubrechen, Ihnen, Herr Wächter, in Geduld und im Vertrauen auf Gott, der helfen wird, zu folgen."

Als Oswald diesen Brief, den offenbar nicht die Verzweiflung,

sondern eine ruhige, ergebene Fassung in die Feder dictirt hatte, gelesen, mußte sein Herz zucken. Was half es ihm, während dem er las, in Zorn gegen Pfarrer Dämmer, ja seine eigenen Aeltern aufzulodern! Was half es ihm auszurufen: Herr des Himmels, bin ich denn verdammt, der ewig Getäuschte der Dinge zu seyn, die sich ohne mich hinter meinem Rücken machen? Was half es ihm, von dem Todten auszurufen: Mit dieser wie fußfälligen Bitte um Verschwiegenheit in Händen konnte dieser Elende nach dem ihm verlorenen Gelde dennoch forschen, dennoch spüren! Was half es ihm endlich, sich zu sagen: Wächter suchte aber vielleicht das Geld, um nach Amerika zu gehen, mit seinem Rettungsengel, meiner verlorenen Liebe? Es half nichts. Seine Kraft war gebrochen. Scham und Wehmuth, beide warfen ihn in einen Zustand, aus dessen rathlosesten und ohnmächtigsten Entschlüssen er sich nicht aufraffen konnte....

Ueber die Fischersöhne und die drei Gebrüder Waldmann wurde in Folge geschickter Vertheidigung nur eine dreijährige Zuchthausstrafe ausgesprochen. Ernestine, die vor Gericht nur noch als Zeugin zu erscheinen hatte und durch die Sicherheit ihres Auftretens, die Bestimmtheit ihrer Antworten allgemeine Bewunderung erregte, wurde sofort in Freiheit gesetzt. Oswald kämpfte mit sich, ob er ihr dennoch trotz dieses Briefes an Ludwig Wächter seinen Schutz und Beistand anbieten sollte. Aber noch ehe er wagte, dem unwiderstehlichen Drange seiner noch immer nicht erloschenen Liebe Gehör zu geben, war Ernestine verschwunden. Niemand wußte, wohin sie sich begeben. Es währte lange, bis man erfuhr, daß sie nach Osten zu gereist, in Stettin ein Schiff bestiegen und sich nach Petersburg begeben hatte, von wo sie, aller Nachforschungen ungeachtet, spurlos im Innern Rußlands sich verloren.

Siebentes Kapitel.

Der Himmelsblick.

Die Jugend schmollt mit dem Leben, das ihr nicht nach Wunsch gehen will, länger als das reifere Alter. In gesetzten Jahren weiß man die Flucht der Zeiten mehr zu schätzen und findet sich mit ihrer Ungunst gelassener ab. Die jungen Jahre gehen mit sich verschwenderisch um und geben auch ihrem Kummer mehr Raum, als sich der kühlere Sinn späterer Zeit gestattet, ja sich zuweilen kaum noch erklären kann.

Oswald ergriff mit Eifer seinen Beruf, besuchte seine Heimath, sah die frohen, entwölkten Mienen seiner Aeltern, denen er nach ihrem Sinne für die vom Pfarrer Dämmer gewagten Schritte eher hätte danken als von ihnen eine Abbitte dafür verlangen sollen, feierte die Verbindung Scharfeneck's und seiner Schwester mit, aber es lag ein Druck auf seiner Seele, der nicht weichen wollte. Scharfeneck, vor ihm zur Residenz zurückkehrend, begründete sich eine Häuslichkeit, die seinem Weltsinn entsprach. Er sah viel Menschen um sich und erzog seine junge Frau mit Geschick für die nicht leichte Aufgabe, ein Haus zu machen. Oft ermunterte er den Schwager, ihrem Beispiele zu folgen und sich zu verehelichen. Oswald lehnte die Zumuthung fast verletzt ab.

Scharfeneck kam selbst nach einigen Jahren noch auf manche Ausläufe der Verirrungen, die sein Schwager durchlebt hatte, zurück. Während er Ernestinens Entschluß, sich der Ehre Oswald's und dem Rufe seiner Aeltern zum Opfer zu bringen, in einer für dessen Gefühl fast übertreibenden Weise pries und sich jetzt, seit

Ernestine verschollen war, fast mit ihr ausgesöhnt hatte, häufte er über die Dinge, welche sich rings um Oswald's verblendete Sinne, wie er sagte, damals so behaglich ausgebreitet hatten, allen Spott, dessen seine scharfe Beobachtungsgabe nur fähig war. Um dir ein Bild von deinem edlen Volke zu geben, sagte er, geh' einmal in eine der Nebenstraßen des Schloßplatzes! Dort findest du ein Modegeschäft unter der Firma: „Siegmund Hartmann und Comp." Eine reizende junge Frau sitzt am Fenster und nimmt die Bestellungen an. Es ist Malvina. Das Geld, das zu diesem Geschäfte nöthig war, hat einen Ursprung, der dir die eigenthümliche Vorstellung, die alle diese Menschen mit Macht und Besitz verbinden, vergegenwärtigen wird. Ernestinens Brüder wußten nichts von Wächter's bei ihr aufbewahrtem Gelde. Sie kamen nur in der Absicht, durch ein Gewebe von Lüge die Schwester zu bestimmen, ihre Verbindung mit dir zu ihrem Vortheil auszubeuten. Exploitiren! Das ist nach oben eine Kunst, die doch noch manchmal Ueberwindung kostet; nach unten versteht sich das Exploitiren von selbst. „Wie machen wir's, daß Der einmal heraus rückt!" war das Thema ihres verschmitzten Planes. Hartmann würde sich viel zu vornehm gedünkt haben, mit diesen Leuten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie nannten ihn um Malvina's und der Schwester willen, die vor diesen Namen schauderte. Hartmann war nur schlecht in einem ganz andern Stil. Woher bekommen wir Juristen unsere allerdings traurige Verachtung und Gleichgültigkeit vor den menschlichen Charaktern? Kann man sie uns verargen, wenn wir Thatsachen erfahren wie die: Hartmann nimmt die Liebe der in seine Vernisstiefeln und seine Cravattenknoten vernarrten und auf eine, wie man nach Verirrungen dieser Art oft findet, geregelte Ehe fast mit einer Art Prüderie bedachten Malvina mit ruhigem Hochmuth an und beschließt, seine pariser Erfahrungen und sein Hé! Holà! Houp! dadurch zu nutzen, daß er ein Modemagazin anlegt. Woher aber das Geld dazu nehmen?

Rathe! Er, verlobt mit Malvina Wilde, schreibt an den jungen Grafen Luchsifuchsi! Dieser schickt verächtlich für einmal einen Beitrag zur Ehe und zum Etablissement. Jean Morbiller, sein Kammerdiener, der Wuchergeschäfte macht, oft mit seinem jungen Herrn selbst, schießt ein Kapital vor und macht sich nunmehr zum Herrn der ganzen jetzt eröffneten Firma „Siegmund Hartmann und Comp." Ob da nun früher ein Schimmer von Poesie vorhanden war, den ich in meiner Skizze, wie oft ein junges Wesen in diesen Sphären der raffinirtesten Verführung unterliegen muß, andeutete, das mildert sich nun Alles ab in Täuschung und löst sich in Verhältnisse auf, wie sie leider eben dazu dienen müssen, die Großen so unverbesserlich hochmüthig und von den Kleinen so unverbesserlich geringschätzend denken zu machen.

Du hast Recht, sagte Oswald mit Bitterkeit, ich werde mir auch deshalb lieber eine Fürstin zum täglichen Umgang wählen. Frau von Wolmany empfahl mich wenigstens in ein Haus, wo ich solche Erfahrungen, wie du sie schilderst und ich selbst erlebte, nicht wieder machen werde.

Thu' das! fiel Scharfeneck ein. Besuche die Cirkel der jungen Fürsten Bagrantion! Schade, daß sie nicht aus Petersburg, sondern aus Italien kommen. Feodore Bagrantion, die berühmte Bildhauerin, meißelt ihr Amor's und Psyche's nicht, um sie nur vom Hofe bewundern zu lassen. Sie rafft Künstler und Gelehrte, Civil und Militair, Alles durch einander auf, um ein Haus zu machen, in welchem dir vielleicht einmal ein Reisender aus Petersburg begegnet, der dir von der guten und vortrefflichen Ausnahme Ernestine Waldmann Nachricht bringt.

Und wirlich erlebte Scharfeneck, daß sein Schwager ein eifriger Besucher einer zahlreichen russischen Familie wurde, deren jüngere Mitglieder aus Italien zurückgekehrt waren, um sich mit den ältern, die aus Petersburg kamen, in dieser Residenz ein Rendezvous zu geben. Das ehrwürdige Haupt dieser reichen und kunst=

sinnigen Familie war eine Matrone, die von Moskau eintraf. Es war eine geborene Deutsche, eine hochgebildete, wohlwollende Frau, leider seit Jahren erblindet. Scharfeneck erfuhr, daß sich Oswald, eingeführt von Frau von Wolmany, gerade am liebsten in dem engern Kreise dieser greisen Fürstin bewegte und oft in der Woche zwei bis dreimal bei ihr den Thee trank. Die Schwester wurde fast eifersüchtig, wenn Oswald die Behaglichkeit dieser Abende rühmte. Die greise Fürstin ordnete, als sie ankam, sogleich ihren Kreis für sich an. Ihre Enkel und Enkelinnen waren ihr zu erregt, zu lärmend. Sie hatte eine kleine erlesene Gesellschaft für sich, eine Gesellschaft, die ihr mit etwas Umständlichkeit angemeldet wurde, dann auf wollenen Teppichen nahte, in dem matterhellten Zimmer Platz nahm und sich die Gespräche gefallen lassen mußte, die die eigenthümliche und etwas strenge erblindete Dame nach ihrem Wunsche angab oder nach Gefallen abschnitt. Wenn Oswald's seitdem merkwürdigerweise fast wie umgewandeltes Wesen, seine fast zurückgekehrt scheinende Heiterkeit erwähnt wurde, pflegte Scharfeneck in seinem illusionslosen Eifer zu äußern: Sage man, was man wolle, es liegt etwas Veredelndes, Erhebendes, Läuterndes im Umgang mit den bevorzugten Ständen! Geringe Anschauungen mögen da am allerwenigsten fehlen, aber sie werden entweder verborgen oder nur nach dem Maßstabe irgend eines allgemeingültigen Gesetzes ausgesprochen. Immer sucht man doch die Vermittelung mit dem Ueblichen und Ueberlieferten. Und welche unaussprechliche Wirkungen liegen schon im Takte! Ist der Takt schon die eigenthümliche Seele der Musik, ohne die all' ihre sonstige Harmonie nicht bestehen kann, so ist der Takt im Umgang geradezu die wahre Seele des Handelns. Wie schleift sich in solcher Umgebung alles Schroffe nnd Spröde ab! Wie sind die Menschen auf einander angewiesen und tauschen nur ihr Bestes und ihren wahren Reichthum mit einander aus! Ernst ist jetzt erst in die Bahn getreten, in die ich ihn von Anfang an

drängen wollte. Er wird jetzt seinen Werth schätzen lernen und sich nur an Das verlieren, was seiner würdig ist.

Eine Störung dieser glücklichen Zeit brachten häusliche Trauerkunden. Die Aeltern Oswald's und Evelinen's erkrankten und schieden in kurzen Zwischenräumen rasch nach einander. Der Fall war erschütternd. Der Schmerz, zwei so theure Wesen so kurz hinter einander zu verlieren, schien Anfangs kaum zu ertragen; aber in die Trauer mischte sich, wie gewöhnlich, sogleich die Umständlichkeit der Erbschaftsanordnungen. Wenn Menschen, die uns theuer sind, aus dem Leben gehen, will nur unser Herz klagen, und sogleich wird unser Verstand, nicht selten unsere Leidenschaft in Bewegung gesetzt. Es ist dies traurig genug, aber es ist so. Ueber diese Zwischenfälle, erst der Trauer, dann der Erbschaftstheilung, ging der Winter hin. Als die ersten Lerchen stiegen und eines Tages Oswald nur mit Mühe zu bewegen war, einen Spaziergang durch die vom Eise befreiten Felder vor den Thoren der Stadt mit seiner Schwester und dem Schwager zu unternehmen, mußte er, da er wieder das Haus der Fürstin vorschützte, den Vorwurf hören, daß ihn jetzt diese Welt des vornehmen Scheins denn doch auch zu sehr in Anspruch nähme; ja Scharfeneck ließ sogar in der Laune des Nachtisches — Oswald hatte, wie oft, bei seinem Schwager zu Mittag gegessen — das Wort fallen: Ich glaubte wahrhaftig, du liebtest die Prinzessin Feodore und spieltest, wie sich für einen jungen bürgerlichen Advokaten kaum anders ziemt, bei dieser Dame die Rolle eines Toggenburg; aber ich höre ja ganz anders! Ich höre, daß du ganz der treue Bologneser der alten blinden Fürstin bist und ohne die Wärme ihres Kamins und die Stille ihrer Teppiche nicht mehr leben kannst. Wer hätte das gedacht!

Oswald hatte schon den noch mit Flor umbundenen Hut in der Hand. Er stockte einen Augenblick, dann zog er sein Portefeuille und fragte den Schwager — wo er seine Verlobungskarten

hätte stechen lassen? ... Verlobungskarten? fragte man erstaunt. Und zur Bestätigung, daß auch er ein solches verhängnißvolles Blättchen wollte vervielfältigen lassen, reichte er Beiden ein Papier. Man ergriff es und las:

Ernestine Waldmann,
Ernst Oswald.

Sprachlos stand die Schwester. Sie mußte an dem sonnenbeschienenen, mit Hyacinthen geschmückten Fenster, das sie eben öffnen wollte, um die erquickendste Märzluft ins Zimmer einzulassen, sich festhalten. Man rieth auf einen Scherz. Oswald aber erwiderte feierlich: Zu allen Zeiten waren mir diese Erinnerungen zu heilig gewesen, um mit ihnen zu scherzen. Es ist Ernst! Hört, was in diesen sechs Monaten der Trauer um unsere Theuern mich aufrecht erhalten hat, was mir die Kraft gab, mit der Fassung, die ihr sonst an mir gewohnt seyd, unter dem Druck der schwierigsten Pflichten nicht zu wanken!

Und so erzählte er:

Im Hause der blinden Fürstin Bagrantion, in dem grünen verhangenen Zimmer, auf den stillen Teppichen, beim Schimmer eines mattgeschliffenen Lampenglases hab' ich Ernestine Waldmann wiedergefunden! Nach der wilden Schreckenszeit, die sie durchlebt hatte, war sie dem Norden zugeflüchtet, erst in der Absicht, dort in untergeordneten Verhältnissen zu dienen. Aber bald wurde ihr Werth erkannt. Man zog sie nach Moskau, wo sie in eine Familie aufgenommen wurde, die ihre Bildungsfähigkeit nicht nur, sondern ihre wirklichen, schon erworbenen geistigen Besitzthümer mehr zu schätzen wußte, als nur ihr Herz, dessen stiller Druck, dessen noch immer nicht ausgerungener Schmerz ihr auch nicht die Miene gegeben haben würde, um in der Salonwelt zu gefallen. Man stellte sie bei der erblindeten Fürstin Bagrantion, einer geborenen Deutschen, als Vorleserin an. Ihr reines, zum Herzen sprechendes Organ, ihre gewählte Aussprache, ihre uner-

müdliche Geduld im Ertragen der vielen Launen einer mißmuthigen und verwöhnten hohen Frau und ihrer noch verwöhntern Umgebungen erwarben ihr, wie ja das nicht anders geschieht, zwar nicht die wahre, volle Anerkennung ihrer Trefflichkeit, aber brauchbar erschien sie und sehr nützlich und zuletzt, wie die vornehme Kälte dafür immer vom gerechtern Schicksal bestraft wird, nothwendig. Nach zwei Jahren sprach man von einer Reise nach Deutschland. Die Rückkehr nach der Heimath konnte Ernestinen nicht erlassen bleiben, denn eine Weigerung, dorthin zu folgen, würde von diesen starkwilligen Menschen nicht angenommen worden seyn. So fügte es der versöhnendste Zufall, daß ich sie wiedersah, als beim Eintreten der Fürstin gerade eine sanfte Stimme aus Humboldt's „Kosmos" vorlas und mein Auge nicht sogleich auf die weißgekleidete junge Vorleserin fiel. Die Stimme versagte der Lesenden schon, als ich gemeldet wurde. Aber die Fürstin zwang sie, dem ihr von ihren Enkeln vorgestellten Neuling ihres Cirkels noch einmal einige Stellen mitzutheilen, über die sie sogleich ein Gespräch mit anknüpfen wollte. Ich erkannte weder sogleich die Gesichtszüge der Vorleserin, noch ihre bebende, nach Fassung ringende Stimme. Erst als sie schweigen, als sie leise sich entfernen durfte, erst da war es mir, als hätte ich eine alte Melodie in meinem Gedächtnisse anklingen gehört, als zöge etwas Geisterhaftes, Fremdes und doch so unendlich Bekanntes durchs Zimmer. Ich wage es, nach dem blassen jungen Mädchen, das so sicher die schwierigsten Worte und in so vollkommener Aussprache vorgetragen, eine schon die Wahrheit ahnende Frage zu stellen. Ich hörte, schon zitternd, von der blinden Fürstin den Namen Ernestine und Ernestinens Schicksal. Einen Besuch zu ihr selbst, im obern Stockwerke, durfte ich nicht wagen. Aber zwei Tage darauf, an demselben Kamin, in derselben Beleuchtung gab ich Ernestinen zum Gruße meine zitternde Hand. Die Fürstin sah es nicht... sie war blind. Sie sah die stumme Begrüßung zweier

Menschen nicht, die das Schicksal für einander bestimmt hat. Was haben Sie? fragte die Fürstin in französischer Sprache, als Ernestine eine Antwort auf eine von ihr gewünschte Auskunft geben sollte. Ernestine wußte, daß in dieser Umgebung ihr Leid und ihre Freude nicht gelten durften. Sie bezwang ihr Gefühl und erwiderte in gleicher Sprache, ... ihr wäre nicht wohl. ... Sie haben zu viel gearbeitet, sagte die Fürstin; wissen Sie, fuhr sie, zu ihrem Besuche sich wendend, fort — wissen Sie, Herr Oswald, diese junge Dame hat den Fanatismus der Bildung. Ich erlebe noch, daß sie Griechisch lernt! ... Ernestine lächelte und sagte nur mit verweisender Bitte: Durchlaucht! ... Ja, ja! Warum soll ich es nicht verrathen, fuhr die Fürstin fort, ich habe Fräulein Waldmann als eine junge Dame kennen gelernt, die vor den Wissenschaften zwar schon viel Achtung hatte, aber nicht gewagt haben würde, den „Kosmos" zu lesen, aus Furcht, über die schweren Ausdrücke in ihm zu straucheln. Sie faßte Muth und strauchelt jetzt nicht mehr. Aber, fuhr die Fürstin fort, ich höre, daß ihre Wangen bleicher sind, als sich für so viel Jugend und wie ich höre Schönheit ziemt. Nicht von Andern hör' ich's, daß Sie schön sind, Ernestine; wer anmuthig ist, das hört sich an der Stimme. Wir Blinden sehen mit allen den Organen, die bei euch nur hören und fühlen können. Und dann begann die Fürstin wieder von sich selbst....

Oswald erzählte, er hätte während dieser Worte Ernestinens zitternde Hand in der seinen gehabt, hätte sie mit Küssen bedeckt und mit Thränen. Darauf wäre ein Besuch gemeldet worden und der Abend in jener Selbstbeherrschung vorübergegangen, die einen neuen Reiz, einen neuen Zauber über dies wunderbare Wiederfinden ausgebreitet hätte. Ach, erzählte Oswald mit leuchtenden Augen, es begann jetzt ein Glück, dem ich oft versucht war, in Eurer Gegenwart Worte zu leihen. Aber ich begnügte mich, Euch nur die strahlenden Mienen meines Antlitzes zu zeigen.

Giebt es denn einen süßern Reiz als das Geheimniß der Liebe? So sich entbehren müssen und sich dennoch besitzen, so unter Fremden verweilen, sich scheinbar fremd und doch so fest sich angehören, so unter dem schützenden Deckmantel der Formen und des Taktes sein theuerstes Besitzthum nicht an Die verrathen, die es ganz zu würdigen doch nie verstehen würden! Ich war glücklich selbst in diesem Zwange, den wir uns auferlegen mußten. Ein Briefwechsel entspann sich statt der persönlichen Begegnung, die nicht zu oft stattfinden durfte. Und wie sprach sich Ernestine in diesen Ergüssen einer gebildeten, bewußtgewordenen Seele aus! Noch immer war sie ein Mädchen aus dem Volke, sie stand über den Formen dieser konventionellen Welt, die sie sich nur angeeignet hatte als eine leider unerläßliche Bedingung ihrer neuen Existenz. Sie ging nicht in diesen Formen auf, nahm sie nicht für mehr, als was sie sind. Sie blieb das frohe Geschöpf der Natur, harmloses Kind bei aller grausamen Zweideutigkeit, in der das Leben schon mit ihr gesprochen und ihr die von Träumen aufschreckende Wahrheit unserer gesunkenen Civilisation gezeigt hatte. Diese Briefe sollt ihr lesen. Wenn ich eintrat zur Fürstin, wechselten wir unsere Empfindungen aus, Rückblicke, Erlebnisse, aufgeschrieben in Blättern, die wir uns beim ersten Gruße in die Hand drückten. Ihr werdet den Antheil lesen, den sie an unsern herben Verlüsten nahm! Sie, die Mutterliebe und Vaterwürde nicht aus eigener Erfahrung kannte, wie rührend spricht sie von beiden! Ernestine hat mir während des ganzen Winters, wo der Tod eine Ausgleichung zwischen dem allzu vielen Glücke, das mir werden sollte, herstellte, nur drei oder viermal Gelegenheit geben können, sie auf offener Straße, frei vom Zwange der Formen, in denen sie lebte, zu sehen. Wir wanderten in die Vorstadt, sahen mit Rührung das älterliche Haus, das in andern Händen sich befindet; ihr Vater arbeitet mit den Kindern bei andern Gärtnern, empfängt Unterstützung von Ernestinen, und hat

trotz seines Alters und seiner vielen Kinder zum zweiten Male geheirathet! Wir sahen das Haus, wo Ernestine in ihrem einsamen Zimmerchen die Schrecken mit den drei nach der Gefängnißstrafe wenigstens vor ihr verschollenen Brüdern erlebte. Die Erinnerung an Ludwig Wächter zuckte in ihr schmerzvoll auf. Sie sagte: Schon einmal bin ich gestorben, als ich mich von dir losreißen und dem unglücklichen Manne mich zum Opfer und Ersatz darbieten mußte. Aufleben in dieser Welt, die ich auf ewig fliehen mußte, konnt' ich nur durch dich! Aber zu selten, fuhr Oswald fort, zu selten wurden mir diese Augenblicke der Vertraulichkeit mit meiner wiedergefundenen Liebe. Der Zwang eines so vornehmen Hauses ist fürchterlich. Ernestine ist das Augenlicht jener Fürstin, die mit Geist und einer nicht zu leugnenden Herzensgüte doch auch die ganze Strenge ihrer Kastenansprüche verbindet und Ernestinen wie ein Instrument behandelt. Immer muß sie in ihrer Nähe seyn, immer bereit, der Dolmetscher ihrer Unruhe und Wißbegier zu werden. Sie muß es die Fürstin gleichsam vergessen lassen, daß sie blind ist. Mit meiner Verlobung endet ein Verhältniß, das an Ernestinen wie ein Fieber zehrt. Sie bedarf der Erholung, der Pflege, und ich hoffe, wenn noch ein Funke von Freundschaft für mich in Euren Herzen lodert —

Scharfeneck ließ Oswald nicht ausreden und versicherte ihn seiner innigsten Theilnahme. Oswald blickte fragend auf die Schwester, die gerührt schien, aber doch nicht einem von ihrem Bruder angedeuteten Wunsche eher entgegenzukommen wagte, bis nicht ein Blick auf ihren Gatten ihr die Bahn des Rechten angewiesen. Scharfeneck sagte: Du willst, daß wir sie bis zu deiner Vermählung bei uns aufnehmen? Oswald bejahte. Man erwog die Möglichkeit, Ernestinen ein Zimmer einzuräumen.

Es geschah nicht ganz in der raschen Freudigkeit, die Oswald gehofft hatte. Er grollte. Aufdrängen wollte er nicht, was

er mit liebendem Entgegenkommen begrüßt und mit Sehnsucht an sich gezogen wünschte. Scharfeneck befreite ihn aber von allen Verlegenheiten. Er überholte alle seine anderweitigen Entschlüsse, indem er noch am selben Tage selbst zur Fürstin ging, von ihr selbst, fast wie ein Brautwerber, Ernestinen für seinen Schwager als künftige Gattin erbat und sie aus dem staunenden hohen Familienkreise nach einigen Tagen in der That in die Arme seiner Gattin führte. Oswald war glücklich, als er endlich die Umarmung dieser Menschen sah, die ihm über Alles gingen. Ernestine weinte — ihre Thränen rührten Alle. Nicht so sehr der Rückblick auf ihre Vergangenheit that weh, als der Gedanke an ihre Zukunft. Sie war von hoher, schlanker Gestalt, von edlen Formen, die blonden, sich niederwärts senkenden Locken standen ihr, wie einer stillen Abendlandschaft der Mondenschein. Aber sie war krank. Die Blässe ihres Antlitzes verrieth, welche Anstrengungen es sie gekostet hatte, sich die Bildung zu erwerben, die man in der That bei ihr antraf. Um diese Augen, die so hell, so geisterhaft glänzten, lagen die düstern Schatten nächtlicher Stunden, die an der Lampe hingebracht waren. Die Stimme so wohltönend und kräftig, und der Körper, den sie beseelte, so hinfällig und erschöpft. Oswald konnte sich nicht verschweigen, daß Ernestine, wie sie beim Lampenschein in dem dunkeln Zimmer der blinden Fürstin vorlas, und wie sie hier unter den frischen Eindrücken des gesunden Lebens am hellen Sonnenlichte stand, zwei verschiedene Wesen waren. Es bekümmerte ihn, als er in den Augen der Seinigen, trotz der Theilnahme, mehr Wehmuth als Freude entdeckte. Selbst Abneigung würde ihn nicht so geschmerzt haben wie die Rührung, mit der die Schwester dem weinenden Mädchen zusprach.

Die Verbindung wurde angesetzt, dann wieder aufgeschoben. Ernestine kränkelte. Sie war wie eine Blume, die im Treibhause sich entwickelt hatte, aber dort gewachsen und erstarkt, die Luft des wirklichen Lebens nicht ertragen konnte. Ihre Bescheidenheit

machte niemals den Umfang ihres Wissens geltend. Sie hatte der Fürstin mehr Bücher vorgelesen, als Oswald's Schwester je hatte nennen hören. Und nicht blos äußerlich kannte sie alle diese, den verschiedensten Bereichen angehörenden Werke, sie hatte sie auch in sich aufgenommen. Sie verstand Französisch und Englisch. Nur die Musik fehlte ihr, um ihre Ausbildung ganz vollkommen zu machen. Oswald stand oft vor ihr mit gefalteten Händen. Er betrachtete sie wie eine Heilige. Er nannte ihr Leben ein Wunder.

Die Wunder dieser Welt sind nur kurze Geschenke des Himmels. Ernestine litt an allen offenen und geheimen Zeichen jener Krankheit, die man ein schon auf Erden sichtbares Engelwerden nennen kann. Diese zunehmende Reife der Seele, diese glänzenden Augen der Verklärung, diese wachsende Stärke des Gemüths, die feste ruhige Vorbereitung auf den endlichen Abschied vom Leben, das Verschwinden aller Zeichen des physischen gesunden Seyns, der beschleunigte Puls, die magernde Hand, die sich zuspitzenden Formen des Antlitzes, — Alles verrieth die Zehrung, die Ernestinen dem Grabe zuführte. Das einst so blühende, frische Mädchen verschwand zum Schatten. An einem frühen Herbstmorgen hauchte sie die vielgeprüfte Seele im Arme des Verlobten aus.

Als sie zur Ruhe bestattet und ihr Grab mit Blumen geschmückt war und Oswald zum ersten Male die Kraft gewann, selbst zu reden, nicht den tröstenden Zuspruch nur der Andern zu hören, sagte er zu Scharfeneck, des Freundes Hand ergreifend:

Nun versprech' ich dir, nur noch nach oben zu sehen. Dein Emporblick ist Himmelsblick geworden. Mein Stern dort oben glänzt so hell, daß ich ihn nicht mehr verlieren werde.

Der sanfte, stille, junge Mann schied auf einige Zeit aus dem Kreise der Freunde. Er kehrte zurück, nicht ohne die Trö-

stungen, welche die Schönheit der Erde wohl bieten darf; doch blieb er bei seinem Worte. Alle seine Anschauungen, alle seine Gedanken leben nur wie in einer jenseitigen Anknüpfung. Was um ihn her ist, das erfaßt wohl sein Auge, zumal wenn sich mahnende Forderungen der Pflicht an ihn richten; aber sein eigentliches Leben und Seyn fesselt nichts Niederes mehr. Was ihn wahrhaft erhebt, muß in die Höhe gehen. Um mit dem Leben abzuschließen noch zu jung, pflegt er wohl zu Scharfeneck zu sagen: Was ich auch beginne oder erfahre, ich verlasse mich auf eine Hand, die aus den Wolken zu mir niederlangt. Mein Freund, der rechte Emporblick muß über diese Erde hinaus nach Oben gehen!

Der Kaperbrief.

Eine Novelle.

Während Napoleons siegreiche Waffen den Continent in Erschütterung versetzten, boten die Gewässer und Meere nur den Anblick einer traurigen Verödung dar. Mit dem allgemeinen Abschließungssysteme gegen England und mit den Blokaden, die von Seiten dieses Landes, als Repressalien für jenes, über die Küsten von ganz Europa verhängt wurden, war aus allen Häfen jeder rege Verkehr, das bunte, lebendige Treiben und die Geschäftigkeit so vieler tausend Hände verschwunden, die in Zeiten des Friedens der Unternehmungsgeist in Bewegung setzt. Der Spiegel des Meeres war trügerischer als je. War es früher nur die Macht der Stürme und Fluthen, das Verderben der Strudel und Klippen, oder der Angriff eines berberischen Corsaren gewesen, gegen die der Kaufmann beim Auslaufen aus dem Hafen seine Waarenladung versicherte, so hatte sich zu diesen Gefahren die neue gesellt, von einem Blokadeschiff oder einem bevollmächtigten Kaper aufgetrieben zu werden, und ihm bis auf den letzten Schiffsnagel heimzufallen. Die Gunst eines Augenblicks, eine rabenschwarze Nacht, die den Kauffahrer

ungesehen machte, oder ein Vorsprung, den er vor seinem Verfolger voraus hatte, entschied über das Wohl oder Wehe eines ganzen Lebens. Diese ungleichmäßige Begünstigung des Zufalls erhielt die Preise der Waaren in einem unaufhörlichen Schwanken. Sie sprangen oft plötzlich so hoch, daß sie die Lust und das Vermögen jedes Käufers überstiegen. Hatte man wohl im Innern eines Landes Lust, an einem Pfunde Zucker alle die Verluste zu bezahlen, die der Kaufmann schon früher an vielen Centnern erlitten hatte? Die Aussichten für den Handelsstand konnten nicht trauriger seyn.

Diese Klagen ungefähr mochten in den abgerissenen Seufzern enthalten seyn, die des Kaufmanns Herrn Jean Pierre Bernard beklommener Brust entfuhren, und die wir auf der freundlichen Terrasse seines vom Meer bespülten Gartenhauses in Havre de Grace zu belauschen wagten.

Herr Bernard war ein zweiter Polykrates; denn noch hatte ihn keiner der Unfälle betroffen, die täglich den Ruin seiner Rivale herbeiführten. Was bis jetzt noch immer aus Guadeloupe und Martinique mit einer Adresse an ihn, den reichsten Baratto-Händler aus Havre, abging, daran war der Zufall mit unbegreiflicher Blindheit vorübergegangen, und seine Schiffe liefen noch immer ein, als Boten der Freude für Herrn Bernard, der Trauer für seine Nachbarn. War es die Bescheidenheit unseres Mannes, war es sein patriotischer Eifer, waren es die häuslichen Tugenden, das thränenreiche Andenken an seine frühgestorbene Marguerite und seine innige Anhänglichkeit an Helene, das einzige Pfand der Liebe, das sie ihm hinterlassen, waren es alle diese rührenden Vorzüge, die ihm die Götter anrechnen und belohnen wollten? Wenn es wahr ist, daß das Glück an der Hand der Gerechtigkeit geht, so war er vor Allen würdig, seine Gaben zu empfangen.

Herr Bernard saß auf seiner Terrasse unter einem weiten, vor der Sonne schützenden Segeltuche, das, eines Patrioten würdig,

rings mit dreifarbigen Franzen besetzt war. Sein gutmüthiger wenig sagender Blick fiel bald auf die Spiegelfläche des Meeres, das unter ihm mit weißen Schaumwellen an das Ufer schlug, bald spiegelte er sein volles, gesundheitstrotzendes Antlitz in einem goldenen Theelöffel, mit dem er dann wieder den regenbogenfarbigen Schaum der Morgenchocolade, die ihm Helene in buntgemaltem Porcellan kredenzt hatte, in seinen nachdenklichen Mund schlürfte. Aus dieser Tasse hatte die selige Marguerite zum letzten Male getrunken, und seitdem war sie für ihn eine Art Rosenkranz geworden, an dem er seine Morgenandacht verrichtete. Er hatte sich vorgenommen, aus dieser Tasse nur unter Gefühlen zu trinken, die ihn nach dem Jenseits und dem Wiedersehen zogen; doch wie kann ich ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn ihn seine Schiffe, die Conjuncturen des Handels, der unwiderrufliche Moniteur und die Zuckerpreise heute davon abzogen! Er war Kaufmann und Patriot, er war der Beschützer vieler Hunderte, denen er in diesen kläglichen Zeiten Unterhalt verschaffte; ja er war noch mehr, Helenens Vater und Verwalter eines großen Vermögens, das er ihr um jeden Preis unverkürzt hinterlassen wollte. So schweiften seine Gedanken bald die Seine hinauf nach St. Cloud, bald nach den Nebeln Albions, das Napoleon aus den geographischen Lehrbüchern hatte streichen lassen, bald über die Meridiane des atlantischen Meeres. Er greift nach dem Kalender, um die Tage und die Minuten und die Stellungen der Gestirne zu vergleichen, wo eine Ladung mit Cochenille, Färbeholz, Kakao und andern Colonialwaaren aus dem Hafen von St. Pierre absegelte; er sucht auf der Karte dem Lauf des verhängnißvollen Schiffes zu folgen, und zählt an den Fingern die Stunde ab, wo es an dieser Sandbank, an jener englischen Wachtstation vorübersegeln müsse. Der Schweiß steht ihm vor der Stirn, und er versinkt auf einige Augenblicke in eine völlig apathische Erschöpfung.

„Guten Morgen, Meister Bernard!"

Es war eine rauhe accentlose Stimme, die dem Träumenden diesen Gruß zurief.

Bernard, erschrocken über den plötzlichen Willkommen, wandte sich um, nicht wenig erstaunend, den Meister Malpart schon zu so früher Stunde bei sich zu sehen.

„Da haben wir's, Kapitain Ihr müßt es auch gehört haben, in der Nacht haben die englischen Wasserratten wieder Lärm gemacht! Ach, Gevatter! diese in der Nacht so plötzlich aufschreckenden Schüsse sind noch einmal mein Tod."

Der Exkapitain Malpart liebte die unzeitigen Scherze, und sagte lachend zu dem ängstlichen Manne: „Warum Furcht? Ist doch Euer Heldenmuth größer, als die Gefahr. Auf dieser Terrasse, unter dem würzigen Dufte dieser Blumen und Chocolade trotzt Ihr jedem Wagestück, selbst wenn es den Rothröcken einfiele, den reichsten aller Barattiers von hier abzuholen, Euch in eine Schaluppe zu setzen und im Triumph nach Plymouth zu entführen."

Doch so leicht ließ sich Herr Bernard nicht schrecken. „Kapitain," sagte er spaßhaft, „wo bleiben Eure militärischen Kenntnisse? Diese Terasse ist nicht vom Ungefähr, sondern nach einem durchdachten, sehr berechneten Plane gebaut worden. Noch ist im Fort dort drüben kein Pulvermangel eingetreten, noch giebt es hinter der Lunette Marengo sehr scharfe Augen, und ich habe es mathematisch ausmessen lassen, daß die Paßkugeln von daher meinen District von jedem verdächtigen Gaste rein erhalten können."—

„Gevatter," entgegnete Malpart mit verstelltem Ernste, „das sind ja Wunderdinge, die ich von Euch höre! Sprecht Ihr nicht wie ein Lieutenantmajor, der zwei Batterien zu kommandiren hat! Ohne Scherz, Ihr verrathet taktische Kenntnisse, die Ihr benutzen solltet."

Der gute Bernard fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, nickte

aber ungläubig; denn wie sollte er sich in den Vorzügen auszeichnen, die ihm hier angedichtet wurden?

Malpart nahm einen Stuhl und rückte Bernard, wie zu einer vertraulichen Mittheilung, näher. „Nehmt mir's nicht übel," sagte er, „aber wir leben in Zeiten, die uns an die Umwandlungen gewöhnen. Der Landmann läßt seinen Pflug stehen und vertauscht ihn mit der Muskete. Die Gelehrten und Künstler werfen sich in die glänzendere Karriere, die ihnen der Krieg eröffnet. Die kleinen Kaufleute folgen den Heeren als Commissaire und machen Gewinnste, deren Ungerechtigkeit auf des Kaisers Rechnung, deren Ertrag aber in ihre Tasche kommt."

„Leider!" bemerkte Bernard, der sein Volk liebte.

„Was sage ich von Großhändlern," fuhr Malpart fort, „von Weltkaufleuten, wie Ihr Einer seyd? Ich bitte Euch, klagt nicht! Man kennt den Inhalt Eurer Geldtruhen, ohne sie gesehen zu haben. Ihr cursirt im Munde Aller als ein Mann, dem es bald an Tonnen fehlen wird, sein Gold zu fassen. Das ist eine Hyperbel, aber schon die Hälfte Eures Rufes kann genügen, Euch als ein so solides Haus zu bezeichnen, als Ihr in der That seyd. Aber, Freund — ohne Euch etwas —" —

„Ich beschwöre Euch, Malpart!" rief der ängstliche Kaufmann, dem diese weitläufige Anrede unheimlich wurde, und sprang erschrocken von seinem Sitze auf, „warum hüllt Ihr Eure Nachrichten in diese fürchterlich dunkeln Redensarten, die mich peinigen? Sprecht, es sind Nachrichten angekommen, und Ihr wißt nur zu gut, daß sie die Botschaft meines Verderbens bringen!"

„Wolle mich Gott behüten," sagte der Kapitain, „daß ich Euch Trauriges sagen müßte. Nein, Eure Sachen stehen gut, sehr gut, und werden immer so stehen. Doch Ihr kennt die Launen des Schicksals. Gegen seine eigenen Kinder ist das Glück oft am

treulosesten. Für diesen Fall will Euch ein Freund mit seinem Rathe dienen."

„Habt Ihr ein Mittel," erwiederte der Kaufmann, „den englischen Schiffsjungen in den Mastkörben die Augen zu blenden, daß sie meine Schiffe nicht sehen? Wißt Ihr ein Mittel die Kugeln, die in diesem Augenblick die Artemise, oder meinen herrlichen Neptun, oder den nur dem Namen nach feuerfesten Salamander treffen können, unschädlich zu machen? O, was seyd Ihr für ein Mann, meiner Lage zu spotten!" —

„Ihr versteht mich nicht," sagte jetzt Malpart sehr bestimmt. „Ich will offen mit meinem Plane hervortreten. Meine Kapitainstressen sind verrostet, ich habe Nichts zu verlieren, Ihr Alles. Es darf uns also Beiden nur erwünscht seyn, so viel zu gewinnen, als wir können. Ihr besitzt Vermögen, kauft einen Marquebrief, rüstet einen Kaper aus, spickt ihn tüchtig mit Kanonen, werdet Corsar und überlaßt mir das Kommando eines solchen Drachen, der Euch goldene Schätze nicht nur hüten, sondern auch erwerben kann."

Das war zu viel für den Kaufmann von Havre. Herr Bernard liebte den Frieden, er war ein Enthusiast für die Tugend und die Moral, er achtete die Gebote der Religion, und hatte seinem Koche verboten, in seinem Hause Geflügel zu schlachten, weil er es nicht zur Mördergrube machen wollte. Jetzt sollte er sich an die Spitze einer räuberischen Unternehmung stellen, sollte zur Vernichtung seiner Mitmenschen einen Mann aussenden, dessen Herz nie einem sanften Gefühle zugänglich gewesen war, sollte ihm die Vollmacht geben, auf so viele Väter, deren Kinder und Frauen er dadurch zu Waisen und Wittwen machen würde, auf so viele Söhne, die vielleicht die Stütze ihrer Eltern sind, glühende, mordende Kanonenkugeln abzuschießen! Herr Bernard legte beide Hände auf die Augen, die Sinne schwindelten ihm, und er schwankte erschüttert auf seinen Sessel zurück.

Aber er besann sich; es fiel ihm ein, daß er unter Andern auch Patriot sey; er berechnete den Vortheil, den er der Nation und seinem Kaiser bringen könnte, wenn er die Rathschläge des Exkapitains befolgte. Und Malpart unterließ nicht, ihn in dieser Ideenverbindung zu erhalten. Er schilderte ihm die Verdienste, die er sich um das Wohl seines Volks und besonders um die Beschleunigung des Friedens erwerben könne, und vermied sorgfältig jede unzarte Hindeutung auf die lukrative Seite des Unternehmens; Bernard schwankte, er hatte nichts mehr zu erwiedern, und gab endlich zu allen Vorschlägen seinen ungetheilten Beifall. Der Handel wurde geschlossen, die Summe für den Ankauf des Kaperprivilegiums angewiesen, der Lohn des Kapitains und der Mannschaft, die zusammenzutreiben dieser auf sich genommen hatte, bedungen, und bald sah man Beide nach dem Hafen gehn, um ein taugliches Schiff anzukaufen. Malpart, eine hagere, finstere Gestalt, mit schlechtempfehlenden Zügen und in mehr als unordentlichem Aufzuge; Bernard, eine umfangreiche, kleine Figur, in sorgfältig abgestäubtem, weitschößigem Frack, weißen Manschetten, Puderkopfe und einen goldknöpfigen Bambusstock in der beringten feinen Hand tragend. Der Mann trat sehr behutsam auf, als ob er fürchtete, die empfindungslosen Steine könnten ihm seine Grausamkeit vorwerfen.

Havre de Grace, jetzt so bekannt als Einschiffungsort der deutschen Auswanderer, war von jeher der wichtigste Seehafen des nördlichen Frankreichs. Am Ausfluß der Seine gelegen, kann man es den Hafen von Paris nennen, dessen zahllose Bedürfnisse zum großen Theil durch die weit verzweigten Handelsverbindungen dieses Platzes befriedigt werden. Es lag aber in den nothwendigen Folgen, die das System der Continentalsperre nach sich zog, daß auch hier ein großer Theil der frühern Lebhaftigkeit verschwunden war, ja daß der Verkehr kaum in etwas Anderem bestand, als dem Einbringen englischer Schiffe, oder solcher Fahr-

zeuge, die unter englischer Flagge sich geschützt glaubten, und den französischen weniger zahlreichen Kreuzern unglücklicher Weise in die Hände gefallen waren. Diese Schiffe wurden dann von einem Prisengericht für gute Prisen erklärt, nach ihrem Inhalt und ihrem materiellen Werth taxirt, und im Betrag der ermittelten Summe zu gesetzlich bestimmten Portionen dem Kaper und der Krone zugeschlagen. Die Waaren und das Schiff wurden an die Meistbietenden verkauft.

Das Schiffswerft, dicht an dem geräumigen, aber schwach besetzten Hafen gelegen, war in einen Auctionsplatz umgewandelt worden. Wo man sonst nur die Axt und die Säge des Zimmermanns hörte, da vernahm man jetzt nur zuweilen den Zuruf der Arbeiter, welche ein erbeutetes Schiff auf Walzen an das Ufer zogen, oder die Gebote der Kauflustigen, die an dem Schiffe nicht mehr seine Form und Bestimmung sahen, sondern nur ein mannigfaches Material von Eisen, Holz, Stricken, das sich zu andern Zwecken benutzen ließ.

Es war ein weitplankiger Kutter, um den sich heute die Holz- und Eisenhändler versammelt hatten. In der Ferne standen müßige Kaufleute, die in bessern Zeiten diesen Kiel nicht Andern würden überlassen haben. Man konnte diesen stolzen Segler noch keineswegs ein Wrack nennen, so vollständig war er noch in seinem Zeuge; er mußte sich ohne langen Kampf der Uebermacht ergeben haben. Aber was kümmerte das die Holzhändler? Der Auctionator, ein Mitglied des Prisengerichts, hatte schon das erste Gebot erhalten, und der Ausrufer rief den Versammelten zu: fünfhundert Franken zum Ersten!

Das war nicht viel; man konnte mehr bieten. Achthundert!

Das Schiff war unter Brüdern tausend Franken werth, wenn man die Arbeit und den Zweck seiner ersten Bestimmung, die den Werth wohl mehr als zwanzigfach steigerten, abrechnete. Tausend einhundert Franken!

Nun das war schnell gegangen! Es trat eine Pause ein. Man war auf einige Zeit aus allen seinen Berechnungen gekommen, man mußte sich wieder auf alle Ansätze besinnen, die man in Gedanken gemacht hatte: was verdienst du? wie viel Procent gehen dir verloren, wenn du hundert Franken mehr bietest? Ei nun, mit zweihundert fünfzig Procent läßt sich auch verkaufen, selbst in Kriegszeiten: tausend zweihundert Franken!

Fünfhundert! rief ein Anderer, der vielleicht bessere Absatzwege hatte, oder reich genug war, sich mit zweihundert zwanzig Procent Gewinn zu begnügen.

Aber das schien das Höchste zu bleiben, die andern Herren wandten sich Alle kopfschüttelnd um, sie zuckten über das Wrack verächtlich die Achsel, bemitleideten den Mann mit seinen anderthalb tausend Francs, rechneten jedoch dabei noch immer an ihren krampfhaft bewegten Fingern, weil in der That das Schiff besser war, als wofür sie sich das Ansehen gaben, es zu halten. In demselben Moment wandten sich Alle wieder um, und es folgten blitzschnell die Gebote: Sechshundert! Sieben-, Acht-, Neunhundert, Zweitausend!

Das war ein Donnerschlag: zweitausend Franken! Man lachte den Wagehals aus, um seinen Aerger zu verbergen, und dieser stand bleich und zitternd da, denn leicht konnte es einem einfallen, daß das Schiff noch einen größern Werth habe. Einzelne, die dies zu ahnen schienen, gingen prüfend um dasselbe herum, sie stiegen auf einer kleinen Leiter in den innern Raum, klopften, ob das Holz noch jung, nicht faul und morsch sey, taxirten die Eisen- und Blechbeschläge, zogen an den armdicken Tauen, als wenn sie sich zerreißen ließen, und nun flogen noch hintereinander ein-, zwei-, dreihundert Franken durch die Schießscharten, aus der Kajüte, vom Verdeck herunter.

Zweitausend dreihundert blieb der höchste Satz, der Ausrufer hatte längst zum dritten Male gerufen, und der Auctio-

natur war eben im Begriff zuzuschlagen, als eine furchtbare Stimme: Dreitausend! rief. Man wandte sich entsetzt um, es war Malpart, der im ganzen Hafen berüchtigte Exkapitain Malpart. Bernard stand ihm ängstlich zur Seite; er bestätigte das Gebot seines Begleiters, erhielt den Kutter und zahlte die Summe aus, die selbst für diesen reichen Kaufmann allgemein zu hoch schien.

Die folgenden Tage brachten ein ungewöhnliches Leben in die Schiffswerfte. Weil die Reparatur des von Bernard erstandenen Schiffes schleunigst von Statten gehen sollte, so galt es verdoppelte Kräfte in Bewegung zu setzen. Die Fugen und Löcher wurden trefflich verschlossen, das in seinem alten Zustande sehr zersplitterte Bogspriet durch ein neues ersetzt, auch das Segelwerk und die Takelage von dem frischesten Tuch und Hanfe hergerichtet. Lange hatte man keinen so köstlichen Theergeruch im Hafen verspürt, als jetzt wieder, da der restaurirte Kutter mit diesem bindenden Harze von allen Seiten bestrichen wurde. Aber wie erstaunte man, als Herr Bernard auch Kanonen und Waffen aus dem Arsenal ankaufte und die Planken seines Schiffs mit zwölf mörderischen Röhren bespickte. Endlich mußten sich diese Maßregeln aufklären, als von dem Eigenthümer bekannt wurde, er habe sich von der Regierung ein Kaperpatent gelöst und dieses wohlarmirte Schiff unter Malpart gestellt, um gegen die Engländer und die verkappten Neutralen zu kreuzen.

Es ist nothwendig über den Urheber aller dieser Dinge einige Erörterungen zu geben.

Malparts Vater war Pilot und einst beim Bugsiren eines Schiffes im fürchterlichen Sturme vor dem Hafen ertrunken. Dieser Unfall machte seinen noch unmündigen Sohn zu dem Kinde Aller, die in dem Hafen ihre Heimath hatten. Unter den rohen Eindrücken, die er hier erhielt, und für welche sein wilder ungestümer Sinn nur zu empfänglich war, wuchs er auf, vertraut mit

dem Leben und Treiben des Hafens, vertraut mit dem Meere auf einige Meilen in der Runde, das er bald sicher und unerschrocken zu befahren lernte. Seine Bestimmung für das Seeleben war entschieden. Er unternahm zuerst in den niedrigsten Rangstufen größere Fahrten, zeichnete sich auf ihnen durch seine Kühnheit und Unerschrockenheit, die seine ihm zur Natur gewordene Brutalität vergessen ließen, aus und erreichte bald die höhern Stellen, die ihm bei den zwischen England und Frankreich ausbrechenden Seekriegen endlich in der Marine die Stelle eines Kapitains verschafften. Die Anforderungen, die die Disciplin in der Flotte an seinen aller Subordination unfähigen Sinn machte, zogen ihm eine Reihe von Mißhelligkeiten zu, aus denen ihn nur seine besondern Fähigkeiten zu reißen im Stande waren. So lange Malparts Unternehmungen glückten, verzieh' man es ihm, daß er sie nach seinem eigenen Kopf anfing; als ihm aber die Umstände ungünstiger wurden, rechnete man ihm Alles zum Verbrechen an, was man früher nicht bemerkt hatte. Das Strafgericht, das über mehrere Anführer der bei Abukir so unglücklichen Franzosen verhängt wurde, traf auch ihn. Es ist bekannt, daß Nelson mehr durch die Unvorsichtigkeit seiner Gegner, als durch seine eigene Ueberlegenheit siegte, daß sich die französischen Schiffe von ihren Kanonen entblößt hatten, und daß diese, trotz der unglaublichsten Anstrengung beim Beginn des Treffens, nicht vom Land wieder auf sie zurück gebracht werden konnten; man schob einen nicht geringen Theil der Verantwortlichkeit für dieses Versehen auf Malparts breiten Rücken, und die Folge war seine Kassirung. Der Exkapitain kehrte nach Hause zurück. Er konnte in Privatdienste treten, aber sein Unglücksstern verhinderte eine Beschäftigung, die ihm mit dem Leben hätte wieder versöhnen können. Das Continentalsystem sistirte alle Unternehmungen, und weil man es versäumte, Malpart gleich nach seiner Rückkehr Anerbietungen zu machen, so verschmähte er es, sich selbst darum zu bewerben. Er

ließ seinem dissoluten, rohen Sinne jetzt jeden Zügel schießen, und wenn er auch der Hafenkönig blieb, so machte ihm sein Volk doch wenig Ehre. Man sah ihn nur im Kreise von Menschen, die, von den Zeitumständen gleichfalls in Unthätigkeit versetzt, sich den rohesten Sitten, und einer für jedes Laster den Weg bahnenden Trägheit hingaben. Es war nur der Rest früherer Bekanntschaft, und das imponirende Auftreten Malparts, das ihn bei solchen Umgebungen noch in einer Verbindung mit dem moralischen Bernard erhielt.

Malpart war zu dem eingeleiteten Unternehmungen unstreitig der geschickteste Mann. Er war auch allein im Stande, die für die Bemannung des Schiffes tauglichen Subjecte herbei zu schaffen.

Die Häfen sind zwar noch immer der Aufenthalt der Abenteurer, Glücksritter und des schlechtesten Gesindels gewesen, das sich an jeden verkauft; aber nachdem die kaiserliche Marine Alles an sich gezogen hatte, was nur irgend in der Jacke eines Seesoldaten oder Matrosen figuriren konnte, mußten die in Havre zurück gebliebenen Reste nur der unbrauchbarste Ausschuß seyn. Mit diesen Menschen wollte sich Herr Bernard den Ruf eines Patrioten erwerben. Aber was kümmerte das zuletzt ihn? Es waren die Erfolge, auf die er spekulirte, nicht die Menschen, von den sie herbei geführt werden mußten. Es handelte sich hier nicht um moralische Fähigkeiten, sondern um seemännische Kenntnisse, Muth und Verwegenheit, und er überließ es seinem Autorisirten, dem Exkapitain, Menschen herbei zu schaffen, die sich durch diese Vorzüge auszeichneten.

„Malpart," sagt er, „unsere Interessen sind dieselben. Ihr wißt, ich liebe die Ordnung und die Gesetzmäßigkeit, weil sie die Bedürfnisse meines Herzens sind, und ich weiß, daß dieselben Tugenden in Euch einen Beschützer finden müssen, weil ihr anders nicht

eine Maschine regieren könnt, die, obschon unzählige Augen und Ohren, doch nur einen Mund, der die Befehle giebt, haben darf. Ich beschwöre Euch, setzt einige Strafen für das übermäßige Fluchen fest; ordnet wenigstens des Abends ein gemeinschaftliches Gebet an, und enthaltet Euch aller Zoten und unsaubern Geschichten, die die Ohren der Meerdämonen nur beleidigen. Ich mache Euch dafür verantwortlich, daß mich niemals der Vorwurf treffe, einen Verein von Menschen konstituirt zu haben, der die Langmuth des Himmels herausfordert."

Malpart nickte, ohne etwas zu sagen uud nahm den schweren Beutel, den ihm Bernard einhändigte, um damit die erste Löhnung seiner Mannschaft zu bestreiten.

Die erste Klippe, die des neuen Kapers Unternehmung zu umschiffen hatte, war seine eigene Tochter. Helene war von ihrem Vater in alle die Rechte eingesetzt worden, die ihre Mutter mit unerbittlicher Strenge während ihres Lebens geübt hatte. Es war dem Kaufmann zur Gewohnheit geworden, seine Gedanken und Absichten in einer fremden Brust zu verschließen, vielleicht weil ihn eine natürliche Schwäche verhinderte, die Verantwortlichkeit derselben allein zu tragen. Helene war so lange Rathgeber in den schwierigsten Fällen, und ihr Vater sah es ein, daß er sich auch diesmal ihr vertrauen müsse, um wenigstens Jemanden zu haben, der beim Scheitern seines Plans einen großen Theil des Schmerzes auf sich nehmen könnte. Es giebt Menschen, die sich niemals für sich allein freuen, und noch weniger leiden können.

Helene war in der That dieses Vertrauens würdig. Ihre frühe Selbständigkeit hatte ihr einen Grad von Charakterstärke gegeben, der an den Mädchen immer selten ist, die sich auch zugleich durch die Reize ihrer natürlichen Schönheit auszeichnen.

Helene war geschaffen, den Mann zu bezaubern. Die frische Seeluft, der ewige Anblick des stolzen, die Herzen erhebenden Meeres, die laute Thätigkeit, in deren Geräusch sie aufgezogen

war, benahmen ihren Wesen jede nachtheilige Richtung, die im Gefolge der sanften und weichen Naturen nur irgend eintreten kann, und Bernard war nicht der Letzte, der für diese Vorzüge ein Auge hatte. Er wußte, um welch hohen Preis er mit dem reichen Matthieu, Kaufmann in St. Pierre, seinem vieljährigen Commanditär und Geschäftsfreunde, in eine nähere Verwandtschaft treten wollte. Er schrieb diesem Vierziger oft: „Unser Kleinod nimmt täglich einen strahlendern Glanz an; Helene ist die Wonne von Havre und der Stolz ihres Vaters. Man will sie mir vergleichen, aber ich finde in ihr nur die Vorzüge ihrer Mutter wieder. Sie haben sie als Kind gesehen und sind von den Bewohnern St. Pierre's beneidet worden, Sie werden sie als Gattin in ihre Arme schließen, und die Eifersucht von ganz Havre wird Ihnen übers Meer folgen. An dieser Mißgunst werde ich mich dann einst noch einige Wochen erfreuen, und endlich die Furchen suchen, die meine Lieben dann schon durch den Ocean gezogen haben. Es ist noch ein steiler Gipfel, den ich zu besteigen habe, aber er wird mich in den Hafen der Ruhe führen."

Man erkennt aus diesem Bruchstücke seiner langjährigen Correspondenz mit Meister Matthieu die Absichten, die Benard mit seiner Tochter hatte. Er wollte nur den durch sie beglücken, dessen Eifer und Treue er die Vermehrung seiner Reichthümer verdankte; er wollte sogar nach der Verheirathung Helenens die Besitzungen in Havre aufgeben und seinen Kindern über das Meer folgen, ein Wagniß, daß ihm jedoch zuweilen das lachende Bild der Zukunft mit einem grauen Nebelflor überzog. Aber Bernard blieb standhaft bei diesem Beschlusse, gegen den selbst die Weigerung Helenens, einem Manne fremder Wahl ihre Hand zu geben, nichts vermochte.

Ja, daß ich's nur sage, diese einzige Mißhelligkeit war es, die zuweilen an dem freundlichen Lebenshorizonte Bernards mit finstern Wolken herauf zog und auch Helenens Freude trübte.

In ihren wachenden und geträumten Wünschen lebte nur Eines Mannes Name, der das ganze geheimnißvolle Spiel, wie sie einer Rose gleich knospete und sich allmählig zur reizendsten Jungfrau entfaltete, belauscht hatte, der ihr als Dolmetscher eines wilden, unverständlichen Lebens mit zärtlicher Hingebung zur Seite gestanden, und den sie jetzt, vielleicht nicht mit Unrecht, als hinübergegangen in das Reich der Schatten beweinte.

Alfred Dumallet war sehr früh zu einer glänzenden Unabhängigkeit gekommen, obschon der Preis derselben ein schmerzlicher, der Tod seiner Aeltern gewesen war. Er war unter die Vormundschaft Bernards gekommen und hatte den größten Theil seiner Jugendeindrücke mit Helenen gemeinsam erhalten. Mehrere Jahre, die er auf der Rechtsschule in Paris zubrachte entfernten ihn von Havre, wohin er als Advokat bei dem dortigen Handelsgericht zurückkehrte. Beim Wiedersehen fand das Entzücken Worte, die bald in die freie Sprache der Liebe übersetzt waren. Wie vernichtend mußte der Schlag seyn, der die Liebenden jetzt traf! Alfreds Alter, seine Jugendkraft, seine Verhältnisse, waren lauter Merkmale, die man damals bedurfte, um von Napoleons grausamer Conscription requirirt zu werden. Ein Abschied, und Alfred war auf dem Wege zum Rhein, um unter den siegreichen Fahnen seines Kaisers die deutschen Völker zu unterjochen. Welche Kugel konnte nicht längst seinem Leben ein Ende gemacht haben!

* * *

Endlich brach der ersehnte Tag an, da der vortrefflich ausgerüstete Kutter vom Stapel gelassen werden sollte.

Es war noch früher Morgen; nur einzelne Strahlen der aufgehenden Sonne gleiteten zuweilen über die majestätische Meeresfläche hin, ohne sie zu berühren, und Helene, jetzt von Allem un=

terrichtet, stand auf der Terrasse, die rings mit den duftendsten Blumen besetzt war.

Der Vater war schon vor Tagesanbruch in den Hafen gegangen, um seine letzten Befehle, und dem Schiffe einen Namen zu geben, auf den er sich während der schlaflosen Nacht besonnen hatte. Es mußte ihm unter der Mannschaft und den Leuten, die gaffend im Hafen standen, nicht behagt haben, denn er kehrte schon wieder zurück und trat in der ungewöhnlichsten Aufregung, alle Morgenbegrüßungsceremonien heute abweisend, auf die Terrasse.

„Liebes Kind," sagte er, „Du wirst dich erkälten, es ist noch kühl. Aber mir ist sehr heiß, Helene; ich strenge mich zu viel an; wer wird mir es danken?"

Helene wischte ihm den Schweiß von der Stirne und wollte Einiges bemerken; aber Bernard hörte nichts und fuhr fort: „Die verdammten Taufceremonien! Es ist eine Lästerung auf Gott und alle Heiligen, daß man mit den Schiffen Wiegenfeste feiert. Helene, heißt es nicht das Schicksal herausfordern, wenn man diesen Fahrzeugen bestimmte Namen giebt, und sie sogar aus dem Kalender nimmt? Was hat es mich für Mühe gekostet, diesem Kutter einen Namen zu geben. Ich wollte ihn erst nach Deiner Mutter la Marguerite nennen, aber ich erschrak darüber, denn die Selige würde diese Ausrüstung nie gelitten haben. Ich wollte ihn Helene nennen, aber ich schämte mich, Deinen Namen, liebes Kind, mit so abscheulichen Leuten, wie Malpart um sich versammelt hat, in Verbindung zu bringen. Dieser Spitzbube selbst, sagte ich, solle das Fahrzeug Argus nennen; aber würde mir nicht jeder diesen hundertäugigen Namen als die Frucht meiner Habsucht und meines Eigennutzes auslegen? Nein, ich will nur dem Vaterlande dienen, ich will für die Nation wachsam seyn, und habe deshalb endlich ein zweifach passendes Symbol gewählt. Liebe Tochter, sprich nur selten von diesem Schiff, aber wenn Du

es erwähnst, so beliebe es mit dem Namen: der Hahn, zu bezeichnen."

Bernard lachte doch im Stillen über diesen Namen; er war recht artig gewählt, patriotisch und symbolisch.

Es klopfte an der Thüre, die auf die Terasse führte. Die alte Marthe war es, die, ihren Schwestersohn Jaques an der Hand, hereintrat. Sie war die älteste Dienerin des Hauses, und je weniger sie dennoch mit Bernard sprach, desto auffallender war es, daß sie heute im gewähltesten Anzug vor ihren Herrn trat, und mit vielen Verbeugungen andeutete, daß sie ein dringendes Anliegen habe. „Ach Gott," sagte sie, mit der Thüre ins Haus fallend, und auf Jaques, einen jungen Burschen, der verlegen an seinem Hute drehte, zeigend, „er läßt mir gar keine Ruhe!"

„Was willst Du, Jaques?" fragte Helene, die Marthens Schwestersohn wohl kannte, „sprich nur frei heraus!"

Marthe hatte aber das Wort und Jaques war zu schüchtern. „Und sein seliger Vater ist es ja auch so viele Jahre gewesen," fuhr die Alte fort, „und wenn auch meine Schwester nicht immer die besten Tage bei ihm gehabt hat, so sagte sie doch oft zu mir —"—

„Marthe!" rief jetzt der unwillige Bernard, der kein Auge von seinem Hahn verwandte, „wir sind mit ernsten Angelegenheiten beschäftigt, wir haben wichtige Dinge zu besorgen, ja Marthe, wir müssen keine Umschweife machen. Was giebt's?"

Es half aber Nichts, Helene mußte sich ins Mittel werfen und das Anliegen der beiden Leute erst in vernünftige Worte bringen. Da kam denn heraus, daß Jaques auf das prächtige Kriegsschiff seines alten Gönners habe gehen wollen, daß Marthe zwar die Hände gerungen, und ihre selige Schwester und deren Mann angerufen, dem Jungen andere Gedanken einzuflößen, daß

er aber an den Strand gelaufen sey, um sich von Malpart mitnehmen zu lassen. Er habe sich zwar auf die Bekanntschaft des Kaufmanns berufen, aber der Kapitain habe ihn mit Drohungen zurückgeschickt und nicht aufnehmen wollen. Jetzt komme er nun zu dem Herrn des Schiffes, der allein darüber zu gebieten habe, und bitte um die Erlaubniß, die Malpart verweigert

„Das ist vernünftig, Marthe," sagte der über diesen Verfall erstaunte Kaufmann, und wiederholte die Worte: „der allein darüber zu gebieten hat. Ich bin des Schiffes Eigner und ich kann es mit Menschen bevölkern, die mir angenehm sind. Jaques, Du bist ein braver Jung, Du wirst auf das Schiff kommen, so wahr ich fünftausend Franken für das Privilegium bezahlt habe."

Damit riß er ein Zettelchen aus seinem Portefeuille und schrieb mit Bleistift einige Worte darauf. Helene nahm das Papier und gab es Jaques, der sich mit linkischer Freude bedankte.

„Du solltest mir lieber im Hause bleiben," sagte sie, „und uns die Hühner füttern und die Tauben rupfen helfen. Vergiß nicht, fleißig zu beten, und sage, wenn man dich prügeln will, ich hätte es verboten."

Sie gab ihm den Inhalt ihrer Börse, Marthe nahm ihren Schwestersohn bei der Hand und entfernte sich mit ihm unter unaufhörlichen Verbeugungen. Die alte Frau wußte nicht, ob sie sich über den Erfolg ihrer Bitte mehr freuen oder mehr betrüben sollte.

Die Hafenglocke rückte jetzt auf sieben Uhr an. Der Hahn stand ungeduldig auf Walzen, die zurückgenommen werden mußten, sollte er seinen Fuß in das blaue Naß tauchen. Jetzt donnerte die eine Seite von sechs Kanonenschlägen, jetzt die andere von eben so vielen, eine Rakete stieg in die Luft, im Nu waren die Seile abgehauen, die Walzen weggezogen, und der stolze Segler fuhr mit blähendem Krummschweif auf die überraschte Fläche. Im Hafen erscholl ein lauter Jubel, und doch hörte man bis auf

die Terrasse den pfeifenden Ton, wie das Schiff durch die Wellen flog.

Bernard verfolgte es bis auf den letzten unscheinbaren Punkt, eine Thräne trat ihm ins Auge, er ergriff Helenens Hand und sagte: „Man setzt Alles aufs Spiel, wenn man die Bewachung seiner Ehre einem fremden Eifer anvertraut. Ich bitte Dich, mir heute nur leichte, verdauliche Speisen auf den Tisch zu bringen.“

Helene wußte ihres Vaters Empfindungen durch Schweigen zu ehren, sie begleitete ihn in sein Comptoir nnd übertrug Marthen, die leiblichen Wünsche ihres Vaters zu befriedigen. Dieser schrillende Ton des davonsegelnden Schiffes hatte ihr wie höhnisches Gelächter geklungen; sie liebte ihren Vater, und ahnte, daß man ihm einen Streich spielen wollte.

* *
*

Beflügeltes Schiff, deinem pfeilschnellen Fluge folgt jetzt in bescheidener Ferne die Muse! Noch gewöhnt an deines Herrn blanke und sorgfältig geordnete Umgebung, an seine gemäßigten, auf der Wagschale einer steten Ueberlegung gewogenen Worte und noch ergriffen von den Wünschen, mit denen er dich in die Arme Amphitrite's legte, erschrecken wir vor der schnellen Veränderung, die deine reine Jungfräulichkeit in noch höherem Maße bedrohen zu wollen scheint. Alle die Oerter, die noch kurz zuvor von Herrn Bernard mit dem Weihwasser seiner bescheidenen und frommen Wünsche gesegnet waren, widerhallten jetzt von unsaubern Liedern, heillosen Flüchen und von den Verwünschungen der Müßigen, die, noch ehe der Hahn um das Cap de la Hève gesegelt war, sich zum Spiele gesetzt und eine Partie verloren hatten. Die schmutzigen Scenen aus den Hafenboudiken waren hierher versetzt, diese Menschen waren alle dieselben geblieben, und hatten nur eine neue Eigenschaft angenommen, die Hoffnung, bald eine ansehnliche Beute zu machen.

Malpart hatte für diese Unordnung noch kein Auge. Theils sah er ein, daß die Bemannung seines Schiffes mehr als vollzählig war, und daß man ihr Freiheit gewähren müsse, um sich ihres Muthes zu versichern, theils knüpften sich bei ihm an diese nach manchen Jahren zum ersten Male wieder begonnene Fahrt so viel Erinnerungen, daß er sich diesem Genuß erst hingeben mußte, ehe er an die Strenge der Disciplin dachte.

Er stand auf dem Verdeck in einem blauen, weiten Hemde, um die Hüften einen ledernen Gurt tragend, der mit Pistolen und einem scharfen Beile besteckt war. Ein breitkrämpiger Strohhut beschattete sein gebräuntes Antlitz, in dem sich die Freude jetzt wieder in seinem Elemente zu seyn, unverkennbar abspiegelte. Er schlug einem untersetzten, gegen seine lange Gestalt abstechenden Manne, der ihm auf dem Verdeck entgegen trat, auf die Schulter, und sagte mit besonders freundlicher Miene, die eine Reihe der trefflichst erhaltenen Zähne sehen ließ: „Freund, die hohe See hat doch einen andern Geruch, als das seichte, verunreinigte Hafenwasser, in dem die Weiber ihre Hemden waschen."

Der Lieutenant Catineau nickte holdselig und schlug sich Feuer zu einer Pfeife an, die zu Malparts Bedürfnissen nicht gehörte. Stahl und Schwamm einsteckend und den trockenen Tabak anrauchend, entgegnete der dicke Bretagner: „Das Ding mit dem Meere ist, bei Gott! sehr wunderbar. Da hab' ich mir bei der alten Susanne in dem vermoderten Loche, wo ich gern für das Maß deshalb einen Sous mehr gab, zu meinem Vergnügen täglich die Zeitungen vorlegen lassen. Rechne ich diesen zufolge all den Thee, den Rum, den Zucker zusammen, den der Kaiser hat ins Meer schütten lassen, so müßte es längst zu Punsch geworden seyn, und zähle ich all die Pulverfässer und die Tausende von englischen Seekälbern, die unsere Zeitungen in den Grund gebohrt haben, so sollte das ein Geruch seyn, der sich verspüren ließe. Gevatter, empfindet Ihr etwas?"

Catineau lachte selbst über seinen Witz, so daß es Malpart nicht zu thun brauchte.

Malpart entgegnete: „Ihr habt ein vortreffliches Gedächtniß, Lieutenant! Jetzt fällt es mir auch ein, daß ich Eurem achten oder zehnten Buben meinen Vornamen gegeben habe. Aber wie kommt Ihr heute auf den Gevatter, den Ihr vier Jahre lang vergessen habt?"

„Was soll ich sagen, Kapitain!" antwortete Catineau, „Ihr kennt meine Schwächen noch nicht. Ich kann, Gott verdamme mich! niemals die See befahren, ohne Herzweh zu bekommen. Ich habe verteufelten Muth, ich packe einen englischen Seedrachen mit den Zähnen an, aber beim heiligen Sebastian, der auf dem Meere immer mein Schutzpatron ist, das Schiff ist mir zuweilen zu klein, ich muß heraus, es prickelt mich, es — "

„Ja, nun was?"

„Ich vergesse auf dem Wasser nie, daß ich von meiner Frau noch nicht geschieden bin, daß ich mit einem schwarzen Teufel in meinen jungen Jahren Kinder gezeugt, von denen sich eins auf Euch, Kapitain, als Pathen berufen kann, und daß mich die alte Hexe schon tausendmal in die Hölle gewünscht haben mag. Aber Ihr wißt, Gevatter, ob ich in Havre Zeit habe, an Martinique und meine Mulatten zu denken."

Der abergläubische Bretagner hörte noch nicht auf, sein Gewissen wegen seiner in einem andern Welttheile verlassenen Familie zu beschwichtigen. Er wünschte die Meinung des Kapitains zu hören, ob ihm die Verwünschungen seines schwarzen Weibes, die ihn auf dem festen Lande in keine Furcht setzten, auf der offnen See schaden könnten, wenn er ihn wieder Gevatter nenne und zuweilen an sie denke? Doch war Malpart jetzt schon mit einer andern Scene beschäftigt.

Im untern Schiffsraume hatte der Lärm immer zugenommen. Das Spiel führte zu Uneinigkeiten. Die Streitenden zogen die

Andern in ihre Sache hinein, und es war jetzt zu Thätlichkeiten gekommen. Man stürmte auf das Verdeck hinauf, sich mit Waffen und Verwünschungen verfolgend.

Malpart trat wüthend den Andrängenden entgegen, gebot mit fürchterlicher Stimme Ruhe und zog die Urheber dieser Störungen des Schiffsfriedens hervor. „Habe ich Euch," schrie er, „aus Euern schmutzigen Spelunken getrieben, damit Ihr mit Euern giftigen Kehlen diese Räume verpestet? Mußtet Ihr nicht den Koth von Euern Händen waschen, als ich Euch der Ehre würdigte, unter mein Regiment zu treten? Sprecht, was war die Absicht Eurer unfläthigen Worte, oder Ihr könnt im Nu zu der Abwechslung kommen, von den Fischen benagt zu werden!" —

Von den beiden Unruhestiftern war der eine den Matrosen, der andre den Kanonieren beigeordnet. Sie hatten eine Rangstreitigkeit veranlaßt, die immer heftiger wurde, als sie anfingen an die Vertheilung der Beute verschiedene Ansprüche zu machen. Hier sollte den Kanonieren, dort den Matrosen ein größerer Antheil gebühren. Die Uebrigen hatten Partei genommen, weil es ihrer eigenen Sache galt, und Malpart sah ein, daß er ein scharfes Beispiel aufstellen müsse, wenn er ähnlichen Excessen vorbeugen wollte.

„Ich werde Euch zeigen," sagte er nach einer Pause mit bitterm Lachen, „wornach sich Eure Portionen richten sollen. Wer von Euch Beiden ein kleines Kunststück, das Ihr jetzt produciren sollt, am längsten auszuhalten vermag, kann auf einen besondern Vorzug rechnen. Die Winde in Bereitschaft, Stricke her und ein paar Vierundzwanzigpfünder!"

Die armen Schelme! Es war die grausamste Procedur, die mit ihnen vorgenommen werden sollte; aber die Uebrigen lachten und beklatschten die witzigen Einfälle ihres Kapitains. Es fielen ihnen alle die peinlichen Strafen der Criminalordnung des Seelebens bei, deren schmerzhafte Erfahrungen sie in früheren Tagen

vielleicht selbst gemacht hatten, und deren Erinnerung nun zwei Andern, die sie selbst nicht waren, auf eine Zeit Höllenpein verursachen sollte. Man setzte die Unglücklichen auf die beiden Enden des Holzes an der Schiffswinde, band sie fest, hing ihnen die schweren Kugeln an die Füße, gab der Winde eine kreisende Bewegung, und ließ die beiden Hadersüchtigen einen Spazierritt machen, der um einen halben Fuß ihre Beine ausreckte. Als man sie abnahm, konnten sie nicht aufrecht stehen und mußten in den inneren Schiffsraum getragen werden.

„Junge, wirst Du auch Deine Hoffnungen auf die Beute so hoch spannen?" fragte Malpart nach dieser Execution der alten Marthe Schwestersohn, der mit Schrecken diesem Schauspiele beigewohnt hatte. Dieser antworte nichts, lief in die Küche, wo er angestellt war, und dachte bei sich, daß er sich ja auf Helenen berufen könne, wenn man einmal Lust hätte, seiner Länge auf diesem Wege eine halbe Elle zuzusetzen, oder ihn sonst grausam zu bestrafen.

Der gute Jaques! Er hatte sich noch nicht auf Herrn Bernard berufen; hätte er es aber gethan, wie würde man ihn ausgelacht haben!

Bei einbrechender Nacht gab Malpart den Befehl, das Schiff links zu wenden und nach der Richtung nach Ostsüdost zu steuern. Er mußte sich nicht zuweit in den Kanal wagen wollen, sondern schien das Ufer des Calvados zu suchen, obschon dies eine wegen der berüchtigten Klippen in dieser Gegend schwierige Fahrt war.

Mitternacht kam heran. Es war auf dem Schiffe ruhiger geworden; nur die ausgestellten Posten bewiesen, daß der Kutter seinen wachsamen Namen nicht mit Unrecht führte.

Allmählig aber scholl ein Flüstern durch diese Stille hin, und man hörte, daß sich der im Mastkorbe wachende Matrose mit den unten Befindlichen in Correspondenz setzte.

„Ein ferner weißer Punkt." —

„Das Leuchten des Meeres." —

„Versteht sich, es ist nichts; und doch — es bewegt sich." —

„Dummheit! wir bewegen uns, und was Du siehst, kann also nicht stille stehen." —

„Das ist wahr, als ich einmal in einem verschlossenen Wagen von Havre nach Harfleur fuhr — Aber, straf' mich Gott! es wird größer." —

„Ja, ja, ich seh's nun auch." —

„Es ist ein Segel und etwas Blaues." —

„Das ist die Lunte über den Kanonen." —

Ein Blitz, ein Schuß, ein Gepolter im Takelwerk, wie von einer durchfahrenden Kugel.

Jetzt wurde es auf dem Hahn lebendig, man griff zu den Waffen, Malpart sprang aus der Kajüte, kommandirte und sah zu gleicher Zeit durch ein Nachtteleskop.

Es war nicht mehr nöthig, eine Goelette stand auf einige tausend Schritte in der Nähe.

„Wer seyd Ihr?" tönte es jetzt durch ein Sprachrohr vom andern Schiffe; „steckt Eure Flagge auf, setzt ein Boot aus und schickt Eure Pässe!"

Malpart fluchte, daß es ein Franzose war, der durch das Rohr sprach; es war ein französisches Kriegsschiff, hier zur Bewachung der Küste postirt. „Die Jolle heraus, Catineau!" rief er, „wo steckt der meineidige Wanst, der seine Frau und zehn Kinder betrogen hat?"

Catineau kam eben aus der Hängematte, er rieb sich die Augen und sagte gähnend: „Heilige Jungfrau, ich habe von ihr geträumt, das heißt nicht von der Jungfrau, sondern —"

— „Ersticke in Deinem Geschwätz!" rief Malpart, denn das Sprachrohr tönte von Neuem, und die blauen Flammen zuckten auf der Goelette, um die erste Begrüßung zu wiederholen. Aber

schon stand Catineau mit einigen Leuten in der hinuntergelassenen Jolle.

Nach einer Viertelstunde kam er zurück. Man hatte ihn scharf examinirt, seinen Kaperbrief sehr genau durchsucht, und der Kommandant der Goelette sollte gesagt haben: „Bernard ein Kaper? Wie kommt der gute Mann, den ich gar wohl kenne, auf ein solches Handwerk?“ —

„Das Verwundern steht ihm frei“, sagte Malpart lachend, strich dem jetzt erst wieder munter gewordenen Catineau die Backen und ließ die Jolle heraufziehen.

Der Hahn drückte noch eine Stunde lang die Augen zu und überließ sich ungehindert den schaukelnden Wellen.

„Kapitän, was fällt Euch ein? Hat je in den Gewässern des Kanals die französische Flagge stolzer geweht, als auf jenem Segler, der nur in Dieppe oder Boulogne erbaut seyn kann?“

Malpart hatte dafür kein Auge. Mit Tagesanbruch hatte sich der Hahn wieder vom Ufer abgewandt und gegen Mittag ein Fahrzeug bemerkt, das jetzt in einer geringen Entfernung als französischer Kauffahrer ansichtig wurde. Wenn es der Delphin des Herrn Bernard selbst gewesen wäre, so hätte ihn sein treuloser Kapitän angegriffen.

Alles war zu einem hartnäckigem Kampfe in Bereitschaft gesetzt; die Mannschaft war theils unter Gewehr, theils an die Geschütze vertheilt, die Enterhaken waren bereit, alle Hindernisse in dem Raume aus dem Wege geräumt und die Munition an sichere Stellen untergebracht, ja, ein weites Gewebe von Stricken, die ihnen besser um den Hals gehört hätten, wurde über die Kampfbereiten ausgespannt, um sie vor den Flintenkugeln zu sichern.

Der Kauffahrer drückte durch das Sprachrohr seine Verwunderung aus, daß eine Flagge die andere angreife, er sey von Dieppe und segle mit Fabrikaten nach der Bai von Biscaya.

„Feuer!" war Malparts einzige Antwort, und die lange Kanone spie eine Kugel aus, die jedoch das angegriffene Schiff nicht zu erreichen schien.

Dieses zeigte keine Lust, sich mit dem im vollsten kriegerischen Zeuge befindlichen Kutter in einen Kampf einzulassen. Es setzte alle Segel auf, und suchte sein Heil in der Flucht.

Aber auch der Hahn entfaltete jetzt die Federn seines Krummschweifes, und kam dem Kauffahrer bald wieder so nahe, daß dieser wider Willen zum Kampfe gezwungen war. Noch einmal suchte er durch einige Manövers sich ihm zu entziehen; er strich das Steuerruder nach dem Backbord, in der Absicht, über den Spiegel des Hahns wegzugehen. Er hätte dann eine volle Ladung (und man sah, daß er so viele Kanonen führte, als der Hahn) auf die ganze Länge seines Angreifers gegeben, die Verwirrung vielleicht benutzt, und sich der unangenehmen Möglichkeit, zuletzt dennoch in den Grund gebohrt zu werden, entzogen.

Aber Malpart besaß Augen, und vortreffliche, und Kenntnisse, die ihm in besserer Lage Ehre gemacht hätten. Er kommandirte kaltblütig: „Aufluven!" und als dies dicht am Winde geschehen war und die eine Batterieseite eine volle Ladung gegeben hatte, daß an dem Kauffahrer die Splitter krachten, von Neuem: „Jetzt quer vorbei an seinem Spiegel!" und dies Manöver gelang so vortrefflich, daß der Hahn nur von den Kanonen in der Konstablerkammer bestrichen und einem schwach unterhaltenen Gewehrfeuer ausgesetzt wurde. Die Flagge des fremden Schiffes war abgeschossen, die Taue, die das Vormarssegel hielten, waren untauglich gemacht, und jeder Versuch, sie wieder zusammen zu flechten, mißlang. Jetzt rief der siegestrunkene Malpart: „Die Steuerruder beigestrichen! Bord an Bord! Hieher mit den Enterhaken!" Er selbst war der

Erste auf dem bedrängten Schiffe, Catineau der Zweite, und seine raubgierige, aber tapfere Mannschaft folgte ihm, in wildem Anlauf.

Auf dem Halbverdeck kam es zu einem mörderischem Gefechte mit der kleinen Besatzung des Kauffahrers, die sich auf das Aeußerste vertheidigen wollte. Die Räuber waren aber auch der Zahl nach im Vortheil, die Angegriffenen bestanden kaum aus vierzehn Köpfen, von denen viele schon durch den ersten Kampf untüchtig gemacht waren. Malpart wirft sich mit wahnsinniger Mordbegier unter dies kleine Häuflein, im Nu hat er dem fremden Kapitän den Kopf gespalten, sein blutiger Säbel metzelt unter den Bedrängten, deren tapfere Gegenwehr der Uebermacht weichen mußte. Ein kleiner Rest zog sich die Schiffstreppe hinunter, und unterhielt von unten ein wirksames Pistolenfeuer; aber Malpart achtete den Verlust einiger von seinen Leuten wenig, die Treppe wurde genommen, die jetzt ohne allen Ausweg Gelassenen theils niedergemacht, theils ergriffen, und das Schiff war in der Gewalt des triumphirenden Kapitäns.

Diese Scene klärt uns über die Bestimmung auf, die Bernards jungfräulichem Kutter von dem eigenmächtigen, grausamen Malpart gegeben war. Wie konnte auch der gute Kaufmann von Havre glauben, daß sich der Kapitän unter seine Befehle stellen würde? daß er einen Lohn annehmen würde für gemachte Beute, die er auf kürzerem Wege unter seine Gewalt brachte? daß er sich von armseligen Advokaten und heruntergekommenen Kaufleuten über die Rechtmäßigkeit seiner Prisen Zeugnisse ausstellen lassen würde? Sein Plan war gefaßt, als er Bernard zum ersten Male auf der Terasse besuchte: es mochte ihm Ueberwindung gekostet haben, durch einen Betrug in den Besitz dieses Schiffes zu kommen, aber seine Lage versetzte ihn in die Nothwendigkeit, seine Gewaltthätigkeit mit der List zu paaren.

„Und warum sollte ich mich auf die Engländer beschränken?" fragte er sich selbst, „das Hemd ist mir näher als der Rock. Ich

habe keiner Nation den Krieg erklärt, sie sind alle meine Freunde, und sie werden sich bemühen, mich mit ihren Geschenken zu erfreuen. Ich habe die ganze Küste entlang meine Vedetten ausgestellt, ich habe eigene Handelswege entdeckt, und will ein Continentalsystem auf die Beine bringen, das viel zu bescheiden ist, um öffentlich hervorzutreten. Im Stillen und Verborgenen will ich wirken und die französische Industrie dadurch auf eine Höhe bringen, für die sie mir vielleicht danken wird. Meine Handelsfreunde spekuliren aber auf Alles. Sie wollen nicht blos englische und ostindische Seidenzeuge, sondern auch französische, die sie patriotischer Weise für besser halten. Sie finden, daß zwar der Zucker aus den englischen Kolonien besonders fest und rein ist, daß er aber mit dem aus dem französischen Pflanzungen nicht die entfernteste Vergleichung aushält. Es ist Menschenpflicht und empfiehlt außerdem im Geschäfte, seinen Freunden nicht nur das Gute, sondern auch das Bessere zuzuführen."

Man sieht, daß Bernards Kaperbrief zum Schutz eines abscheulichen Seeraubes und eines gesetzwidrigen Schleichhandels dienen mußte.

Nachdem die von der Besatzung des eroberten Schiffes übrig gebliebenen sechs Gefangenen in strengen Gewahrsam gebracht und die Gefallenen oder unheilbar Verwundeten ins Meer geworfen waren, nahm Malpart den Inhalt des Schiffes in Augenschein.

Es war sehr schwer beladen mit französischen Fabrikaten, die für Spanien bestimmt waren, um den durch Napoleons Usurpation für jenes Land geöffneten Handelsweg zu benutzen. Der Gewinn entsprach jedoch nicht den Erwartungen Malparts, da ein großer Theil dieser Ladung aus Militäreffekten bestand, deren seine sanscülottische Mannschaft nicht bedurfte, und für welche der Absatz mit großen Schwierigkeiten verknüpft war.

Doch gab er sich zufrieden, als der Rapport über seinen

eigenen Verlust sehr günstig ausfiel. Es hatte mehr Todte als Verwundete gegeben, was ihm nur willkommen war, da den Letztern in Ermangelung eines Wundarztes nichts übrig blieb, als entweder aus eigner Haut wieder zu genesen, oder zu sterben.

Die Krallen des Hahns, die Enterhaken, saßen so fest in dem eroberten Schiffe, daß beide Fahrzeuge dicht und ohne Zwischenraum an einander hingen. Das Takel- und Segelwerk des Kauffahrers wurde in der Eile wieder hergerichtet, das geronnene Blut auf dem Verdeck und der Treppe zur Noth abgewischt, und mit feuchtem Sand bestreut, und der Hahn endlich von seinem überwundenen Gegner gelöst. Malpart gab Befehl, dem Ufer zuzusteuern, und ein günstiger Nordostwind blies in die schwellenden Segel.

Bald sah man aber, daß die Beute dem raschen Fluge ihres Besitzers nicht folgen konnte, man mußte die Segel des Hahns zum Theil einreffen, und erst jetzt hielt dieser mit dem Kauffahrer einen gleichen Schritt.

Je näher man der Küste kam, desto vorsichtiger die Fahrt. Malpart verwandte nur dann ein Auge von seinem Fernrohr, wenn er die Bewegungen des Steuers beobachten wollte. Es galt hier eine doppelte Gefahr zu vermeiden, denn entweder drohte die Inspektion eines französischen Wachtschiffes, oder gefahrvolle Stellen, die in der Nähe der Calvadosfelsen immer häufiger wurden.

Als die Nacht hereingebrochen, und man dicht an diesen Klippen war, stellte sich Malpart selbst an das Steuerruder und lenkte es mit bewundernswürdiger Gewandtheit, die von seiner Erfahrung und Kenntniß des Terrains zeugte. Es mußte der Mannschaft des eroberten Schiffes überlassen bleiben, alle Bewegungen seines Vorgängers nachzumachen, was durch die eingetretene Dunkelheit sehr erschwert wurde. Endlich hatte man den letzten dieser gefährlichen Felsen umschifft, und die Fahrzeuge

wandten sich jetzt im ungehinderten Zuge der steilen unbewohnten Küste der Calvados zu.

Es war schon weit über Mitternacht, als sie endlich einen kleinen, geräumigen, von der Natur gebildeten Hafen erreichten, vor Anker gingen und ihre Mannschaft bis auf die nothwendigen Posten einigen Barken übergaben, die sie durch eine weniger reißende Brandung, als die Wellen an andern Stellen zeigten, ans Ufer setzten.

Noch schienen die Gefährten Malparts nicht alle mit dieser wilden, vom Sternenschimmer nur schwach erleuchteten Gegend vertraut zu seyn. Nur Einige gingen mit ihm voran, unter ihnen Catineau.

„Kapitän," sagte der Bretagner, „das Treten auf festem Boden macht den Menschen wieder zu einer ganz andern Creatur. Ich würde auch meine Gedanken an St. Pierre und die schwarzen Früchte meiner schwachen Stunden unfehlbar auf dem Schiffe gelassen haben, wenn wir nur ein wenig Beleuchtung für diese mulattenfarbige Finsterniß hätten. Um Licht zu erhalten, Kapitän, ist, glaub' ich, das beste Mittel, welches anzumachen."

Malpart sagte kurz: „Noch nicht!" und pfiff auf einem Rohre, als hätte er einen Vogel locken wollen.

Alles still.

„Verdammt!" rief der Kapitän, nachdem er den Ton wiederholt, und Nichts geantwortet hatte; „will man mich äffen! Eine Fackel angezündet!"

Catineau war schnell bei der Hand, und ein Kienspan loderte hell auf.

Malpart sah sich nach allen Seiten um und stieg weiter; die Uebrigen folgten ihm; er schien den Weg sehr gut zu kennen. Jetzt stand man vor zwei Felsen, die die Natur zu einer Pforte geformt hatte. Malpart pfiff noch einmal in diesen Eingang: keine Antwort. Er trat fluchend hinein, und man sah einen geräumigen

Thalkessel, der mit Hütten, Zelten und Waarenschuppen bebaut war.

„Sie müssen hier seyn," brummte Malpart; „wo sollten diese Zurüstungen herkommen? Hat man die getroffene Verabredung nur halb erfüllt?"

Als die ganze Mannschaft in diesen Raum getreten war, fielen plötzlich am jenseitigen Ende der Thalhöhlung einige schwache Lichtstreifen in das Dunkel, sie wurden heller, man hörte Stimmen, einen Anruf, und mehrere bewaffnete Männer traten den Kommenden entgegen. Man wechselte Erkennungszeichen, sie trafen zusammen und Malpart erlaubte jetzt seinen Leuten, hier eine kurze Zeit zu rasten.

Diese Begegnung mit den Schleichhändlern war längst verabredet. Hier war der Ort, wohin Malpart seine Prisen bringen wollte. Von hier aus ließen sich die erbeuteten Waaren vortrefflich auf die Landstraßen schaffen, auf denen ihm der Gewinn wieder zurückfloß, den er mit den Gefährten seiner Siege theilen wollte.

Malparts Glück war so groß als seine Kühnheit. Er machte sich an die verzweifeltsten Unternehmungen und sie schlugen ihm nicht fehl. Seine Ueberlegenheit nahm mit der Gewandtheit zu, die sich seine Mannschaft in zahlreichen Angriffen erwarb, und ebenso mit dem Selbstvertrauen, das die sie krönenden Erfolge ihr einflößten. Die gute Ausrüstung beflügelte die Schnelligkeit des Hahns, wenn er vor einem englischen Kriegsschiffe floh, Bernards Kaperbrief schützte ihn vor den Visitationen französischer Seits, und der abgelegene unzugängliche Hafen entzog ihn vollends jedem Verfolger, der die Kenntniß der Gegend nicht voraus hatte.

Jaques nahm gezwungen an allen diesen Verletzungen des Rechts, des Eigenthums und der gegebenen Vollmacht Theil. Seine Jugend schützte ihn noch vor dem Tragen der Waffen, und

seiner Unerfahrenheit ließ sich bei der Bedienung des Schiffes nichts Wichtiges anvertrauen. Er hatte vielfach den Versuch gemacht, aus dieser ehrlosen Gemeinschaft zu entfliehen; aber theils die Unkenntniß der Umgebungen des Landungsplatzes, theils die Menge der rings herum ausgestellten Posten, und die Erinnerung an mehrere mißglückte und scharf geahndete Versuche des Entkommens schreckten ihn ab, dieses einzige Mittel seiner Befreiung aus einem so abscheulichen Verhältnisse von Neuem zu versuchen. Es blieb ihm nichts übrig, als in seinem bescheidenen und unblutigen Wirkungskreise, in der Schiffsküche, zu verharren, und sein Heil von der Zukunft zu erwarten, die ihm entweder Befreiung und Anerkenntniß seiner Unschuld, oder einen unverdienten Strick brachte.

Der Schiffskoch, Meister Tidetail, ließ sich ertragen, wenn er einigen Hühnern oder Tauben die Hälse umgedreht hatte. Dann sprach er mit seinem Attaché in besonders freundlichem Tone, und nannte ihn, den er sonst nur Schelm, Spitzbube, Hungerleider, Landratte hieß, auch wohl einmal: mein lieber Junge!

Ein solcher Augenblick war jetzt erschienen. Die beiden Hülfsquellen für den immer hungrigen Magen des Hahns saßen in der Küche beisammen und ließen sich in ihren Geschäften durch nichts stören, nicht einmal dadurch, daß der Hahn so eben in ein Gefecht gerathen war, und man über und neben ihnen Kanonen und Flinten abfeuerte.

„Nicht säumig, mein Sohn," sagte Meister Tidetail zu Jaques, der sich damit beschäftigte, einem Huhn die Federn auszurupfen, „das Diner richten wir doch nicht umsonst an. Hackt der Hahn, unser Freund und Ernährer, jenem Seedrachen, der, wie ich höre, keine schlechten Kanonen im Raum hat, die Augen und die Seele aus, so werden wir vielleicht einige Verdauungswerkzeuge weniger zu befriedigen haben, weil es uns an Abgang nicht fehlen wird, aber die glorreichen Helden werden dafür desto mehr

bedürfen. Behalten die Rothröcke oder gar die Blauröcke, unsere guten Freunde und Landsleute, die Oberhand, so werden sie mein Essen auch nicht stehen lassen. Dafür habe ich die Kochkunst nach Grundsätzen studirt."

Ein donnernder Schlag fiel zu Häupten des Speisemeisters nieder, eine Kanonenkugel mußte bis in das zweite Verdeck gefahren seyn.

„Man will unsern Herd mit Feuer versehen," fuhr der Gastronom fort, „als fürchtete man, nur kalte Speisen auf dem Hahn zu finden. Nein, meine Herr'n Engländer oder Franzosen, gleichviel, wir werden auch heute unsere vier Gänge zu Stande bringen. Aber wie ist's? es ist heute Dienstag, Seekrebs; soll ich Dich daran erinnern, daß auf Morgen die Linsen verlesen seyn müssen?"

Während eines Treffens pflegte Meister Tidetail seine Vorwürfe nicht mit Thätlichkeiten zu begleiten; denn er machte den richtigen Schluß, daß ihm in einem solchen Moment eine Kugel die aufgehobene Hand wegreißen könnte, und er sich dann den Vorwurf machen müßte, sie nicht hübsch am Leib gehalten zu haben.

Jaques war schon auf- und in eine an die Küche stoßende Kammer gesprungen, wo die Vorräthe der Lebensmittel aufgespeichert lagen, um den Linsenbedarf in die Küche zu holen.

Inzwischen nahm der Lärm des Gefechts immer mehr zu, das fremde Schiff unterhielt ein schnelles, und wie man aus den einschlagenden Kugeln sah, wirksames Feuer. Meister Tidetail war nicht so kühn, als er sich in seiner Küche das Ansehn gab. „Wenn sie doch enterten!" rief er einmal über das andere; aber der Geschützdonner war so stark, daß er diesen Ruf selbst nicht vernahm. Er machte Jaques ein Zeichen, er solle sich nach dem Kampfe umsehen, doch weil er wußte, daß sich vor dem Entern Niemand auf dem Verdeck ohne Waffen blicken lassen durfte, rieth er ihm, durch eine bei der Konstabelkammer befindliche Oeffnung zu lauschen.

Jaques besaß für sein Alter viel Unerschrockenheit, und er

zögerte keinen Augenblick, den Befehl zu erfüllen. Als er an die bezeichnete Stelle kam, unterschied er deutlich, daß das angegriffene Schiff ebenso aufgelegt zum Entern war, als das angreifende. Die Flagge war an jenem abgeschossen, er wußte also nicht, mit wem es Malpart zu thun hatte; doch sah er, daß er nur mit einem Kauffahrer angebunden. Jetzt lösten die Fremden ihre Haken von den Spieren, auch die Krallen des Hahns streckten sich aus, und die beiden Schiffe fuhren heftig an einander. Dadurch war Jaques verhindert, mehr zu sehen; er eilte zu Meister Tidetail zurück, den aber das schreckliche Getöse des Handgemenges aus der Küche vertrieben hatte. Er suchte ihn vergebens; denn der alte Gastronom hatte sich in den abgelegensten Schlupfwinkel versteckt.

Jaques horchte, ob sich das Gefecht nähere oder entferne: es entfernte sich. Er wagte sich halb auf das Verdeck, die Gegner waren auf ihr Schiff zurückgedrängt und offenbar im Nachtheil. Aus einzelnen Fetzen der Flagge, die er, weil der Pulverdampf sich verzogen, unterscheiden konnte, entnahm er, daß der Angriff einem hanseatischen Kauffahrer, der unter französischer Flagge segelte, galt.

Jaques trat auf das Verdeck, das er mit Leichen und Verwundeten bedeckt fand. Er sah die geringe Anzahl, bis auf welche die fremde Mannschaft geschmolzen war, sich immer weiter zurückziehen, sah, wie sie sich immer mehr zusammendrängte und von allen Seiten umringt wurde. Nur im Vorgrunde leistete noch ein Verzweifelter den lebhaftesten Widerstand. Er hieb mit beispielloser Gewandtheit um sich, seinen Rücken an dem noch unversehrten Fockmast schützend.

Jaques wurde von diesem Schauspiel mächtig angezogen, es regte sich in ihm der Wunsch, dem Tapfern in dem ungleichen Kampfe beizustehen; doch er hätte ihm damit wenig geholfen.

Aber Himmel! dieser junge Mann war ihm nicht unbekannt!

Er strengte sein Auge an, er verwünschte die Säbelklingen, die ihn verhinderten, die Züge des Fremden sicher zu fassen; aber es gelang: es war kein Zweifel mehr! Es konnte Niemand anders seyn als Alfred Dumallet, sein Wohlthäter, der Mündel Bernards, der Freund Helenens. — In diesem Augenblick zuckte ein Säbelhieb und der Unglückliche sank zusammen.

In Entsetzen und Schmerz wurzelte der treue Jaques fest am Boden: er hatte Alfred beispringen wollen, in dem Augenblicke, als er ihn sinken sah. Die Sinne schwindelten ihm, und er mußte sich an einem Pfosten aufrecht halten. Als seine Besinnung wieder zurückkehrte, hatte sich der Kampf auf eine andere Seite gezogen; er sah den Erschlagenen in seinem Blute liegen, und es durchzuckte ihn der Gedanke, ob eine Hülfe nicht noch möglich sey.

Ohne Zögern sprang er über Bord auf das eroberte Schiff, stürzte auf den noch lebenden, aber stark verwundeten Alfred zu, und trug ihn mit aller Anstrengung, deren sein junger Körper fähig war, auf das Schiff seines Vormunds, unbemerkt von den in der Hitze des Kampfes Begriffenen. Er vermied sorgfältig, eine Blutspur zu zeichnen, und ohne noch zu wissen, was er mit ihr beginnen sollte, trug er seine Beute in das Innere des Schiffes.

In diesem Momente trat eine plötzliche Veränderung der Scene ein. „Ein Segel! Ein Segel!“ rief man von allen Seiten, und in der That ließ sich in der Ferne ein weißer Punkt sehen, der sich dem Schauplatz merklich zu nähern und gerade auf ihn loszusteuern schien.

Malpart, der wie Achill aus allen Kämpfen unverwundet hervorging, gebot augenblicklich den Rückzug, der in größter Ordnung vollführt wurde.

Einige Kommandos und der Hahn war segelfertig.

„Die Küste leewärts!“

Unter tausend Verwünschungen des gestörten Kapitäns suchte das Fahrzeug das Weite zu erhalten. Die Fahrt konnte aber

durchaus nicht mit jener vogelschnellen Eile von Statten gehen; denn die Federn des Hahns, seine Segel, waren von der heftigen Gegenwehr des Hanseaten nicht wenig gerupft worden. Man unterschied deutlich wie das herbeieilende Schiff sich der im Stiche gelassenen Beute nahte und sich dann mit ihr zur gemeinschaftlichen Jagd vereinigte. „Ein schlechter Bundesgenoß!" sagte Malpart, der den Zustand des Hanseaten kannte, und er hatte Recht, der Kauffahrer mußte bald zurückbleiben.

Als die Nacht herankam, sagte der Kapitän: „Wir haben uns angestrengt, sind müde, und wollen uns dem Schlafe nicht entziehen. Wer nicht Posten zu stehen hat, mag in seine Hängematte kriechen!"

Man sieht, wie wenig er befürchtete. Er sah noch einmal durch das Nachtrohr, war sehr beruhigt, und ging in seine Kajüte.

Es gab auf dem Schiff eine Stelle, die nur Jaques betrat, nicht einmal Meister Tidetail, der es unter seiner Würde gehalten hätte, dahin zu gehen, wohin er nur seinen Gehülfen zu schicken brauchte; dies war die Speisekammer, und hieher hatte er seine theure Last getragen, jetzt beklagend, daß er sie nicht auf dem nun geretteten Schiffe gelassen. Alfred lebte, aber er war dem Tode geweiht; alles ließ das Aeußerste befürchten. Seine Wunden konnten gefährlicher seyn, als sie jetzt schienen, er konnte Jaques unter den Händen sterben. Wurde er entdeckt, so traf ihn das Loos, das Malpart allen seinen Gefangenen zutheilte. Er wurde ausgesetzt, dem Hunger, dem Winde, den Wellen preisgegeben. Erkannte Malpart in ihm wohl gar einen Bekannten aus Havre, so würdigte er ihn des frischesten Stricks und der höchsten Segelstange.

Armer Jaques! Du hast Dein feinstes Hemd, das Dir die Tante gegeben, zerrissen, um die Wunden Deines geliebten

Gönners zu verbinden. Er hat Dich erkannt, Dein lieber Herr Alfred, als er die Augen zum ersten Male aufschlug und gelächelt, als er sie wieder vor Schwäche schließen mußte. Du hältst ihn im Arm, und bist doch von ihm nicht gesehen, sondern nur geträumt worden: denn Alfred hält sich für todt, und freut sich der Zusammenkunft, die er an der Pforte des Paradieses mit seinen Lieben hat.

Treuer Jaques! Du hast in seinem seligen Traume einen Ehrenplatz neben Helenen, der jungen Rose, die in diesem Momente zu Hause neben ihrem Papa vielleicht Strümpfe für den Winter strickt, zuweilen eine Thräne um den Geliebten perlend, den sie jetzt in das Paradies versetzt glaubt.

Und diesen schönen Traum schläft Alfred auf den Reis- und Linsensäcken der Speisekammer, in den Armen Jaques', der ihn rettete und nicht wußte, daß er ihn aus der Hand des Lebens in die des Todes gab.

Es war still auf dem Schiffe, nur Tidetail schnarchte in der Küche, als wollte er die Zwischenwand durchsägen, und zwei Wachtposten unterhielten sich draußen von der heutigen Affaire.

„Werden sie doch wenigstens zuthun haben, daß sie ihren Wallfisch von dem rothschwarzen Ausschlag wieder rein scheuern," sagte der Eine.

„Nimm mir's nicht übel," fiel der Andere ein, „es müssen doch abgedankte Soldaten darunter gewesen seyn; sie fochten etwa um die Hälfte so gut als wir, will das nicht viel sagen?" —

„Wenigstens," gestand der Erste zu, „führte der junge Narr am Fockmaste eine solide Klinge. Aber was ich da sage! Wo ist der Mensch geblieben? Ich sah, daß ihn unser Linsenverleser Jaques auf die Schultern lud und in's Schiff trug. Wäre er nicht halb nackt gewesen, ich glaubte, der Hallunke habe ihn geplündert."

„Still!" bedeutete der Andere, „was ist das hier hinter der

Wand? „Wer schläft da? Ich habe hier noch Niemand schlafen hören."

Jaques sprang erschrocken auf, bedeckte Alfred so gut er konnte, und machte sich scheinbar etwas zu schaffen; denn die beiden Posten schienen eine Untersuchung anstellen zu wollen.

„Was treibst du noch so spät, Jaques?" rief die eine der auf ihn zutretenden Wachen.

Der Gefragte, eben das Schloß vor die Kammer legend, faßte sich bald und fuhr heraus: „Nun, wollt Ihr morgen die Liebkosungen des Meister Tidetail auf Euch nehmen, wenn ich die Erbsen zu wässern vergessen habe? Wäre es doch über dem heutigen Lärm bald geschehen, wenn ich es nicht eben nachgeholt hätte." —

„Schon gut, Jaques," hieß es, „aber du hast heute von dem vermaledeieten Seelöwen, der uns entwischt ist, einen Gefangenen weggetragen. Was ist das?"

Jaques antwortete herzhaft: „Was ficht Euch an? Freilich habe ich ihn weggetragen; aber es ist meine Schuld nicht, wenn Ihr ihn nicht habt ins Meer fallen hören. Soll der Kapitän unnütze Gefangene ernähren? daß ich's Euch nur im Vertrauen sage, wir verspüren an Reis und Gerste einen empfindlichen Mangel." —

„Du bist ein artiger Bursche," sagte befriedigt der eine der Examinatoren. „Das läßt sich hören," meinte der andere, und sie wandten sich um.

Jaques kehrte behutsam an seinen Ort zurück, legte Alfred auf den weichen Säcken so, daß sein Schlaf nicht bemerkbar wurde, und ging nun auf seine Ruhestelle, wo man ihn am Morgen unfehlbar finden mußte, wenn er keinen Verdacht erregen wollte. Er empfahl seinen Schützling der Obhut der Heiligen, und wiegte sich, noch ehe er Amen gesagt hatte, entschlafen in seiner Hängematte.

Noch lange schwebte das Bewußtseyn über Alfreds geschlossenem Auge, ohne in seinen Sitz, die Seele, wieder zurückzukehren. Das gleichmäßige Schaukeln des Schiffes erhielt diese in dem dämmernden Zustande, dem sie nach heftigen Katastrophen und unter physischen Eindrücken sich immer gefangen giebt. Jaques benutzte jeden freien oder unbewachten Augenblick, um in die Kammer zu seinem schlummernden Gefangenen zu treten. Er täuschte sich nicht, wenn er nach und nach eine Besserung des belauschten, und von ihm für sehr gefährlich gehaltenen Zustandes bemerken wollte.

Die Mittagszeit war vorüber; Meister Tidetail pflegte dann auf den Lorbeeren seiner heut bewiesenen kochkünstlerischen Talente (die bei dem ehemaligen Koch einer reichen Benediktinerabtei in der That nicht mittelmäßig seyn durften) in einem erquickenden Schlaf auszuruhen, und Jaques blieb dann seinem eigenen Willen überlassen.

Durch Alfreds Bewußtseyn fuhren jetzt allmählig einige Lichtblitze der Erinnerung, er hob sein Auge, und richtete es auf den eintretenden Jaques, der sich schon seit gestern von ihm erkannt geglaubt hatte.

Alfred gehörte zu jenen kräftigen Naturen, die stets ihren Willen oder ihr Gefühl zum Beherrscher ihrer Schwäche machen können. Er richtete sich verwundert auf, erstaunte über seine Umgebung und das seltsame Lager, auf dem er sich befand, und fragte Jaques ohne Weiteres, welche Zufälle ihn in diese Lage gebracht hätten.

„Um des Himmels willen, theurer Herr!“ flüsterte dieser, die Hand an den Mund legend, „sprechen Sie leiser! Von einer zu lauten Sylbe hängt unser Leben ab. Erkennen Sie mich denn nicht?“

Der gute Jaques mit seinem starken Gedächtnisse! Alfred wußte sich seiner, den er als Kind zurückgelassen hatte, nicht eher

zu erinnern, als bis sich ihm Jaques durch einige abgebrochene Winke, z. B. „die St. Thomasstraße! lieber Herr Alfred, die alte Marthe! — mein Gott, ihr Schwestersohn, für den Sie immer altes Zeug! — ablegten! der Meister Bernard und Helene, der Engel, der verboten hat, mich auf dem Schiffe zu prügeln!" verständlich gemacht hatte.

Der Name Helenens mußte ihm Alles zurückrufen, was nur je mit ihr in Verbindung gestanden. Wäre Jaques des Mädchens Katze oder ihr Papagei gewesen, jetzt hätte er Alles erkannt und für jedes den rechten Namen gehabt.

Jaques hatte sich den ganzen Morgen auf eine recht kurze und doch Alles umfassende Auseinandersetzung der Zufälle, die Alfred betroffen hatten, besonnen, und jetzt schien er dies umsonst gethan zu haben; denn Alfred konnte des Fragens nach Havre, Herrn Bernard und der schönen Perle, die diese beiden besaßen, kein Ende finden.

Der Arme war auf der Folter; denn er kannte die Kostbarkeit des Augenblicks; er nickte und deutete mit der Hand und blinzelte mit den Augen; aber Alfred wollte über Alles sichere, handfeste, deutliche Worte haben.

Da rief es draußen: „Jaques, soll ich Dir die Ohren abschneiden, daß Du künftig besser hörst!"

Es war Tidetail, der etwas vergessen hatte, und deshalb nicht einschlafen konnte.

Alfred war allein. Die fernen Erinnerungen, die die Erscheinung eines alten Bekannten in ihm erweckt hatten, schwanden vor den nahen, die in voller, kaum verlebter Wirklichkeit vor seine Seele traten. Sie reichten bis zu dem Augenblicke, da er im Kampfe mit Corsaren ermattet, und von einem tödtlichen Streiche getroffen, an dem Mast, wie Cäsar an der Säule des Pompejus, niedergesunken war. Welche Veränderung war mit ihm vorge=

gangen? Wo befand er sich? Was stand ihm in dieser Lage bevor?

Die Aussicht in die Zukunft konnte nicht so trübe seyn, weil er sie nicht kannte. Er gewöhnte sich wieder an die, welche ihm seine Sehnsucht noch vor einem Tage vorgespiegelt hatte, an die Wonne, mit jedem Windstoße seinem Ziele näher zu rücken, an das selige Wiedersehen Helenens, deren Bild ihm in den unseligen Stürmen einer kaum geendigten Laufbahn nicht verloren gegangen war. Mit welchen Erfahrungen, mit welchen Berichten über seine Schicksale wollte er ihre Neugier, ihre liebende Theilnahme befriedigen! Wie ihn der Ruf des Kaisers über den Rhein geführt, wie er in seinen Legionen die Preise der Tapferkeit erworben, wie ihm die in Spanien aufgesteckte Kriegsfackel plötzlich von den Ufern der Elbe über die Pyrenäen geleuchtet, wie er die Mühseligkeit dieses Weges, die Anstrengung des mörderischen Kampfes auf der iberischen Halbinsel ertragen, zuletzt aber einer Wunde unterlegen sey, die ihm die Entlassung bewirkte, und wie er es jetzt dem schnellen Fluge des Apollo, eines hanseatischen, von ihm in Bordeaux bestiegenen Schiffes verdanke, daß er die Geliebte in seine Arme schließen könne — das Alles hatte ungeduldig auf seinen Lippen geschwebt, um von Helenen gehört zu werden, und er vergaß wieder seine räthselhafte Lage, und träumte sich in die Hoffnungen hinein, die er sich einmal gewöhnt hatte, als die nächste, süßeste Gewißheit zu denken.

Da erschien, leise auftretend, der besorgte Jaques wieder mit seinen Warnungen und Bedenklichkeiten, und all den Thatsachen und Aufklärungen, die Alfreds Träume zerstören mußten.

Alfred sah ein, daß seines jungen Freundes Schultern noch zu schwach waren, um die ganze Last seiner Rettung und der Verantwortlichkeit derselben auf sich zu laden. Er hätte gewünscht, diese schwierige Angelegenheit, deren glücklicher Erfolg nur

sein eigener Nutzen war, auch auf seine eigene Rechnung zu nehmen.

Aber wie konnte er das thun? Es mußte genug seyn, daß Alfred das Geheimniß seiner Verborgenheit selbst nicht zu verrathen versprach, daß er durch kein unüberlegtes Wagniß sein eignes und Jaques Verderben herbeiführen, sondern in Geduld abwarten wollte, was der Zufall, oder, wie sein junger Freund sagte, eine gnädige Fügung der Heiligen, ein Wunder, zu ihrer Rettung thun würde. Der Versteck war vor jeder Nachsuchung sicher; dies blieb für den Augenblick ein Anker, fest genug für so schwache Hoffnungen.

Malpart ließ sich durch die jüngste, eine seiner besten Eroberung störende Dazwischenkunft der Gerechtigkeit nicht sogleich bewegen, seinen schützenden Hafen wieder aufzusuchen, den er nur betrat, wenn er sich vor Stümen bergen, oder seiner Beute entladen wollte.

Doch waren ihm die folgenden Tage nicht günstig, weil das gute Geschick die begegnenden Schiffe aus den Kreisen zog, die Malpart zum Schauplatz seiner Gewaltthätigkeiten gemacht hatte, oder weil ihm die Nähe der Wachtschiffe zu viel Mißtrauen in den Erfolg seiner Angriffe einflößte. Als daher nach einiger Zeit die See von widrigen Winden bestrichen wurde, die er meiden mußte, wenn er Herr seiner Fahrt bleiben wollte, so wandte er sein Schiff, die Vorzeichen eines nahen Sturmes sehr klug berechnend, der Küste zu, wo er bald die Hafenbucht erreichte, welche er heute zum ersten Male ohne Beute begrüßte.

Alfred hatte zu seiner Rettung einen Plan gefaßt, der unter den vielen, die zu überlegen ihm seine Einsamkeit Muße gab, sich zuletzt zwar als der kühnste, aber auch der sicherste herausstellte.

Es war der sicherste, weil der einzig mögliche.

Wie, wenn er, die Stille der Nacht benutzend, seinen Aufenthalt verlassen, die Wachen des Schiffes vermieden, sich ins Meer gestürzt und das Ufer zu erreichen gesucht hätte? War er nach so heftiger Verwundung stark genug, schwimmend die schäumende Brandung zu besiegen? Würden die Wachen ihre Ohren verstopft haben, daß sie seinen Fall nicht gehört, oder die am Ufer ausgestellten Posten ihre Augen verschlossen haben, daß sie ihn nicht landen gesehen hätten? Dies Unternehmen mußte mißlingen.

Nur der Plan, den Alfred wirklich in Ausführung brachte, schien die Möglichkeit des Entkommens zu einer schwachen Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Es war schon später Abend, als vom Hahn aus das in der Bucht unterhaltene Wachtfeuer erblickt wurde. Diese Dunkelheit war die einzige Hülle, unter der Alfreds Wagniß gelingen konnte. Das Schiff hatte seinen gewöhnlichen Ankerplatz erreicht, die mächtigen Eisenhaken wurden in die Tiefe hinabgerollt und das Fahrzeug stand unbeweglich. Ein großes Boot wurde hinabgelassen und die Mannschaft in ihrem zerlumpten Anzuge, mit gebräunten Gesichtern, und fluchend über die schlechten Erfolge des diesmaligen Ausflugs, versammelte sich an dem Seile, an welchem man in die unten wartende Jolle hinabstieg. Einige Leute blieben zurück, und die übrigen ließen sich nacheinander an diesem Seile hinunter. Das Boot stieß ab, Alfred befand sich auf demselben neben dem zitternden Jaques.

Die Dunkelheit verhinderte jede Erkennung. Das Boot arbeitete sich geschickt durch die Brandung, es legte an einer seichten Stelle an und die Männer sprangen ohne Ordnung, wie ein jeder die Entfernung des Bords vom Ufer maß, heraus.

„Was seyd Ihr lange ausgeblieben!" sagte ein kleiner, in Reisekleidern befindlicher Mann, von ansehnlichem Emponpoint, der den Ankommenden mit mehreren Fackelträgern entgegentrat.

„Wenn man nach der Zeit schließen darf, so müßt Ihr eine Ladung von dreihundert Tonnen haben.“ —

„Seht, seht, Meister Guinand! wie kommen wir zu dieser Ehre?“ fragte Malpart überrascht, den Angeredeten hier zu treffen.

„Was soll ich warten?“ entgegnete Guinand, ein angesehener Kaufmann aus Caen. „Mir gehen die Farbestoffe aus, Euere Gewürzsendungen werden selten, und mit den spanischen Weinen, die Ihr mir schon vor einem Monat versprochen, habt Ihr noch nicht Euer Wort gelöst.“

„Bedaure, Meister, daß Ihr da so beschwerliche Reisen unternehmt.“ —

„Was liegt daran, Kapitain! Man opfert sich auf, man giebt für seine Kunden Alles hin. Ich gestehe Euch, daß ich Euch jedes Procent allein zuwenden würde, wenn ich die Nachfrage befriedigen könnte, die mich seit acht Tagen in Indigo, Cochenille und Aehnlichem in Verlegenheit setzt.“

Malpart war viel zu vorsichtig, als daß er zu seinem sichersten Abnehmer von mißlungenen Unternehmungen hätte sprechen sollen. „Nun, es wird uns ja nicht fehlen, wenn es einmal da seyn muß,“ sagte er ausweichend und lud dann seinen Gast ein, ihm in seinem Zelte die Ehre zu geben und sich nach so schwieriger Reise bei einem erwärmenden Glase Arrak zu erholen.

Alfred und Jaques hatten dies Gespräch schon längst benutzt. Sie waren unbemerkt dem Lichtschimmer ausgewichen, hatten die Männer vorbeigehen lassen und sich unverzüglich auf den Weg gemacht. Jaques hatte von seinen frühern Entweichungsversuchen her noch einige Kenntnisse der Oertlichkeit, er wußte, wo in der nächsten Umgebung die Schleichhändler ihre Posten auszustellen pflegten, und gab ziemlich sicher die Wege an, die sie einschlagen mußten. Aber in diesen verworrenen

Schluchten war der Kundigste der Gefahr des Verirrens ausgesetzt; die zunehmende Dunkelheit entzog dem Auge jede Berechnung der verschlungenen Pfade, und Jaques' Terrainkenntniß war bald zu Ende. Die beiden Flüchtlinge standen vor einem Felsen, der von keiner Seite zugänglich schien; er versperrte ihnen den Weg, sie mußten wieder zurück, aber einige Schritte und sie waren auch vom Pfade abgeschnitten, der sie hierher geführt hatte, ein einziger unvorsichtiger Tritt hätte sie in die Tiefe hinabstürzen können.

Was ließ sich in dieser Lage thun? Sie mußten den Anbruch des Morgens abwarten, und die Gefahr, in der sie jetzt schwebten, mit der andern, von Spähern und Verfolgern entdeckt zu werden, vertauschen.

Nach vielen peinlichen Stunden und nach einigen mißlungenen Versuchen, wieder auf einen betretenen Pfad zu kommen, lichtete sich allmählig die Gegend.

Es ließ sich jetzt die Lage unterscheiden, in der sie sich befanden. Sie standen dicht am Abhange eines tiefen Bergkessels rings von schwarzen Felsen umgeben, die an manchen Stellen so morsch waren, daß sie bei der leisesten Berührung sich abschieferten. Endlich entdeckte Jaques den Weg, den sie in der Nacht verloren hatten; sie waren schon weit über die Gegend hinaus, die ihm noch bekannt war, doch setzten sie ihre Flucht bald kriechend, bald sich bückend, und nur selten auf einem freien Wege fort.

Aber die Gaben des Geschicks sind treulos. Die kleine Strecke eines gebahnten Pfades, welche die Flüchtlinge mit der Hoffnung, aus dem Bereich ihrer Feinde zu seyn, betreten hatten, gab sie am Ende in die Hände derer, denen sie sich entronnen glaubten. Die Drohungen Alfreds, sein Widerstand, Jaques' Bitten — nichts fruchtete. Umringt von mehreren Bewaffneten, mußten sie sich rettungslos in ihre Gewalt geben.

Herr Guinand von Caen, der sich bald von Malparts leeren

Händen überzeugt hatte, war schon am folgenden Morgen wieder aufgebrochen, begleitet von Entschuldigungen und Vertröstungen auf die nächsten acht Tage. Daß er seine Reise ohne Nutzen unternommen habe, suchte ihn Malpart auf alle Weise auszureden. Er überschüttete ihn mit Komplimenten und Grüßen für seine Familie, und versprach in wenigen Tagen die Göttin des Glücks durch die der Kühnheit zu besiegen, und ihm die versprochenen spanischen Weine innerhalb eines Monats beizutreiben, und sollte er deshalb selbst nach dem Cap Finisterre segeln.

Diese Versprechungen hielten den Kaufmann, von seinem Entschlusse, ehrlich zu werden, ab.

Malpart liebte die Unthätigkeit nicht; er beschloß, den frischen, vom Lande wehenden Morgenwind zu benutzen, und noch in der Frühe die Anker zu lichten. Als er sich, um seine Befehle zu geben, dem Ufer näherte, trat mit verlegener Miene Tidetail auf ihn zu.

„Habt Ihr eine Suppe versalzen, Meister Koch, oder warum schneidet Ihr so erbärmliche Gesichter?" fragte Malpart.

Allmählig löste sich von Tidetails bebenden Lippen die Thatsache, daß ihm sein Chargé d'affaires, seine rechte Hand, der Galgenstrick Jaques schon wieder entlaufen sey, und es ging ihm dabei kalt über die Haut, weil ihn der Kapitain für diesen Fall in Zukunft verantwortlich gemacht hatte.

Malpart fühlte das Bedürfniß, seiner ärgerlichen Stimmung an Jemandem Luft zu machen, er fuhr daher auf den Koch los und überschüttete ihn mit seinen Verwünschungen. „Du Bratenwender! sollte man dir nicht die Haut abziehen, Dich an den Spieß stecken und von einem Schöpse über'm Feuer drehen und mit Deinem eigenen Fett begießen lassen? Wäre es nicht gerathen, Dich an einen Felsen anzubinden, daß die Vögel kämen, deren Schwestern und Muhmen Du in deinem Leben die

Lebern zerhackt hast, und Dir die Deinige jetzt ausfräßen? Wo hast Du die Augen? Was macht der alte Geck für Streiche!"

Tidetail athmete auf; denn die unbestimmten Redensarten: sollte man nicht? wärest du nicht werth? hatten etwas Beruhigendes; auch pochte er im Stillen auf seine Kochkunst, der selbst Malpart, obwohl kein Feinschmecker, wie der Abt im Benediktinerkloster, Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, weshalb es diesem leid thun würde, einen feinen Kopf, so methodisch im Braten und Sieden, so voller Recepte für tausend Arten von Ragouts und Pasteten, den Fischen vorzuwerfen; ja Tidetail konnte diesen künstlerischen Kopf in demselben Augenblicke wieder frei erheben; denn unter den Gefangenen, die jetzt vor Malpart gebracht wurden, befand sich Jaques, sein entlaufener Bratenwender.

Während der zuweilen menschenfreundliche Kapitain darüber nachdachte, wie er die dem Ausreißer für den wiederholten Fall des Entlaufens gedrohte Todesstrafe noch für das nächste Mal aussetzen sollte, ohne sich vor seinen Leuten inkonsequent zu zeigen, trat Alfred unerschrocken auf ihn zu und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die ihm seine gerechte Entrüstung eingab.

„Elender," rief er, „daß du nie jene Würden und Abzeichen getragen hättest, die den Ehrenmann und Krieger zieren! Wie lange hoffst Du Dein abscheuliches Handwerk noch treiben zu können, das die Räubereien der Ungläubigen noch überbietet, die wenigstens das Eigenthum und das Leben ihrer Landsleute schonen? Dreifache Schmach treffe Dich, daß Du den ehrlichen Namen des Mannes, der Deine Blöße bekleidete, mit dem Schmutze Deiner Handlungen besudelst, und seinen guten Ruf an den Pranger stellst, wohin nur Du und der Auswurf, der Dich umgiebt, gehören!"

Die ersten Worte dieser Anrede waren schon hinreichend, Malpart in die höchste Wuth zu versetzen. „Man wird Dir

die Zunge ausschneiden," fuhr er auf ihn ein, „und sie Dir zu verzehren geben, damit Du die Süßigkeit Deiner Rede kosten kannst! Ha, wir kennen uns! Ein artiges Wiederfinden! Junger Mann, Sie haben eine Carrière gemacht, sind vielleicht Lieutenant-Major bei den Douaniers geworden. Oder schickt Sie Ihr achtbarer Herr Vormund, um mir eine Fastenpredigt zu halten? Sind Sie vielleicht beim Prisengericht in Havre angestellt, und unwillig, daß ich Ihnen keine Advokatensporteln zu verdienen gebe? O es soll Ihnen nichts entgehen, was Ihnen gebührt. Machen Sie es sich in meiner Wohnung bequem, die nächste Prise wird unfehlbar von Ihnen zu Protokoll genommen werden."

Malpart hatte den jungen Dumallet erkannt, ahnte aber nicht, wie er in diese Gegend gekommen.

Alfred erwiderte seine höhnische Begrüßung mit Stillschweigen, und wurde auf den Befehl des Kapitains, der sich während des jetzigen Ausflugs auf eine möglichst grausame Bestrafung besinnen zu wollen schien, in strengen Gewahrsam gebracht.

Der unglückliche Jaques, den jetzt außer der Strafe des Entlaufens auch die der Verrätherei traf, mußte auf das Schiff zurück, um der Mannschaft, wie der Kapitän sagte, eine Unterhaltung für den Morgen zu verschaffen.

Der enge Raum einer Felsennische, deren Eingang mit einem großen Stein versperrt wurde, war das Gefängniß, das den ungefesselt gebliebenen Alfred einschloß. Welche Wechselschläge trafen diesen jungen Mann, ehe ihn das Geschick erreichte, dem er unabwendlich geweiht schien! Die heimathlichen Gegenden, die in seiner Erinnerung in lachendem Sonnenschein glänzten, sah er jetzt mit grauem Flor umzogen und von Gewittern bedeckt, die auch für ihn einen tödtenden Blitz entladen sollten.

Die Oeffnung, die der vor seinen Gewahrsam gelegte Stein ließ, war groß genug, daß seine Blicke den Meeresspiegel bestreifen konnten. Diese Wellen waren trügerisch, ein besorgter Schiffer würde sie heute nicht befahren haben, die grauen Wolken hingen nur schwach am Himmel und schienen sich mit jedem Augenblick in Regen auflösen zu wollen. Doch der Hahn hatte die trotzige Natur seines Besitzers angenommen, und verließ das Ufer, nur von einem schwachen Winde getrieben. Alfred glaubte bestimmt, den armen Jaques an einer Segelstange hängen gesehen zu haben.

Die Aussicht in die Zukunft wurde immer enger und dunkler, und er legte sich erschöpft auf den Boden seines Behälters nieder. Die weiten Arme des Meeres hatten oft in diese Wölbung hineingelangt. Sie hatten Muscheln, vermoderte Fische, bunte Steinchen zurückgelassen: auf diesem harten Lager streckte sich Alfred aus, sich in die Möglichkeiten der Rettung wiegend, unter denen das herankommende Unwetter, das Malpart vernichten konnte, nicht die geringste war. Ein halbwacher, dämmernder Traum fuhr über seine brennenden Augen. Doch hatte er sie kaum geschlossen, als ihn ein lauter und naher Lärm aufweckte.

Er bemerkte bald, daß seine Wächter Malparts Abwesenheit benutzten, um sich den zügellosesten Erholungen von den gehabten Anstrengungen zu ergeben. Seine Liebe zum Leben zeigte ihm auch hierin wieder einen Hoffnungsschimmer der Rettung. Er berechnete nicht mit Unrecht, daß sich die Wirkung der starken Getränke aus den Kolonien zuletzt in einem festen Schlafe äußern mußte, und beschloß, diese Umstände nicht unbenutzt zu lassen.

Allmählich nahm der Lärm der zechenden Gesellen ab, die Stimmen wurden heiserer, die Worte lallender, und zuletzt trat eine Stille ein, die nur von dem monotonen und correspondirenden

Schnarchen der Schlafenden unterbrochen wurde. Alfred stemmte sich jetzt mit aller ihm nur möglichen Kraft an den Stein, der sein Gefängniß verschlossen hielt. Nach vielfachen, vergeblichen Versuchen wich er so weit, das er sich mit Mühe durch die so entstandene Spalte drängen konnte.

Er trat in den offenen Raum, wo sich nichts seiner Flucht entgegenstellte. Welche Verwüstung umgab ihn! Zertrümmerte Kisten, eingeschlagene Tonnen, Breter, von denen das Eisen gebrochen war, lagen rings umher. Ein unvorsichtiger Funke hätte bei der Menge des aufgehäuften Strohes, in dem die Waaren verpackt gewesen seyn mußten, das ganze Güterlager in Brand stecken können. Aschenhaufen und ausgebrannte Erdstellen waren die Spuren der jüngsten Rast, welche die Mannschaft des Hahns hier gehalten hatte.

Alfred hatte den richtigen Schluß gezogen, daß die Abwesenheit Malparts die Wachsamkeit der Posten sehr herabgesetzt haben würde. Der allmählich herabträufelnde Regen begünstigte seine Flucht ebensosehr, als der dichte Nebel, der auf den Felsen lag, und machte, daß er aus der Ferne nicht gesehen werden konnte. Er hatte die ihm am heutigen Morgen so ungünstige Stelle glücklich umgangen, und der gute Erfolg seiner Wanderung beflügelte immer mehr seine Schritte. Er mußte sich ebensoweit vom Meere, als von dem Orte, dem er entronnen war, entfernt haben; denn der Nebel wurde immer schwächer und erlaubte ihm, die Umgebungen zu unterscheiden. Das Gebirge verlor jene bizarre Zerrissenheit, die sich in der Perspective so schön ausnimmt, aber von dem Wanderer, der mit ihr zu kämpfen hat, verwünscht wird.

Alfred stand einen Augenblick still, vielleicht nur um Athem zu schöpfen. Warum mußte er ängstlich blicken? Warum mehrere aus der Ferne blinkende Flintenläufe durch einen schnellen Seitensprung zu vermeiden suchen? Seine Schüchternheit hatte ihn

verrathen; denn eine kräftige Faust packte ihn am Kragen und warf ihn mit einigen derben Flüchen zu Boden.

Diesmal war es aber nur ein Mißverständniß. Alfred ist in den besten Händen und gesicherter als je. Freilich sind die Douaniers Leute von etwas schwierigem Glauben; sie machten Umstände und setzten in Alfreds Aussagen all das Mißtrauen, das von seinem spionenartigen Aufzug und seiner abenteuerlichen Erzählung unzertrennlich war. Als aber der Corporal auf der nächsten Wachtstation erklärt hatte, Herr Alfred Dumallet sey unstreitig der, der er sey, sie haben das Glück gehabt, dem Kaiser einen seiner ausgezeichnetsten Offiziere zu erhalten, so beglückwünschten die Jäger den jungen Mann und sich selbst: denn er hatte sie seine Befreier genannt, und versprochen, ihrer eingedenk zu seyn. Der Corporal warf sich in die Brust, weil er von einem Offizier das Ehrenwort erhalten hatte, und begleitete seinen Mann auf die Landstraße, die ihn in kurzer Zeit nach Harfleur brachte.

Alfred war gerettet und nun wieder auf dem Punct, auf dem er in dem Augenblick stand, als der räuberische Hahn die erste Ladung auf den hanseatischen Apollo gab. Dieselbe Sehnsucht, dieselbe Ungeduld. Ein Schiffer band so eben seinen Kahn los, um noch vor Nacht das jenseitige Ufer der Seine zu erreichen. Alfred rief ihn an, der Handel war geschlossen und die schleunigste Fahrt zur Bedingung gemacht.

Die Gespräche, die der Schiffer anknüpfen wollte, kamen ihm zur Unzeit; er antwortete kurz und beklagte, daß kein zweites Ruder vorhanden sey, um jenem beizustehn.

Es ging eine kalte Nachtluft; der Schiffer gab seinen Mantel her und Alfred schlug ihn nicht aus; denn ein Frost rieselte durch seinen ganzen Körper. „Was ist Ihnen?“ rief der erschrockene Alte; „junger Mann, Sie zittern; Sie sehen so bleich, Sie sind krank!“

Alfred konnte nicht antworten; denn der Fieberfrost schüttelte ihn, daß er die Zähne nicht mehr in seiner Macht hatte. Die feuchte Luft über dem Strome brachte das heftige Fieber, zu dem die Anstrengung der letzten Tage, seine schlechtgeheilten Wunden, die Abwechslung der Gemüthsstimmung den Grund gelegt, zum Ausbruch. Der Schiffer dankte den Heiligen, als er seinen Kahn ans Ufer legen konnte, und nahm Alfred in seine niedrige Hütte, wo er ihm mit thätiger Hand beisprang.

Unser junger Freund hatte die traurige Aussicht, sich noch mehrere Tage auf seine Ankunft in Havre vorbereiten zu müssen.

* *
*

Nichts ist peinlicher, als den Verlauf eine Begebenheit abwarten, der man selbst den ersten Anstoß gegeben hat. Wie ärgerlich ist es schon, einen Brief entbehren zu müssen, der uns Antwort auf eine wichtige Anfrage bringen soll! Man zählt die Stunden und Meilen, welche unser Brief bedurfte, um an den Ort seiner Bestimmung zu kommen, man denkt sich den Augenblick, da ihn der Empfänger liest und zusammenlegt. Die Angelegenheit ist wichtig, er sollte sich sogleich hinsetzen, und die Antwort aufzeichnen; aber um in seiner Berechnung keine zu kurzen Ansätze zu machen, so fingirt man irgend ein Hinderniß, ein noch wichtigeres Geschäft, ein Familienfest, eine Unpäßlichkeit, die den Empfänger vom Antworten abhalten konnte. Jetzt endlich denkt man sich den Brief versiegelt, man vergleicht den Postcours, rechnet wieder sorgfältig die Meilen aus, die er zurückzulegen hat, um endlich einzutreffen. Der Posttag ist da und der Brief ist ausgeblieben. Wie ärgerlich! Man muß wieder einen ganzen Tag zulegen, und noch einen, und wieder einen, man lauscht auf die Hausthür, um diese Stunde kommt der Postbote: ist er's? ist

er's nicht? Nein, es ist ein Mann von der Obrigkeit, eine Obstverkäuferin; was kann man nicht alles seyn, wenn man kein Briefträger ist!

So geht es Bernard mit seinem auf immer verschwundenen Schiffe.

Der unglückliche Mann! er ist Großhändler, er weiß, welchen Zufällen die Fracht ausgesetzt ist, daß eine Achse brechen, oder auf dem Meere ein Segel zerreißen kann: er kennt die tausend Hindernisse, die die schnelle Fahrt zu Wasser und zu Lande aufhalten. Das erhielt ihn in den ersten Wochen, da er die Rückkehr des Hahns erwartete, noch in jeder Hoffnung aufrecht. Er legte die Scham seines Schiffes, ohne Beute wieder heimzukehren, in die Wagschale seiner Erwartung, und beschied sich mit dem Troste, daß der Hahn zu viel auf die Ehre halte. Aber zuletzt schwanden alle Vermuthungen, und mit ihnen jede Beruhigung. Seine andern Schiffe hatten während dieser Zeit zweimal die Reise nach Westindien gemacht; das Betragen Malparts schien ihm jetzt unverantwortlich.

Die Möglichkeit, daß er von den Engländern angegriffen und genommen sey, wagte er sich früher kaum zu gestehen; aber jetzt zogen die Umstände jeden Schleier von derselben; denn welcher Ausweg war übrig? Bernard suchte sich an diese für ihn jetzt gewisse Annahme zu gewöhnen, er zerdrückte einige Thränen, und strich die verlornen Summen aus seinem Buche.

„Was thu' ich noch in meinen alten Tagen!" sagte er heimlich zu sich selbst, „ich betrüge mein Kind um seinen Reichthum. Gott und Matthieu verzeihe es mir!"

Aber auch dieser Trost, und das Aeußerste war hier Trost geworden, wurde dem Armen entrissen; denn ein Seeoffizier, der in der Citadelle eine Mission hatte, und von dem Kaufmann zu einem Gabelfrühstück eingeladen war, betheuerte ihm, der Hahn sey gesund und wohlbehalten, er kreuze zwischen Havre und

Cherbourg, werde von den französischen Schiffen zuweilen visitirt und in vollkommen befriedigendem Zustande befunden. Dem Kaufmann wurde es bei dieser Nachricht schwarz vor den Augen; aber er besaß die Eigenschaft zärtlicher Väter, die ihre entlaufenen, längst in den Zeitungen als enterbt und borgensunfähig erklärten Söhne gegen Fremde nicht verleugnen können. Bernard sprach mit Wärme von seinem Kinde, da er hörte, daß es noch am Leben sey. Er umarmte den Offizier und bat ihn, bei der nächsten Visitation Malpart doch zu grüßen und ihn flehentlich zu ersuchen, er möchte einmal in die Arme seines Freundes zurückkehren.

Und von diesem Augenblicke an konnte man ihn wieder stundenlang auf der Terrasse sehen, wohin er sich alle möglichen optischen Instrumente hatte bringen lassen. Er bewaffnete sein schwaches Auge dreifach und vierfach, und schaute hinaus in die leere Weite, an jedes Pünctchen seine Seele, seine Hoffnung, sein Alles hängend.

Helene hatte unter diesen Verhältnissen einen schwierigen Stand. Sie mußte den Vater behandeln, als sey ihm ein Sohn gestorben und kein Trost mehr für ihn zu finden. Für sie waren diese Umstände um so lästiger, je mehr sie Bernard an seine Verbindung mit Matthieu erinnerten. Dieser hatte ihn einige Male um seine Kaperunternehmung gefragt, und nur schlechte Antwort deshalb von ihm erhalten können. Der schwache Kaufmann glaubte seinen Freund und gehofften Eidam zu erzürnen, weil er mit dem Vermögen, das Helenens Besitz werden mußte, noch in seinem Alter ein so gefährliches Spiel wage; er drang daher immer in Helenen, ihm seine liebsten Wünsche zu erfüllen.

Welche Tage für sie! Sie konnte ihre Hoffnungen nur von Alfred erfüllt sehen, den sie sich nicht als todt zu denken vermochte. Wir wissen, wie wenig sie sich täuschte. Die Liebe erhebt die Seele über den engen Raum der sinnlichen Anschauungen, sie giebt dem Auge eine Schärfe, die in die weiteste Ferne dringt,

und hebt die Gränze zwischen dem Gewünschten und Geahneten und der Wirklichkeit dessen auf, was für Fremde nur die Wahrheit des Traumes hat.

Ein schöner Tag begrüßte den dämmernden Morgen, und die Wälder, die Berge, die Wiesen und Fläche des Meeres stiegen aus den nächtlichen Schatten dem kommenden Lichte entgegen. Ueber Bernards Augen kam schon lange kein regelmäßiger Schlaf mehr, der ihm nur im Zustande der Erschöpfung nahte. Da stand er schon am thauigen Morgen auf der Terrasse, den Blick durch einen langen Tubus in die Ferne gerichtet und Betrachtungen anstellend über das Nichts, das Leere, das Unsichtbare. Und doch! sein Blick scheint sich wieder an einen Punct angeklammert zu haben, er hört nichts von den freundlichen Morgengrüßen, die ihm Helene mit der dampfenden Chocolade bringt.

„Vater, ich habe heute von Litt. B. genommen, die weniger Vanille enthält."

— „Etwas ist es, das lass' ich mir nicht nehmen."

— „Der Comptoirdiener hat nur einen Brief von der Post gebracht." —

„Es müssen zwei seyn, darauf leg' ich einen Eid ab." —

„Ich habe flüchtig in die Zeitung gesehen; in Paris sollen sich alle Wahnsinnigen aus der Salpetrière losgerissen haben." —

„Sie kommen hieher, daran ist gar kein Zweifel!"

— „Gott, das wäre entsetzlich! Vater, wo denken Sie hin?"

Jetzt hatte Bernard außer dem Gehör auch die Sprache verloren; er war nur noch Auge, alle seine Nerven spitzten sich, sein Rücken wurde immer gebogener, er schien in das Fernrohr hineinschlüpfen zu wollen.

Nach einigen peinlichstillen Minuten unterschied auch Helene in der Ferne zwei Puncte, von denen der eine jedoch weißer schien, als der andere. Jetzt sah sie deutlich, daß es ein Segel war, dem

etwas Zweites folgte, das doch unstreitig auch nur ein Schiff seyn konnte.

Bernard sah dieß Alles deutlicher, er sprang zurück, voller Entzücken; nichts konnte ihm erwünschter seyn, als die Anwesenheit seiner Tochter, er umarmte sie, tanzte, jubelte, und rief einmal über das andere: „Er ist's! Ich Thor, wie konnte ich glauben, daß man alle Tage ein Schiff kapert! Sieh, Kind, er schleppt einen erlegten Seedrachen hinter sich, er wird wie der heilige Georg in den Hafen ziehen, sieggekrönt, die Menge wird jubeln, die Schadenfreude verstummen; o, ich muß eilen! meine Pantalons! die geblümte Weste! wo? wo? ich habe keine Zeit zu verlieren." —

„Aber, Vater, sehen Sie doch noch einmal hin! Ich meine etwas ganz Anderes zu bemerken, als Sie." —

„Kind, was Du mich ärgerst durch Deine Kälte, Deine Zweifel! ich kenne mein Eigenthum: Malpart bringt uns eine Prise, weißt Du, was eine Prise ist?"

„Wie aber, wenn wir diese Prise wären? das voransegelnde Schiff ist zu groß für den Hahn." —

„Pah, das verstehst Du nicht!"

Aber Bernard war vernünftig genug, sich noch einmal an sein Rohr zu stellen. Er rückte es wieder in die rechte Lage und sah. „Mein Kind," sprach er jetzt mit abgebrochenen Sätzen, „das Ganze läuft auf eine Proportion hinaus. Die natürliche Größe verhält sich zur scheinbaren, wie die Entfernung zu —. Das erste Schiff hat etwas Fremdes für mich, das muß ich zugeben; aber wie lange haben wir uns auch nicht gesehen, mein liebes Thierchen! — Dieses Teleskop hat mich tausend Franken gekostet, man wird mich doch nicht betrogen haben! — Hm, das Wrack — ja das gefällt mir gar nicht — diese apfelrunden Seitenwände habe ich irgendwo schon einmal gesehen; aber ich kenne sehr viele Schiffe —. Und dennoch — o das ist ja lächerlich — nein, im Gegentheil, ich sehe darin keinen Spaß — so, so — wenn das mein Hahn ist, so

läßt er gewaltig die Federn hängen. Mein Gott, ich bin ein unglücklicher Mann!"

Bernard fiel zurück: er war einer Ohnmacht nahe; denn die Thatsache ließ sich nicht mehr leugnen.

Ein französisches Kriegsschiff brachte den schlotternden Hahn in den Hafen von Havre de Grace zurück.

Bernard erholte sich, denn die eigentliche Bewandtniß, die es mit dem Hahn hatte, konnte er noch nicht ahnen. Er nahm es gern an, daß sich Helene nach dieser erkundigen wollte, ihm selbst wäre es unmöglich gewesen, in den Hafen zu gehen und sich dem Spotte seiner Neider preiszugeben. Aber der nächste Augenblick schon sollte Alles aufklären. Helene stürzte zurück, weil sie einem Beamten der Polizei begegnet war, und dieser folgte ihr auf dem Fuße.

Der Kommissär war so verlegen wie der Kaufmann. Jener zuckte die Achseln, dieser die Lippen; jener wußte keine Anrede, dieser keine Begrüßung zu finden. Endlich hieß es mit halber Stimme: „Was bringen Sie uns?"

Der Kommissär fertigte seine Hiobspost ab. Bernard war einer gerichtlichen Untersuchung verfallen. Der Hahn, ein mit kaiserlicher Erlaubniß von dem Kaufmann Bernard auf die Kaperei gegen englische und nichtfranzösische Flagge führende Schiffe ausgerüsteter Kutter, hatte seine Vollmacht gesetzwidrig überschritten, Seeraub und Schleichhandel getrieben, war endlich von einem französischen Kriegsschiffe verfolgt und erlegt worden. Der Eigenthümer war als Seeräuber und Schleichhändler den Gesetzen verfallen. Der Kommissär hatte das Haus zu versiegeln und den Angeklagten gegen eine Caution zu verpflichten, dasselbe nicht zu verlassen; es stehe ihm frei, sich vor dem Handelsgerichte durch einen Advokaten vertheidigen zu lassen.

Der Kommissär empfahl sich, Bernard war vernichtet, und

Helene war zu sehr Weib und zu sehr Kind, als daß sie nicht hätte unterliegen sollen.

Die Abwechselungen folgten rasch auf einander; sie brachten Neues, das das Alte zum Theil bestätigte, zum Theil erträglicher machte.

Jaques fand sich wieder ein, so sehr den Leser überraschend, der ihn längst vom Schauplatz verschwunden glaubte, als den Kaufmann, der sich seine Stellung zu Malpart nicht erklären konnte. Jaques gab seine Erfahrungen mit einer gränzenlosen Weitschweifigkeit wieder, weil er das Wichtigste vielleicht zuletzt lassen wollte.

Das Wiederfinden Alfreds machte auf Helenen einen elektrischen Eindruck. Sie vergaß die Lage ihres Vaters über diesen Nachrichten und überließ sich einer Freude, die bei Liebenden immer ein Triumph ist, den der gute Engel des Menschen in ihm feiert. Welche Hast! wie hing sie an den Lippen des Knaben! Sie schnitt seine weitschweifige Rede, die kein Ende finden konnte, endlich ab, weil sie nur von Alfreds Schicksal interessirt wurde.

Jaques hatte ihn verlassen, als er wie Prometheus an einen Felsen geschmiedet wurde. War er gerettet? lassen sich seine Wächter nicht ergreifen? oder ist er dem Verhängniß schon verfallen?

Diese Fragen konnte nur der beantworten, der sie selbst erlebt hatte.

Gnädiger Genius der Liebe, du spendest deine Gaben, wenn die feindlichen Mächte dich losgelassen, niemals mit karger Hand! — Alfred lag in Helenens Armen, noch ehe die eisige Hülle einer neuen Ungewißheit sich um die Frühlingsfreude der Ueberraschung, die Jaques' Erzählung in ihrem Herzen keimen ließ, legen konnte.

Die Ereignisse waren jetzt alle auf diesen kleinen Punkt zusammengedrängt, daß selbst Bernard das ferne St. Pierre und den künftigen Eidam vergessen hatte, und, wenn auch sein Herz vor ei=

genem Kummer der Freude des Wiedersehens seines ehemaligen Mündels nicht offen stand, doch zu den Umarmungen schwieg, die in seiner Nähe zwei Wesen beglückten. Als Seeräuber den Strick schon um den Hals spürend, ließ er Alles geschehen.

Der genesene, heimgekehrte Alfred war bald von der Lage der Dinge unterrichtet, und Jaques hatte ihm mitgetheilt, wie ihn erst auf dem Schiffe ein Sturm gerettet, während dessen er im untersten Raum gebunden habe liegen müssen, wie dann seine Execution von Neuem ein Angriff verhindert habe, den Malpart auf einen Kauffahrer gemacht, wie endlich ein französisches Schiff blitzschnell herbeigeeilt sey, den Hahn überrascht und ihn erlegt habe, wie der größte Theil der Mannschaft und auch Malpart nach hartnäckigem Kampfe gefallen, ein andrer Theil gefangen und er selbst im Vertrauen auf seine Jugend und seine Aussagen, die seine Fesseln bestätigt, entlassen worden sey, und sich freue, jetzt hier Alles fröhlich und zufrieden zu sehen. Jaques war ein schlechter Menschenkenner, denn in Bernards Mienen gab es Nichts, was eine Zufriedenheit hätte andeuten können. Aber wollte er vielleicht prophezeien, so hatte er allerdings Recht. Bernards Besorgnisse schwanden allmählig vor dem Zuspruche Alfreds.

Dieser, als Jurist, zeigte ihm, daß Thatsachen erst dann unwiderleglich würden, wenn ihre Verbindung erwiesen wäre; daß die Gerechtigkeit in der Kette der Ereignisse und Handlungen nicht nur den Anfang und das Ende sehe, sondern auch die Mittelglieder, und daß das Wahrscheinliche oft eben so weit von der Wahrheit entfernt sey, als das erweislich Unwahre.

Diese Casuistik hatte etwas Beruhigendes für Bernard. Er hörte mit sichtlicher Erheiterung, daß Alfred ihn vor Gericht vertheidigen wolle, er erinnerte sich des vielen Geldes, das es gekostet, ehe sein Mündel ein tüchtiger Jurist wurde, und der Zeugnisse, die dafür auch dem Fleiße und dem Scharfsinne des jungen Mannes ausgestellt waren. Jetzt fiel es ihm auch ein, daß vor

ihm Jemand stand, den das Grab wieder herausgegeben hatte, er thaute auf, und bewillkommnete den jungen Mann zu Helenens unnennbarer Freude erst mit dem einfachen Gruße: „Ei, mein lieber Herr Alfred, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!" dann aber immer herzlicher und hingebender, denn Alfred war so klug, von Nichts, als von seinem neuen Advokatendebüt zu sprechen, von den Beweismitteln, den zureichenden Gründen, den Einreden, den Repliken und Dupliken. Zuletzt überzeugte sich Bernard auch selbst, daß er im Grunde unschuldig sey, und daß man ihn dafür auch anerkennen müsse.

Der Tag rückte heran, da der Angeklagte vor die Schranken des Gerichts treten und sich von den geschwornen Schwarzmänteln richten lassen sollte. Seine eigene Vertheidigung hatte Bernard ganz in die Hände Alfreds gegeben, der nach Verlesung der Anklageakte und Vorlage der einschlagenden Dokumente anfing, jeden einzelnen Punkt zu verfolgen und ihn so darzustellen, wie er zur Rechtfertigung des Kaufmanns dienen mußte. Er zeigte, daß Bernard nicht der Theilnehmer an der in Frage stehenden Schuld sey, sondern vielmehr der durch sie Verrathene, Preisgegebene, wie ihn auch nicht einmal der Vorwurf treffen könne, das vorliegende Verbrechen veranlaßt zu haben, da die Ausrüstung des Kaperschiffes eine patriotische Handlung war und den wärmsten Dank der Nation verdiente.

Hier machte der Redner den Uebergang auf den Charakter, die Tugenden, die Verdienste seines Schützlings. Er nannte das ganze Leben desselben eine Kette von Aufopferungen, um nicht nur den Gesetzen, sondern auch den Bedürfnissen des Gemeinwesens zu dienen. Bernards Name habe in den vaterländischen Kolonien denselben guten Klang, wie in den Mauern seiner Vaterstadt, und man würde ihn niemals nennen können, ohne sich an die Opfer, die er seinen Mitbürgern gebracht, an die

Wohlthätigkeit, die ihm den Segen so vieler Armen erworben, zu erinnern.

Das Ganze endete mit einer Aufforderung an die Richter, den Schein der Wahrheit, der in der Anklage liege, durch die unleugbaren Anzeichen der Unschuld zu vernichten, die vorliegende Thatsache mit Einsicht zu prüfen und seinem Klienten durch ihre Entscheidung die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Einer solchen Auseinandersetzung, unterstützt von so glänzenden Rednertalenten, konnte Niemand widerstehen. Bernard wurde einstimmig für nicht schuldig erkannt und von glückwünschenden Freunden und einer jubelnden Menge vor das Gerichtshaus an seinen Wagen begleitet.

Bernard war weniger von seiner Freisprechung, als von der begeisterten Schilderung seines Charakters und seines Lebens, wie Alfred sie entworfen hatte, gerührt. Er erschien sich in einem neuen, verklärten Licht, und empfand zum ersten Male in einem in unaufhörlicher Hast verflossenen Leben das Glück eines zufriedenen Rückblicks auf die Vergangenheit. Er wagte, ihr ohne Erröthen entgegenzutreten; denn die öffentliche Stimme hatte ihn ermuthigt, und ihm die Dreistigkeit gegeben, einen gewissen edlen Stolz auf sich selbst zu fühlen.

Wie konnte er aber den, der ihm diese Seligkeit verschafft hatte, der ein so aufmerksamer Beobachter und billiger Richter seiner Handlungen gewesen war, durch einen andern Preis ehren, als der diesem selbst der höchste war? Er legte die Hände der Liebenden in einander, und hatte in der That für St. Pierre, und seinen langjährigen Kommanditär das Gedächtniß verloren. Als aber dieser wieder vor seine Seele trat, wies er ihn ohne Weiteres in den Hintergrund, setzte sich zu einem Briefe nieder und schrieb ihm die Umstände, die eine Aenderung seines Ent-

schlusses herbeigeführt hätten, bestellte einige Centner Fernambuchölzer und empfahl sich zu geneigtem Andenken.

So endete diese durch einen Kaperbrief herbeigeführte Katastrophe.

Die Tragödien der alten Griechen haben die Verirrungen und Wechsel, die einer über das Maß hinausschreitenden Handlung auf den Fersen folgen, in unzähligen Beispielen dargestellt. Ihre erhabenen Chöre bewegen sich in diesem Grundsatze der antiken Lebensphilosophie, daß das Hinausgreifen über seine eigene Gränze nicht nur die schlummernden feindlichen Gewalten weckt, sondern auch die Rächer der Handlungen, deren Früchte wir nicht einmal zu eigenem Genuß erhalten haben.

Sehen wir hier die Folgen eines Kaperbriefs, den eine Regierung immerhin ertheilen mag, der aber nicht von Jedem angenommen werden soll, dann möchte man glauben, das alte Fatum sey von den christlichen Göttern zwar um seine Altäre und Opfer gebracht, aber mediatisirt und mit Sitz und Stimme in der Regierung der Welt gelassen worden.

Zopf und Schwert.

Historisches Lustspiel.

(Im Auszuge.)

Personen.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, der Vater Friedrichs des Großen.
Die Königin, seine Gemahlin.
Prinzessin Wilhelmine, ihre Tochter.
Der Erbprinz von Baireuth.
General von Grumbkow, Graf Schwerin, Graf Wartensleben, } Räthe und Vertraute des Königs.
Graf Seckendorf; kaiserlicher Gesandter.
Ritter Hotham, großbritannischer Gesandter.
Frau von Viereck, Frau von Holzendorf, } Damen der Königin.
Fräulein von Sonnsfeld, Dame der Prinzessin.
Eversmann, Kammerdiener des Königs.
Kamke, Kammerdiener der Königin.
Eckhof, ein Grenadier.
Ein Lakai des Königs.
Generale, Offiziere.
Hofdamen.
Die Mitglieder der Tabaksgesellschaft.
Grenadiere.
Lakaien.

Ort der Handlung: Das königliche Schloß in Berlin.
Zeit: 173*

Erster Aufzug.

(Großer Saal mit einem Fenster und vier Eingängen.)

Eversmann (schnupft mit Behaglichkeit aus einer Dose). **Zwei Trommler von der Garde.**

Tommler (schlagen dicht an der vorderen Thür links, die zur Prinzessin führt, einen starken Wirbel).

Sonnsfeld (aus der Thür links blickend.) Es ist schon gut.

Trommler (schlagen einen zweiten Wirbel).

Sonnsfeld (wieder hervorsehend). Wir wissen schon, sag' ich.

Eversmann (winkt zum dritten Male).

Trommler (schlagen einen dritten langen Wirbel).

Sonnsfeld (tritt unwillig während desselben heraus). Es ist nicht zum Aushalten. Die Nerven möchten Einem zerspringen. Links um, vorwärts marsch! — Hinaus mit Euch auf den Exercirplatz, wo ihr hingehört! (Trommler sind trommelnd abmarschirt. Es ist still.) Eversmann, Sie sollten sich schämen, daß Sie den König nicht endlich auf die Achtung aufmerksam machen, die den Damen gebührt.

Eversmann. Gnädiges Fräulein, ich befolge die Befehle unseres Königlichen Herrn. Weil einmal das Zuspätaufstehen

ein Laster unsrer heutigen Jugend ist, so wird jeden Morgen um sechs Uhr vor den Zimmern der königlichen Prinzen und Prinzessinnen die Reveille geschlagen.

Sonnsfeld. Prinzessin Wilhelmine ist den Kinderschuhen entwachsen.

Eversmann. Grade dann hat man des Morgens die süßesten Träume.

Sonnsfeld. Träume von unsrer endlichen Erlösung, von Verzweiflung, vom Tode —

Eversmann. Oder vom Heirathen und dergleichen.

Sonnsfeld. Nehmen Sie sich in Acht, Eversmann! Der Kronprinz hat endlich seine Freiheit errungen und führt in Rheinsberg ein sehr pünktliches, sehr genaues Tagebuch über Alles, was in Berlin und in den Umgebungen seines gestrengen Herrn Vaters vorgeht. Man weiß, daß Sie den König mehr beherrschen als die Minister.

Eversmann. Du lieber Gott! Wenn das dichterische Gemüth des Kronprinzen, des übrigens innigst an mich attachirten Fritz, nicht schärfer sieht, dann hab' ich wenig Respekt vor der Einbildungskraft der Poeten. Ich und Einfluß! Ich drehe Sr. Majestät jeden Morgen seinen stattlichen Zopf, stutze ihm seinen männlichen kräftigen Bart, stopfe ihm jeden Abend seine kleine gemüthliche holländische Pfeife, und was dann bei diesen kleinen unschuldigen Handleistungen die geheiligte Person des Königs so von Winken und Aeußerungen und kleinen Befehlen fallen läßt —

Sonnsfeld. Das sammeln Sie und haben sich daraus so einen „kleinen unschuldigen Einfluß" geschmiedet, der Ihnen bereits drei Häuser, fünf Landgüter und eine Kutsche mit vier Pferden eingebracht hat. Hüten Sie sich, daß der Kronprinz alle diese schönen Gegenstände nicht einmal unter dem Galgen versteigern läßt.

Eversmann (ärgerlich). Hören Sie, es scheint, Sie haben schlecht geschlafen, mein Fräulein. Ich verbitte mir diese aus der Luft gegriffene Manier von Weissagungen und Prophezeiungen. Se. Königl. Hoheit der Kronprinz ist viel zu sehr Philosoph, als daß er sich an einem Mann rächen sollte, der mit seinem Vater nichts anderes zu thun hat, als diesem jeden Abend eine Pfeife zu stopfen, jeden Morgen einen Zopf zu drehen und ihn einen Tag um den andern nach alter deutscher Sitte über den Löffel zu barbieren. (Ab.)

Sonnsfeld (allein). Ja, geh du nur, alter Sünder. Stell' dich nur noch so ehrlich und deutsch, wir kennen dich und alle deines Gleichen! Das ist ein Leben an diesem Hofe! Des Morgens in der Frühe schon donnern die Kanonen da unten im Lustgarten, dicht unter den Fenstern des Schlosses, oder sie schicken uns eine Kompagnie Soldaten herauf, um uns das Frühaufstehen anzugewöhnen. Dann muß die Prinzessin stricken, nähen, Wäsche bügeln, den Katechismus auswendig lernen und täglich eine langweilige Predigt hören. Mittags bekommen wir so gut wie nichts zu essen; dann hält der König seinen Mittagsschlaf und obgleich er mit der Königin fortwährend so gespannt lebt, daß sie sich kaum einen guten Tag gönnen, so muß doch die ganze Familie dieser melodischen allerhöchsten Schnarchunterhaltung mit beiwohnen, ja sogar eigenhändig bedacht seyn, dem schlummernden Papa Landesvater die Fliegen fortzuwedeln. Ohne den natürlichen Witz und Geist meiner Prinzessin müßte das herrliche Wesen bei einer solchen Lebensweise längst völlig verwildert seyn. Wenn der König wüßte, daß sie sich heimlich eine Anzahl französischer Brocken aufgelesen und nothdürftig gelernt hat, ein artiges Billetchen zu schreiben .... Ich höre sie kommen.

Prinzessin Wilhelmine (mit einem Brief in der Hand eintretend). Sind wir unbelauscht?

Sonnsfeld. Wenn nicht die Wände Ohren haben. Ist der Brief schon fertig?

P. Wilhelmine. Ich wage ihn kaum abzuschicken, liebe Sonnsfeld. Er wird hundert Sprachfehler enthalten.

Sonnsfeld. Hundert? Ei da muß er länger geworden seyn, als Ihre Hoheit ihn beabsichtigten.

P. Wilhelmine. Ich habe geschrieben, daß ich den Werth der mir angebotenen Dienste vollkommen zu würdigen verstünde, mich aber in einer so eigenthümlichen Lage befände, daß ich Alles zurückweisen müßte, was ich für meine Bildung nicht wenigstens durch die Vermittlung der Königin, meiner Mutter, erlangen könnte.

Sonnsfeld. Das haben Sie geschrieben? Dafür die hundert Sprachfehler? In diesem Falle sind wir so weit wie bisher. Ich ehre alle Rücksichten, die eine junge Prinzessin von achtzehn Jahren vor der Weltgeschichte zu nehmen hat, aber bei dieser Gewissenhaftigkeit werden Sie zu Grunde gehen. Der König wird Sie ewig wie eine Sklavin, die Königin immer wie ein unmündiges Kind behandeln. Sie sind das Opfer zweier Charaktere, die an sich vielleicht das Beste mit Ihnen bezwecken, die aber beide so entgegengesetzte Naturen sind, daß sie nimmermehr wissen können, wem Sie es recht machen sollen. Der Kronprinz hat es erreicht, sich zu befreien. Aber wodurch? Durch Selbstständigkeit. Er hat sich losgerissen von den beengenden Fesseln der Willkür, hat sich die Mittel, die er zu seiner Bildung bedurfte, selbst verschafft und sendet Ihnen jetzt aus Rheinsberg den Erbprinzen von Baireuth, seinen Freund, um Ihnen und der Königin endlich einen Schutz, einen Anhalt zu geben, damit Sie an einem Hofe, wo den ganzen Tag getrommelt und exercirt wird, nicht aus Verzweiflung am Ende selbst noch die Muskete ergreifen und unter die Potsdamer Garde treten.

P. Wilhelmine. Viel Humor, liebe Sonnsfeld, wahrhaf-

tig! Mein Bruder hat in Rheinsberg gut Pläne machen und Emissäre senden! Er weiß selbst sehr wohl, daß der Weg zu der Freiheit, die er jetzt errungen hat, dicht am Schaffot vorbeiging. Ich gehöre dem Geschlechte an, das dulden soll. Der Vater ist gut, herzensgut, in seinem wahren Wesen vielleicht milder als die Mutter, die mich mit ihrem Ehrgeiz und ihrer Sucht zur Politik oft schroffer zurückstößt, als es ihre mütterliche Liebe verantworten kann. Ich bin nun einmal bestimmt, dies Schicksal zu ertragen und frage Dich selbst, wie kann ich mich einem abenteuernden Fremdling anvertrauen, den mir der Bruder da aus seinem wilden und genialen Rheinsberger Leben hieher sendet, um mein Ritter und Paladin zu werden? Es ist ein Gedanke, wie er nur unter den Poeten dort hat entstehen können, und wenn ich auch recht gern heimlich gestehe, ich möchte verkleidet und lustiger Dinge wohl in dem Rheinsberger Lärm so recht mitten drunter seyn, so hab' ich doch, da wir in Berlin sind, mein Bischen Französisch zur Noth zusammen genommen und dem Erbprinzen für seine Anerbietungen hiemit (reicht der Sonnsfeld den Brief) mehr abweisend, als annehmend gedankt.

Sonnsfeld. Und diesen Brief soll ich besorgen lassen? (Mit komischem Pathos) Nein, königliche Hoheit, befasse mich nicht mit verbotenen Correspondenzen.

P. Wilhelmine. Mache keinen Scherz, Sonnsfeld! Auf die zärtliche Epistel des Erbprinzen mußt' ich so antworten ...

Sonnsfeld. Nimmermehr — an diesem Hofe verwirkt man durch die Besorgung verbotener Correspondenzen sein Leben —

P. Wilhelmine Du machst mich bös ... besorge den Brief ... schnell ...

Sonnsfeld. Nimmermehr, aber ich weiß ein Mittel, Prinzessin, ein untrügliches, sehr sicheres Mittel, diesen Brief an seine Adresse kommen zu lassen, dieses Mittel heißt: geben Sie ihn selber ab. (Hüpft lachend ab.)

P. Wilhemine (bei Seite). Der Erbprinz!

Erbprinz (behutsam vortretend). Ganz ihr Bild! Es ist die Prinzessin! Ich bitte um Vergebung, Königliche Hoheit, daß meine Ungeduld, die Grüße des Kronprinzen persönlich auszurichten —

P. Wilhelmine. Der Erbprinz von Baireuth setzt mich durch einen so frühzeitigen Besuch in nicht geringe Verlegenheit.

Erbprinz. Vergebung! Er galt nicht Ihnen, er galt dem herrlichen, ehrwürdigen Schlosse, diesen Treppen, diesen Gallerien, diesen Korridoren, er galt der Terrainkenntniß, Königliche Hoheit, die einer jeden bedeutenden Unternehmung vorangehen muß.

P. Wilhelmine. Gedenken Sie hier eine Schlacht zu liefern?

Erbprinz. Wie man's nimmt. In durchaus friedlichen Absichten bin ich eben nicht hier, wenn ich auch, wie die schöne Prinzessin Wilhelmine bereits wissen wird, mich mehr auf die Defensive beschränken muß.

P. Wilhelmine. Und auch diese werden Sie nicht schonend genug ergreifen dürfen. (Für sich) Das Billet wird nicht mehr nöthig seyn. Wie ließen Sie meinen Bruder? Wohlauf? Viel beschäftigt?

Erbprinz. Der Kronprinz führt in seinem Exil ein Leben voll heiterster Annehmlichkeit. Es hat sich Rheinsberg in einen kleinen Musensitz umgeschaffen, der bald den ernsten Studien, bald der poetischen Erholung gewidmet ist. Wir haben schöne Stunden dort verlebt, unvergeßliche; man sollte nicht glauben, daß man sich an der mecklenburgischen Grenze noch so viel Phantasie erhalten kann. Man malt dort, man baut, man meißelt, man dichtet. Das Regiment, welches unter dem unmittelbaren Befehl des geistreichen Prinzen steht, dient dazu, durch militairische Evolutionen die strategischen Angaben des Polybius zu verwirklichen, kurz, ich würde mich unglücklich fühlen, diesen reizenden Aufenthalt verlassen zu haben, wenn mir nicht ein so ehrenvoller Auftrag geworden

wäre. Ja, Prinzessin, der Kronprinz wünscht über die Lage, in der sich hier Schwester und Mutter befinden, genaue, an der Quelle geschöpfte Erkundigungen einzuziehen, nöthigenfalls auch zu berathen, wie der Lage abzuhelfen, diesen Widerwärtigkeiten zu begegnen sey.

P. Wilhelmine. Hoheit, erführe man, daß ich einen Prinzen, der weder meinem Vater noch meiner Mutter vorgestellt wurde, hier im offenen Saale Audienz gäbe, ich glaube doch, daß ich mich rüsten könnte, einige Wochen auf die Festung Küstrin zu gehen. (Will abgehen.)

Erbprinz. Prinzessin! Ist es also wirklich wahr, was man mit Schaudern an allen Höfen Europa's erzählt, daß der König von Preußen den Hof, seine Umgebungen, ja seine eigne Familie tyrannisirt?

P. Wilhelmine. O Prinz, Sie brauchen einen harten Ausdruck für das, was ich nur unser eigenthümliches Ceremoniel nennen möchte. In Versailles schwebt alles mit Zephyrflügeln über die glaçirten Parquetts. Hier tritt man ein wenig derb mit klirrenden Sporen auf. In Versailles hat sich die königliche Familie in eine große Gesellschaft aufgelöst, wo nur noch die Verwandtschaft der Geister, die Bande der ungebundensten Neigungen heilig gehalten werden. Hier ist der ganze Hof eine einzige bürgerliche Familie, wo man noch vor Tisch sein Gebet hält, die Eltern immer zuerst reden läßt, mit dem pünktlichsten Gehorsam, wenn es verlangt wird, fünf eine grade Zahl seyn läßt und sich dann nur aus Liebe manchmal ein Bischen zankt, aus Liebe machmal ein Bischen quält, aus Liebe sich das Leben ein Bischen sauer macht.

Erbprinz. O Prinzessin, ich schwöre Ihnen, das muß anders werden.

P. Wilhelmine. Wie sollte es?

Erbprinz. Der Kronprinz hat mich beauftragt, alle erdenk-

lichen Mittel aufzubieten, Sie von dieser Barbarei zu befreien. Gebieten Sie über mich. Sie sehen mich bereit dazu! Zuerst empfahl er mir dringend Ihre geistigen Bedürfnisse. Wie ist es mit der französischen Sprache?

P. Wilhelmine. Der König haßt Alles, was vom Ausland kommt, und nichts bitterer als Frankreich, seine Literatur und seine Sprache.

Erbprinz. Der Kronprinz wußte das und schickte Ihnen deshalb, um gleich hiermit den Anfang zu machen, aus seinem Rheinsberger Kreise ein kleines geschwätziges, aber sehr gelehrtes Männchen, einen Franzosen, Namens Laharpe —

P. Wilhelmine. Die strengsten Befehle verbannen alle französischen Sprachmeister aus Berlin.

Erbprinz. Laharpe geht zu Ihnen, ohne daß man ihn kennt.

P. Wilhelmine. Unmöglich. Zu mir darf Niemand, der sich nicht bei der Schloßwache ausweisen kann.

Erbprinz. So hören Sie Laharpe's Vorträge bei der Sonnsfeld, Ihrer Hofdame.

P. Wilhelmine. Unmöglich.

Erbprinz. Bei der Königin —

P. Wilhelmine. Unmöglich.

Erbprinz. Mein Himmel, sind Sie denn nie eine Stunde allein?

P. Wilhelmine. Sonntäglich zwei Stunden in der Kirche.

Erbprinz. Das ist ja entsetzlich. In Versailles haben nicht nur die Prinzessinnen von zehn Jahren, sondern sogar ihre Puppen einen eignen Hofstaat.

P. Wilhelmine. Der einzige Ort, den ich zuweilen längere Zeit ohne Begleitung besuchen darf, sind drüben jene Zimmer im untern Stockwerk des Schlosses —

Erbprinz. Wahrscheinlich die Privatbibliothek des Königs?

P. Wilhelmine. Nein!

Erbprinz. Oder vielleicht eine Gallerie von Familengemälden?

P. Wilhelmine. Nein! Sehen Sie den Rauch, der aus den geöffneten Fenstern hervordringt?

Erbprinz. Das ist — doch nicht etwa — die Garküche?

P. Wilhelmine. Die Garküche nicht, aber auch nicht viel Besseres. Es ist, mit Ehren zu melden, die königl. preuß. Waschküche! Sehen Sie, Prinz, da ist es der Schwester des Kronprinzen erlaubt, stundenlang sich hinzustellen, und ehrbar zuzuschauen, wie man die Wäsche spült und mangelt und die Kleider stärkt und die Gedecke und Servietten sortirt —

Erbprinz. Einer Prinzessin?!

P. Wilhelmine. Sehen Sie das kleine Fenster mit den grünen Blumenstöcken und den kleinen Hänfling im Käfig? Dort wohnt die Frau des Silberwäschers. Während die arme Königstochter zuweilen scheinbar, wie eine Magd, an den Töpfen und Kesseln zu walten scheint, schlüpf' ich ganz heimlich zu jener guten Frau, wo ich hinter den Blumen frei und heiter lachen kann, verstohlen dem kleinen Hänfling aus meiner Hand sein Futter reiche und mir schon tausendmal gesagt habe: Bei all deinen Leiden, all deinem Kummer bist du doch noch glücklicher, als der arme kleine Sänger da im Käfig, dem sie nimmer die Freiheit geben werden, und säng' er noch so schön, noch so melodisch in allen Sprachen der Erde.

Erbprinz (bei Seite). Sie ist bezaubernd. — (Laut) Und Laharpe?

P. Wilhelmine. Da es denn gewagt seyn soll, — dorthin, Prinz, schicken Sie mir diesen gelehrten Herrn, dort will ich, wie es der Bruder befiehlt, meinen französischen Styl bilden und unter andern auch lernen, wie man recht elegant, recht modern französisch sagen kann: „Wagen wir denn den

Anfang eines neuen Lebens! Bleiben Sie der Freund meines Bruders, bleiben Sie mein Beschützer, leben Sie wohl!" (Ab.)

Erbprinz (steht ganz verwirrt). Wo weil' ich denn? War das eine Scene aus tausend und einer Nacht oder bin ich wirklich an den Ufern jener gemüthlichen Spree, die sich in die Havel ergießt? Wahrhaftig, dieser preußische Hof mit seinen Zöpfen und Kamaschen ist romantischer, als ich mir gedacht habe. Laharpe, du hinter jenen Blumenstöcken? Dir dieses tête à tête mit einer Prinzessin, die die Küche besucht, und einem Hänfling, der das Glück hat, ihr in die Finger beißen zu dürfen? Wie ist sie schön! Sie ist schöner als das Bild, das Friedrich auf dem Herzen trägt, und schon in das Bild hab' ich mich verliebt. (Sich umsehend) Magisch bannt es mich an diese Räume, die sie wie ein Genius durchschwebte. (Zum Fenster) Dort unten auf dem Platze die blitzenden Bajonette der manövrirenden Truppen; hier der Eingang zu den Zimmern einer Prinzessin, die zu besitzen die höchste Seligkeit der Erde wäre — und dort — wohin führt wohl jene Thür, durch welche die kleine Hüterin dieses Paradieses entschlüpfte — (Nähert sich der Thür).

Fräulein von Sonnsfeld (tritt ihm schnell und erhitzt entgegen). Fort, fort, Prinz! die Königin kommt —

Erbprinz. Die Königin? — Wohin denn?

Sonnsfeld. In jenes Zimmer drüben — vielleicht, daß Sie einen Ausweg finden — Ums Himmelswillen, man darf Sie hier nicht gesehen haben.

Erbprinz (wird lachend von ihr in eine Seitenthür hineingedrängt). Meine Terrainkenntniß vermehrt sich schon. (Ab.)

(Die Königin begleitet von zwei ihrer Hofdamen tritt ein.)

Königin (winkt den Hofdamen, diese gehen ab). Meine Tochter

schon auf? Ich habe die Nacht wieder so angestrengt gearbeitet, daß ich noch ganz ermüdet bin. O diese leidige Politik! Haben Sie Kamke nicht gesehen?

Sonnsfeld. Ihrer Majestät Kammerdiener? Nein.

Königin. Er bleibt so lange aus. Ich schickte ihn zu dem Erbprinzen von Baireuth.

Erbprinz (aus der Thür). Zu mir?

Königin. Nach den Briefen, die er mir von meinem Sohn gebracht, muß es einer der liebenswürdigsten Prinzen unserer Zeit seyn.

Erbprinz (bei Seite). Das Terrain wird günstig.

Königin. Mein Sohn, der die Menschen so richtig zu beurtheilen versteht, schildert mir ihn als einen Charakter, dem ich mich ganz vertrauen darf. Und gerade jetzt bedarf ich eines entschlossenen Beistandes mehr denn je.

Sonnsfeld (erschreckend). Ist wieder etwas im Werke, Majestät?

Königin. Ja, ich muß meine ganze Kraft aufwenden. Es gilt, die Würde einer Monarchie zu behaupten, deren Vertreter es täglich mehr zu vergessen scheint, daß Preußen sich seit Kurzem in die Reihe der europäischen Großmächte gestellt hat.

Sonnsfeld. Majestät, Sie wollen doch keine Unruhen stiften?

Königin. Ich brenne vor Begierde, einen Prinzen kennen zu lernen, den mein Sohn seiner Freundschaft für würdig hält —

Sonnsfeld (giebt dem Erbprinzen einen Wink).

Königin. So bald er da ist, liebe Sonnsfeld —

Sonnsfeld (zeigt auf den herausgetretenen Erbprinzen). Da ist er schon.

Königin (steht auf). Sie überraschen mich, Prinz! Ich habe Sie nicht eintreten hören —

Erbprinz. Ihre Majestät schienen in so tiefe Betrachtungen versunken —

Königin (bei Seite) Ein einnehmendes Aeußere, ein geistvolles Auge. — Hat Ihnen mein Kammerdiener . . . ?

Erbprinz. Im Begriff auszugehen, begegnete mir dieser Biedermann auf der Treppe meines Hôtels. Er drückte mir den unverzüglichsten Befehl Ew. Majestät aus —

Königin. Bitte, Erbprinz! — (Setzt sich und winkt dem Erbprinzen ein Gleiches zu thun.) Meinen herzlichsten Dank für die überbrachten Briefe meines trefflichen Sohnes. Eine Stelle, die ich wohl mehr als zehnmal gelesen habe, läßt mich vermuthen, daß Sie über einen gewissen Plan, eine gewisse Angelegenheit von ihm unterrichtet worden sind —

Erbprinz. Ja wohl, ja wohl, Majestät! (Bei Seite.) Ich weiß kein Wort.

Königin. Ich bin sehr glücklich, daß ich wie immer, so auch hier mit meinem Sohne gänzlich einverstanden bin und auch Sie billigen gewiß vollkommen unsere Ansicht von diesem Gegenstande.

Erbprinz. Ohne Zweifel, vollkommen, ganz Ihrer Ansicht. (Bei Seite.) Was für ein Gegenstand?

Königin. Mein Sohn schreibt mir, daß ich auf Ihre Theilnahme in dieser Angelegenheit unbedingt rechnen kann.

Erbprinz. Er hat nicht zu viel gesagt, Majestät. Als ich aber von ihm Abschied nahm, rief er mir in den Wagen nach: Lieber Freund. über diesen bewußten Gegenstand wird Dir die Königin, meine gnädigste Mutter, noch das Ausführlichere und Umständlichere mittheilen.

Königin. Ah, das ist ganz sein Styl! Sie sehen mich bereit dazu!

Erbprinz (Bei Seite). Das verwickelt sich.

Königin. Sie wissen, daß erst seit Kurzem der brandenburgische Kurhut mit der preußischen Königskrone vertauscht

wurde. Obgleich ursprünglich eine hannöversche Prinzessin, fand ich doch in Preußens Größe mein Glück, in Preußens Ruhm meinen Stolz. Kein Staat hat in der Wahl seiner Bundesgenossen, Verschwiegerungen und Verwandtschaften Ursache, so vorsichtig zu seyn, wie der unsrige. Und deshalb giebt es gewiß keinen Gegenstand, der in diesem Augenblick so lebhaft, so ausschließlich die Aufmerksamkeit und das Interesse des Landes in Anspruch nehmen muß, als eine Frage, die auch bereits alle Kabinette Europa's beschäftigt, eine Frage, die sie ohne Zweifel schon errathen haben.

Erbprinz. Ich glaube Ew. Majestät ganz zu verstehen. (Bei Seite.) Was meint sie nur?

Königin. Ich bin gewiß ohne Stolz. Aber wenn man einem Hause angehört, das wie das hannöverische kürzlich die Ehre gehabt hat, auf den Thron von England berufen zu werden, wenn man die Tochter eines Königs, die Mutter eines künftigen Königs, die Gemahlin eines Königs ist, dann werden Sie einsehen, daß ich für die Zukunft meiner Tochter Rücksichten habe, die mich bestimmen müssen, jede politische Mesalliance zu vermeiden.

Erbprinz. Mesalliance? Ihrer Prinzessin Tochter? (Verwirrt.) Ich muß gestehen — von diesen Verhältnissen war ich — nur oberflächlich unterrichtet —

Königin. Was ich Ihnen, Ihrer gewissenhaftesten Verschwiegenheit, mittheilen werde, Prinz, ist ein Geheimniß. Es ist das Ergebniß der ernstesten Kombinationen. Sie wissen, an welchem Hofe ich lebe. Man entzieht mir den Einfluß, der mir als Landesmutter gebührt. Der König hat sich mit Personen umgeben, die ihn von mir entfernt halten. Wie wird diese Gesellschaft von Korporalen und Wachtmeistern meinen tieferwogenen Plan aufnehmen? Wie werd' ich den König selbst gestimmt finden in einer Angelegenheit, die für

das Glück seiner Kinder, den Ruhm seines Hauses so entscheidend ist? Sehen Sie da, Prinz, den Punkt, wo ich fühle, daß ich eines Mannes von ihrem Scharfsinn, Ihrer Beobachtungsgabe bedarf, um zu wissen, was ich hoffen darf oder (entschlossen) wenn es seyn soll — was ich wagen muß!

Erbprinz. Es soll meine eifrigste Sorge seyn, das Vertrauen Ew. Majestät zu rechtfertigen.

Königin. So erfahren Sie denn eine im Geheimen bereits abgeschlossene Verhandlung, an welcher sich sämmtliche nächste Anverwandte unseres Hauses bereits betheiligt haben und in welche ich nun auch Sie, den Freund meines Sohnes, hiermit feierlich einweihe. Meine Tochter wird die Gemahlin meines Neffen, des Prinzen von Wales, und somit die künftige Königin von England!

(Beide stehen auf.)

Erbprinz (bei Seite). Schöne Konkurrenz das!

Königin. Sie sehen, Prinz, was auf dem Spiele steht! Wollen Sie es übernehmen, diese wichtige, für ganz Europa bedeutungsvolle Frage mit meinem Gemahle zu vermitteln?

Erbprinz. Mit Vergnügen, Majestät! (Bei Seite.) Abscheuliche Kommission!

Königin. Nun denn, so beginnen Sie! Der König kommt. Sie werden ihm vorgestellt. Benutzen Sie den günstigen Augenblick, ihn auf seine Meinung über den Thron von England zu bringen und theilen Sie mir dann unverzüglich Ihre Resultate mit!

Erbprinz. Ich bin so überrascht von dieser — Wann darf ich Ew. Majestät wieder aufwarten?

Königin. Zu jeder Zeit, doch am liebsten des Abends, wo sich während der Ihnen geschilderten Gesellschaft des Königs meine Getreuen in aller Stille um mich versammeln. Leben Sie wohl, lieber Erbprinz von — von — sieh, sieh,

hat mein Sohn vergessen zu schreiben, ob Sie einst Ansbach oder Baireuth bekommen werden! Man verwechselt immer diese kleinen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, Baireuth und Ansbach, ja wohl, lieber Erbprinz von Ansbach!

(Ab mit vieler Herablassung.)

Erbprinz (allein). Die künftige Königin von England? — Und ich der Erbprinz von Ansbach! Das war ein grausamer Schlag des Himmels. Und ich soll der Vermittler dieser Weltbegebenheiten seyn? — Die Parade scheint zu Ende. Die Suite nähert sich dem Schloßhof. Unmöglich kann ich jetzt in dieser aufgeregten Stimmung dem Könige begegnen — (sieht sich nach einem Auswege um).

Eversmann (mit einem großen Buche und die Feder hinterm Ohr tritt ein).

Erbprinz (bei Seite). Wer ist das?

Eversmann (sieht den Erbprinzen von oben bis unten an, geht dann einige Schritte weiter und bleibt wieder stehen).

Erbprinz (bei Seite). Sollte man mich belauscht haben?

Eversmann (geht zur Thür der Königin und bleibt wieder stehen, indem er den Erbprinzen frech betrachtet).

Erbprinz. Was sieht Er mich so an? Ich bin der Erbprinz von Baireuth.

Eversmann (bleibt ganz gleichgültig, geht einige Schritte vor, verbeugt sich unbedeutend und sagt dann). Se. Majestät kommen so eben von der Parade, geben aber in diesem Zimmer keine Audienz.

Erbprinz. Ich danke Ihm für die Auskunft.

Eversmann. Nicht Ursache.

Erbprinz. Wer ist Er denn?

Eversmann. Ich? (Längere Pause.) Ich bin Eversmann. (Ab zur Königin.)

Erbprinz. Eversmann? Vielleicht ein Finanzminister

oder ein Haushofmeister? Die Sparsamkeit sieht ihm aus allen Knopflöchern heraus. (Man hört Trommeln und das Präsentiren von Gewehren.) Der König kommt! Wie bin ich denn plötzlich so beengt, so zaghaft! Entsinkt mir denn aller Muth, dieser Merkwürdigkeit unsres Jahrhunderts zu begegnen? Ich will ihn doch mehr von der Seite abwarten. (Er stellt sich dicht an die Thür rechts.)

(Es erfolgt ein starkes Klopfen an der Thür mit einem Stocke.)

Erbprinz. Herein!

König (hinter der Scene). Eversmann!

Erbprinz. Was ist denn das wieder?

König (schlägt wieder sehr stark mit dem Stock an die Thür). Eversmann!

Erbprinz. Ich glaube, das Schloß ist behext! (Schlüpft in die Thür rechts.)

König (klopft noch stärker). Hört Er denn nicht, Eversmann?

Eversmann (kommt schnell von der Königin zurück.) Majestät, es ist ja auf.

Erbprinz (bei Seite). Majestät? Ist das der König?

König (draußen auf dem Corridor, aber nicht zu sehen). Im Vorbeigehen! Weiß Er, Eversmann, daß heute der große Revisionstag ist?

Eversmann. Ja wohl, Majestät. Ich kollationire eben die Bücher Ihrer Majestät, der Königin!

Königin (tritt horchend und furchtsam heraus). Ist das die Stimme des Königs?

König (draußen). Eversmann, sag' Er doch dem Schloßmeister: nach eilf Uhr ist bei meiner Frau Feierabend und wenn es noch öfters vorkommt, daß ich bei ihr bis Ein Uhr nach Mitternacht Licht sehe, so komm' ich einmal in der Nacht mit Glockenschlag zwölf hier herüber und untersuche jeden

Winkel, was hier für politische Ränke geschmiedet werden. Sag' Er's lieber meiner Frau selbst, hört Er? Damit sie sich darnach zu richten hat!

Eversmann. Darnach zu richten hat!

König (sich zurückziehend). Elender Sklave!

Erbprinz (bei Seite). Wird er jetzt gehen?

König (draußen). Eversmann!

Eversmann. Majestät —

König (draußen). Hör' Er, und geh' Er dann für's Zweite auch zu meiner Tochter, Prinzessin Wilhelmine —

P. Wilhelmine (tritt leise auf).

Eversmann. Zu Königlicher Hoheit.

König (draußen). Und sag' Er ihr, sie sollte sich in Acht nehmen, der Laharpe sey ein Spitzbube —

P. Wilhelmine. Laharpe?

Erbprinz (bei Seite). Was ist das?

König. Der Laharpe wär' ein Spitzbube, sag' ich.

Eversmann. Spitzbube.

König (draußen). Dem Kronprinzen, sag' Er das meiner Tochter, würde ich anstreichen, französische Vagabunden hierher zu schicken, die sich für feine Sprachmaitres ausgeben und hintennach nichts anders sind als ganz gewöhnliche, niederträchtige Perrückenmacher!

P. Wilhelmine. Abscheulich! (Ab.)

Erbprinz (bei Seite). Was muß ich hören?

König (draußen). Jetzt revidir' Er wieder die Rechnungen.

Eversmann. Pünklichst besorgt, Majestät.

König (draußen). Eversmann, noch Eins, Eversmann.

Eversmann. Majestät?

König. Und wenn Er den Erprinzen von Baireuth sieht —

Erbprinz (bei Seite). Kommt die Reihe auch an mich?

König. Den französischen Windbeutel, der sich seit gestern wieder in Berlin herumtreibt.

Erbprinz (bei Seite). Schöne Charakteristik!

Eversmann. Ew. Majestät wollten ihn nicht annehmen, werd' ich sagen.

Erbprinz (bei Seite). Schurke!

König (draußen). Nein, Eversmann, sag' Er ihm, ich hätte ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, etwas Vertrauliches, hört Er —

Erbprinz (bei Seite). Mir etwas Vertrauliches?

König. In einer pressanten Angelegenheit —

Eversmann. Ach so, ich weiß schon —

König. Er weiß schon? Was weiß Er denn? Gar nichts weiß Er —

Eversmann. Ich meinte, man könnte vielleicht schon errathen —

König. Errathen? Was hat Er zu errathen? Gar nichts hat Er zu errathen — versteht Er mich? Einfaltspinsel! — Schultert das Gewehr! Vorwärts! Marsch! (Ab.)

(Trommelschlag, der sich sogleich verliert.)

Erbprinz (geht schnell heraus auf Eversmann zu). Was wissen Sie? Was glauben Sie, daß der König mir zu sagen hat?

Eversmann. Ei, ei, Ew. Hoheit sind noch hier?

Erbprinz (rasch). Der König wünscht mich zu sprechen. Sie wissen weßhalb? Sagen Sie, was vermuthen Sie?

Eversmann. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, glaub' ich, sollen Sie in einer gewissen Angelegenheit zwischen Preußen und Oesterreich —

Erbprinz. Oesterreich?

Eversmann. Erzherzog Leopold soll nicht abgeneigt seyn, wenn nämlich — (pfiffig auf das Zimmer der Prinzessin zeigend) Prinzessin Wilhelmine.

Erbprinz (sich steigernd). Die Prinzessin?

Eversmann. St! Man wird Sie wahrscheinlich als Unterhändler oder Vermittler —

Erbprinz (außer sich). Die Prinzessin wäre bestimmt —

Eversmann. Zur künftigen Kaiserin von Oestreich! (Ab zur Königin.)

Erbprinz (allein). Kaiserin?! Königin?! Und ich der Vermittler dieser beiden Partien? Das führt ja entweder gradewegs in ein Trauerspiel oder in eine Komödie! (Nach einer Pause, heiter) Muth! Muth! in eine Komödie, wie sie an einem Hofe lustiger noch nicht gespielt worden ist! (Schnell ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer des Königs.

Grumbkow und Seckendorf treten mit Eversmann ein, der ein orangenfarbenes großes Ordensband mit vielen Orden und einen glänzenden Degen über dem Arm trägt.

Grumbkow. Eine Depesche, Eversmann?

Seckendorf. Aus Hannover, sagten Sie?

Grumbkow. Und der Staat da? Das Ordensband? Der Prachtdegen?

Eversmann. Alles gleich nach Ankunft der Depesche von Sr. Majestät bestellt.

Seckendorf. Eine Depesche aus Hannover — vor einer Stunde angekommen — der grand cordon bestellt — der Staatsdegen — wir müssen combiniren, Grumbkow.

Eversmann. Und die Tafel ist heute um 12 Couverte vermehrt; (bedeutend) 36 Thaler sind für den Mittagstisch angesetzt. Alles soll en grande parure erscheinen.

Seckendorf. Eine Depesche ist aus Hannover angekommen — grand cordon — Staatsdegen — 12 Couverts — 36 Thaler — wir müssen combiniren, Grumbkow.

Eversmann. Und als er das Siegel von der Depesche abgerissen, hat er zwei schwere Thränen vergossen und gesagt: Ich will sie ja alle glücklich machen und sollt' ich mit Kolben drein schlagen! Und nun ist er in Feuer und Flammen und will ganz Berlin zu Tische laden —

Grumbkow. Für 36 Thaler?

Eversmann. Und alle Waisenkinder sollen neue gekleidet werden —

Grumbkow (betroffen). Das ist eine Vermählungsgeschichte, Seckendorf!

Seckendorf. Depesche — Hannover — 36 Thaler — zwei Thränen — mit Kolben drein schlagen — Man muß nur combiniren, Grumkow.

Eversmann. Ich glaube, er kommt. (Erschrocken) Der König!

Der König (zur Thür hereinsehend). Guten Morgen, guten Morgen! Wünsche wohlgeruht zu haben, meine Herrn! Nun wo bleibt Er denn mit dem Bettelstaat? Da fehlen ja noch die englischen Orden — Bind' Er mir alles fest, daß Einem der Plunder nicht so am Leibe herumschlenkert.

Eversmann (ironisch). Wünschen Ew. Majestät vielleicht auch die Krone?

König. Er ist ein Narr. Die Krone! (Tritt heraus.) Sey Er froh, daß Er sie nicht zu tragen braucht! Geh' Er, Eversmann, bring' Er Alles in Ordnung.

(Eversmann ab.)

König (sehr erregt). Guten Morgen, Grumbkow und Seckendorf, habe heute keine Zeit. Sagen Sie dem preußischen Staat ein Compliment und er sollte mich heute einmal in Ruhe lassen. Guten Morgen! (Die beiden Minister wollen sich empfehlen.)

Grumbkow (an der Thür). Ew. Majestät sind einer besonders fröhlichen Laune —

Seckendorf. Sollte vielleicht die Ankunft des Couriers —

König. Ja — es ist ein Courier angekommen —

Grumbkow. Aus Hannover?

König. Ja, aus Hannover.

Seckendorf. Von Wichtigkeit, Majestät?

König. Von Wichtigkeit.

Grumbkow. Wahrscheinlich über englische Angelegenheiten?

König. Ueber englische Angelegenheiten —

Seckendorf. Höchstwahrscheinlich über den ostindischen Handel?

König. Nein.

Grumbkow. Ueber den holländischen Schiffsvertrag?

König (sich an der Neugier der Beiden weidend). Ja so etwas. Guten Morgen!

Grumbkow (bei Seite). Heute wieder eine ganz desperate Laune —

Seckendorf (bei Seite im Abgehen). Kommen Sie nur, Grumbkow. 36 Thaler — 12 Couverts — Waisenkinder — combiniren muß man nur. (Beide ab.)

König. Fort sind sie! Endlich ein Augenblick für mich.

Eversmann (tritt ein).

König. Ich bin übermenschlich glücklich.

Eversmann. Ich gratulire unterthänigst.

König. Denk' Er sich — Ja so — (bei Seite) es soll's ja Niemand wissen.

Eversmann. Wollten sich Ew. Majestät nicht —

König. Umkleiden? Zieh' Er mir den Rock aus. Nichts gespart. Man soll wissen, daß ich einen Schatz habe, daß ich nur gewöhnlich geizig bin, sonst aber drauf gehen lassen kann, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, eine Gelegenheit wie jetzt, wo es sich — (herausplatzend) denk' Er sich — (besinnt sich wieder) ja so!

Eversmann (zieht dem König den Rock aus). Majestät werden doch wohl die gestickte Uniform anziehen?

König. Die gestickte Uniform, Eversmann. Ich erwarte Gäste, denen man Ehre erzeigen muß, große Ehre. Ich denke immer, wenn es sich um die Ankunft von Per— (setzt sich). Zieh' Er mir die Stiefel aus!

Eversmann (schickt sich dazu an. Es geht aber schwer).

König. War der Erbprinz schon da?

Eversmann. Machen Ew. Majestät seinetwegen so viel Umstände?

König. Seinetwegen? Vielleicht! (Bei Seite.) Ich will sie alle irre führen. (Laut.) Au! Flegel, meine Hühneraugen! Ich glaube, Er will mir absichtlich wehe thun, weil ich Ihm nichts sage.

Eversmann. Ich habe ja gar nicht gefragt.

König. Ich würd' Ihm auch bei Fragen! Warum lacht Er denn? Hol' Er mir meinen Schlafrock, bis die Uniform da ist —

Eversmann (will hineingehen).

König. Heda! warum hat Er denn gelacht?

Eversmann. Ach — bis ich Ew. Majestät den Hut in die Hand gebe, haben Sie mir's doch gesagt.

König (droht ihm mit dem Stock). Was? Er untersteht sich?

Eversmann. Es muß ja Alles heraus bei Ew. Majestät. Es giebt blos Eins, was Ew. Majestät gut bei sich behalten können, das ist das Geld — Ich hole den Schlafrock. (Ab.)

König. Er hat Recht. Es drückt mir's Herz ab. Aber sie alle sollen nichts erfahren, sie sollen nicht! Sie haben mir meine liebsten Pläne schon verdorben. Ich will andere Saiten aufziehen, will alle die Kameele durch ein Nadelöhr schicken. Englands Antrag hat mich überrascht, England ist die Idee meiner Frau, so bin ich denn für England, und nun bald Hochzeit und Kindtaufe!

Lakai (tritt ein und meldet). Se. Hoheit der Erbprinz von Baireuth.

König. Aha! Ganz genehm!

Lakai (ab).

Erbprinz (tritt ein). Sind das die Zimmer des alten Brummbärs! (Zum König) Ist das das Kabinet des Königs?

König. Zu dienen.

Erbprinz. So geh' Er hinein und meld' Er mich. Ich bin der Erbprinz von Baireuth!

König (staunend bei Seite). Wofür hält er mich?

Erbprinz. Wie sieht Er denn aus? Schäm' Er sich! Er ist wohl der Kammerhusar des Königs? Empfängt man so Personen, denen sein König Audienz giebt?

König. Wollten Ew. Hoheit den König von Preußen sprechen?

Erbprinz. Er hört es ja. Meld' Er mich!

König. Den Augenblick, Ew. Hoheit. (Will ab.)

Erbprinz. So will Er zu seinem Herrn hinein? Ohne Stiefel, in Hemdärmeln?

König (sieht ihn ganz verdutzt an). O ich stehe mit dem König auf einem sehr vertrauten Fuß! (Ab.)

Erbprinz (allein). Ein merkwürdiger Hofstaat hier! In den Antichambres stehen die Kammerhusaren barfuß. Ich vermuthe, das ist auch aus Sparsamkeit, um die Livréen zu schonen. Nun, die Stunde ist da. Die Würfel werden fallen. Wilhelmine! Sie! Nur Sie! Ein solches Wesen sollte einwilligen, sich mit dem gemalten Bilde eines Prinzen von Wales, mit dem bunten Schattenriß eines niegesehenen Erzherzogs von Oesterreich zu vermählen? Nein, ich rechne auf den Genius der Liebe und den Zufall, der mir vielleicht günstiger ist, als ich erwartete. Die Eltern sind uneins, so gewinn' ich Zeit, Wilhelminens Herz zu er=

ringen. Der König kommt. Jetzt werde ich seine günstigen Ansichten über Oesterreich hören.

König (tritt im großen Staate mit dem Ordensbande näher).

Erbprinz (betrachtet ihn). Ist das nicht —

König. Stutzen Sie nur. Eine kleine Verwechselung!

Erbprinz (erschrocken). Meine Unbekanntschaft, Majestät —

König. Hat gar nichts zu sagen. Sie waren schrecklich grob. Na, die Kammerhusaren tragen dicke Pelze. Ich wünschte Sie zu sprechen. Sagen Sie mir mal, kommen Sie jetzt von Baireuth?

Erbprinz. Ja, Ew. Majestät. Das heißt vor drei Jahren bin ich von Baireuth abgereist.

König. Und waren in der Zeit — —?

Erbprinz. In — in — in England!

König. Lange in England?

Erbprinz (bei Seite). Aha, jetzt werd' ich für England wirken! (Laut) O, lange genug, um dieses ganz verkehrte und überwiegend lächerliche Land nach allen seinen Beziehungen kennen zu lernen.

König. Was? Hören Sie, sagen Sie das nicht! Da können wir noch lange laufen, bis wir dahin ankommen, wo die Engländer sind. Waren Sie auch in Italien, Oesterreich, so da herum?

Erbprinz (bei Seite). Aha Oesterreich? Er ist für Oesterreich! (Laut) Ja wohl! O eine ausgezeichnete Regierung, Gewerbfleiß, Handel, Verkehr, Bewegung und Leben in allen Kreisen.

König. Oesterreich? Bewegung? Die wird sich in Oesterreich wohl noch halten lassen.

Erbprinz (bei Seite). Ist er denn nicht für Oesterreich?

König (bei Seite). Sollt' er sich auch mit Seckendorf und der ganzen Clique schon verständigt haben? (Laut.) Hübsches Ländchen da, Ihr Baireuth. Boden etwas zu steinigt. Bringt Ihrem Vater wohl nicht viel ein? He?

Erbprinz. O, man verbessert jetzt bei uns das Erdreich. (Bei Seite) Schöne geographische Vorurtheile!

König. So? Wohl durch die Lustschlösser, die Ihr Herr Vater bauen läßt? Was ist denn dem Manne eingefallen? Baut ja einen Firlefanz nach dem andern, ganz à la Ludewig quatorze und stürzt sein Land in Schulden. Wie viel Schulden hat denn so beiläufig Ihr Ländchen?

Erbprinz. Schulden? (Bei Seite.) Weiß ich wahrhaftig selber nicht. (Dreist.) Zehn Millionen.

König. Zehn Millionen!

Erbprinz. Etwas mehr oder weniger.

König. Großer Gott, wer soll denn die einmal bezahlen? Und da reisen Sie in Europa umher und tragen das Geld aus dem Lande?

Erbprinz. Sire, man bildet sich.

König. In Versailles? In Rheinsberg? Doch genug, lassen wir das. Sagen Sie mal, Sie haben ja da bei meinem Herrn Sohne auch manchmal in der Heidenkomödie mitgespielt?

Erbprinz (bei Seite). Wo soll nun das wieder hinaus?

König. Wissen Sie, ich wollte wegen der Heidenkomödie mit Ihnen sprechen.

Erbprinz. Wegen einer Komödie?

König. Ja, Prinz, Sie sind ein Mann von Geschmack, wie man sagt, der so recht das gottlose römische und griechische Wesen weg hat. Und da ich gesonnen bin, die Vermählung meiner Tochter mit jedem Aufwand zu feiern, der meiner Krone ziemt, so wollt' ich Sie bitten, Sie könnten sich mit meinem Sohn verständigen wie man acht Tage lang auf eine amüsante und sehr schöne grazieuse Manier die Höfe von Polen, von Sachsen, von Braunschweig, von Mecklenburg, die alle herkommen werden, unterhalten kann und überhaupt wie man mit unserer Hochzeit Ehre einlegt.

Erbprinz. Der Hochzeit Ihrer Prinzessin Tochter?

König. Ja wohl, Erbprinz. Ich möchte so was von Allegorien, mit dem preußischen und englischen Wappen —

Erbprinz. Englischen Wappen?

König (steht auf). Wetter, das ist mir so über die Zunge gelaufen, wie ein Hase über den Weg! Ich meine so ein Spectaculum von Einhorn, Adler, Adler, Einhorn, Leoparden, immer Eins in's Andere.

Erbprinz. England? Diese Nachricht ist so überraschend — das ganze Land, Europa, die Welt wird erstaunen, wie England zu der Ehre kommt!

König. Oho, schmeicheln Sie dem Kammerhusaren nicht! Mit England sind das schon alte Geschichten, von meiner Frau bereits seit Jahren eingefädelt.

Erbprinz. Von der Königin? Ich glaube, daß die Königin von Preußen bei weitem mehr für — für Oesterreich seyn wird.

König. Für Oesterreich? (Bei Seite.) Das konnt' ich mir gleich denken, daß sie schon wieder ihren eignen Willen haben muß! (Laut und entschieden.) Nein, heut' hab' ich einen Courier von unserm Gesandten bekommen, der mich versichert, daß es England mit dieser im Stillen abgekarteten Heirath Ernst ist. Der Prinz von Wales hat sich in England eingeschifft und kann bereits an der hannöverschen Küste gelandet seyn. Einstweilen ist im strengsten Incognito ein Bevollmächtigter von London abgegangen, der alle Punkte dieser Heirath mit mir verhandeln wird. Dieser Gesandte kann jeden Tag, jede Stunde in Berlin eintreffen. Sie würden mich also sehr verbinden —

Erbprinz (in Verzweiflung). Soll es denn ein Schäferspiel seyn?

König. Schäferspiel? Ja! Und der Kronprinz kann die Flöte blasen, die er doch hinter meinem Rücken gelernt hat.

Erbprinz (will verzweifelt gehen und kehrt wieder). Und die Herrschaften sollen selbst darin mitspielen?

König. Schreiben Sie jedem was zu sagen vor, aber mir nichts. Grumbkow soll mitspielen und Seckendorf auch —

Erbprinz (kehrt wieder zurück). Englisch oder französisch?

König. Lauter reines feuriges Deutsch! Hochdeutsch, verstehen Sie, nicht Berlinisch. (Vertraulich.) Wenn Sie etwas Holländisch dabei anbringen könnten, das wäre mir aus gewissen Handelsrücksichten nicht unerwünscht. (In's Ohr und mit dem Gestus des Rauchens.) Rauchen kann der feine Herr wohl nicht?

Erbprinz (verzweifelnd). Das nicht, Majestät, aber meine Phantasie dampft schon wie ein Vulkan!

Lakai (tritt ein). Die Geheimen Räthe bitten dringend Ew. Majestät um gnädiges Gehör.

König. Die muß die Neugier plagen! Mal herein mit! (Lakai ab.) Bringen Sie das Land auch drin an, Erbprinz, wo der Tabak wächst. Sie kennen doch —

Erbprinz. Es ist das Land, wo der Pfeffer wächst. (Ab.)

(Grumbkow und Seckendorf (treten ein, jeder mit einem kleinen Pack rothgebundener Bücher unterm Arm).

Grumbkow. Majestät halten zu Gnaden, sollte man glauben, daß im Schooß der königlichen Familie so unerhörte Frevel im Werke wären!

König. Wie giebt's denn?

Grumbkow. Ew. Majestät wissen bereits von dem Franzosen, der ohne alle Legitimation auf den Straßen Berlins einherlief und sogar sich zu sagen erdreustete, er würde als Sprachmeister bei der Prinzessin Wilhelmine angestellt werden.

König. Ist ein Perrückenmacher aus Orleans.

Seckendorf. Aber man ist auf weitere Combinationen gekommen, Majestät. Man hat bei diesem Menschen Bücher gefunden, die wirklich einen gefährlichen Zusammenhang mit Rheinsberg voraussetzen lassen.

Grumbkow. Ueberzeugen sich Ew. Majestät. Diese un=

sittlichen französischen Schriften tragen alle die Chiffre Sr. Hoheit des Kronprinzen.

Seckendorf. F. P. R.

Grumkow. Frédéric Prince Royal!

König (nimmt eins der Bücher und klingelt).

(Eversmann kommt).

König (mit höchstem Pathos). Eversmann! Meine Brille!

Eversmann (ab. Kehrt sogleich mit dem verlangten großen Glase, das aber nicht zum Aufsetzen ist, zurück.)

König. Der Generalfiskal soll die Papiere des Landstreichers auf's Genaueste untersuchen. Ich will keine französischen Possenreißer im Lande — (Sieht eins der Bücher an) der Stempel des Kronprinzen! Der Vagabund hat sie ihm gestohlen.

Grumbkow. Oder sie sind für den Unterricht der Prinzessin Wilhelmine bestimmt —

König. Dieses Genre von Büchern? Solche französische — sieh, sieh, das ist ja — das ist ja der abscheuliche Roman von dem buckligen Scarron, dem Gemahl der saubern Mad. Maintenon, die berüchtigte Satyre auf unsern Hof.

Grumbkow. Unsern Hof?

König (blättert). Eine Satyre auf uns Alle, auf mich, auf Seckendorf, auf Grumbkow, auf Eversmann —

Eversmann. Auf mich auch?

König (ernst). Der Kronprinz hat alles unterstrichen, damit man's besser versteht. Ein Marschall mit dem Beinamen: le Chicaneur. Das sollen Sie seyn, Grumbkow!

Grubkow. Empörend!

König (ernst). Der Ambassadeur Mr. le Vicomte de la Rancune mit dem Beinamen: le petit Combinateur; Seckendorf, das sollen Sie seyn!

Seckendorf. Völkerrechtswidrig!

König. Und Eversmann, den nennt er immer la Rapinière. Das heißt so viel als der alte Nimmersatt!

Eversmann. Schändlich! Und solche Bücher kommen in's Land herein und werden noch ordentlich vom Kronprinzen gestempelt?

König. Ist Wilhelmine betheiligt — es wäre empörend! Der Generalfiskal soll alles streng untersuchen. Ist denn kein ruhiger Augenblick möglich!

Eversmann. Majestät, die gottlosen Bücher sollen doch in die Scharfrichterei, damit sie öffentlich verbrannt werden?

König. Pfui! Nicht einmal als Fidibus in unserm Colleg möcht' ich sie haben. Meine Herren, schütteln Sie's ab, wie ich. Heute Abend, wenn unser Pfeifchen dampft, bei einem Trunke deutschen Gerstensaftes machen wir uns dafür über Versailles und das ganze französische Ministerium lustig.

Eversmann. Und die Bücher werden verbrannt!

König. Verbrannt? Ja, aber auf eine andre Art. Schick' Er sie vor's Oranienburger Thor in die Pulvermühlen. Da können sie für meine Grenadiere Patronen daraus machen (Ab.)

(Die Andern folgen triumphirend.)

Der Saal des ersten Aufzuges.

Hotham (tritt leise und horchend durch die Mittelthür auf). Ein Saal mit vier Thüren? Richtig! Dort die Zimmer der Prinzessin, hier die der Königin! Nun, Ritter Hotham hält sein Inkognito aufrecht bis zu einer völligen Unsichtbarkeit. Von London über Hannover hab' ich mich wie eine verbotene Waare in's Land geschmuggelt. (Wischt sich den Schweiß ab.) Der Henker hole diese reitenden Staatsgeschäfte, wo man die Salonroutine eines Dandys mit dem gefühllosen Knochenbau eines Postillons vereinigen muß! Seit vier Tagen nicht vom Pferde gekommen — ah —

(wirft sich in einen Sessel) — — — —. Alles still wie ein englischer Sonntag. (Erhebt sich). Ich höre kommen —

Erbprinz (reißt die Thür auf und bleibt in zweifelnder Stellung stehen).

Hotham (bei Seite). Nun?

Erbprinz (tritt wieder leidenschaftlich einen Schritt vor und hält sich die Hand vor die Stirne).

Hotham (bei Seite). Ich glaube, der macht Verse.

Erbprinz (stürzt in gleicher Art zu den Zimmern der Prinzessin und erblickt Hotham). Wie? Wen seh' ich?

Hotham (überrascht). Täusch' ich mich?

Erbprinz. Hotham? Ist es möglich? Freund, Sie in Berlin?

Hotham. Prinz, was ist Ihnen?

Erbprinz. In einem Augenblicke, wo ich der Verzweiflung nahe bin, treff' ich Sie wieder, Hotham, herrlicher, trefflicher Mensch! Ist es denn möglich! Wo kommen Sie her?

Hotham. Aus England, Prinz! Mit den besten Grüßen von allen unsern Freunden und dem Auftrag, Sie einzufangen und wieder mit zu bringen in unsre Wettrennen, Fuchsjagden und Boxvergnügungen, deren leidenschaftlicher Verehrer Sie waren.

Erbprinz. Ach, Hotham, für mich sind diese Freuden verloren.

Hotham. Hat Sie Ihr Vater von der Thronfolge ausgeschlossen?

Erbprinz. Freund, berühren Sie mich nicht an dem wundesten Fleck meines Daseyns! Verschaffen Sie mir das Kaiserthum von Marokko!

Hotham. Ich glaube, Sie haben Fieberträume. Haben Sie meinen Beistand nöthig, der Ihnen wenigstens die kalte Vernunft ersetzen kann?

Erbprinz. Hotham, Sie sind ein Genie, Sie sind ein

Kopf, an dem noch manche Intrigue der Feinde Ihres Vaterlandes scheitern wird, aber mir können Sie nicht helfen.

Hotham. Warum nicht, Prinz! Ich bin Ihnen verpflichtet, ich bin Ihr Schuldner für tausend Dienste, die Sie mir bei Ihrer Anwesenheit in England geleistet haben. Sie haben mich durch Ihren Einfluß in die Nähe der ersten Staatsmänner gebracht. Sie haben mir meine Carriere als Diplomat aufgeschlossen. Ihnen verdank' ich, was ich bin und habe — befehlen Sie über meinen Verstand, er soll für Sie denken, über meinen Arm, er soll für Sie handeln.

Erbprinz. Hotham, ich bin hier in einer ganz eignen Lage —

Hotham. Prinz, ich widme Ihnen mein Leben, denn ich verdanke es Ihnen. Was wär' ich ohne Sie? Durch Sie bin ich mit ehrenvollen Missionen beauftragt worden. Durch Sie bin ich hier.

Erbprinz. Was thun Sie hier?

Hotham (sich umsehend). Eine Sache von Discretion, die ich indessen, wenn Sie es verlangen, nicht Anstand nehme, Ihnen mitzutheilen.

Erbprinz. Ich bin nicht neugierig. Wird es lange währen?

Hotham. Es hängt von den Umständen ab. Diese Umstände sind aber zarter Natur.

Erbprinz. Zarter Natur?

Hotham (leise). Es ist eine Unterhandlung wegen eines abzuschließenden Ehevertrags —

Erbprinz. Ehevertrags? —

Hotham. Zwischen der Prinzessin Wilhelmine und dem Prinzen von Wales.

Erbprinz. Wie? Hotham? Das ist zu stark! Sie sind der Gesandte, von dem so eben der König mit mir gesprochen hat —

Hotham. Der König? Wär' er schon unterrichtet?

Erbprinz. Sie, der unwiderstehliche geniale Diplomat, den man mit offenen Armen erwartet?

Hotham. Wie? Der König wäre der Heirath des Prinzen von Wales günstig?

Erbprinz (bei Seite komisch). Ich glaube fast, ich bin ein Narr, wenn ich ihm das eingestehe. Es ist entsetzlich. Ich habe den Menschen da als ein Genie aus Tausenden herausgefunden, ich hab' ihn in die Verwaltung gebracht und nun muß ich selbst darunter leiden, daß er mir Ehre macht. Nun, so wissen Sie denn, mein Herr, daß König und Königin, ohne ihr Einverständniß zu ahnen, dieser Heirath mit allem, was drum und dran hängt, von Herzen zugethan sind, zugleich aber auch, daß die Prinzessin Wilhelmine, dies Opfer Eurer Politik, von einem Fürsten geliebt wird, der sich zwar an Macht und Größe mit Eurem Prinzen von Wales nicht messen kann, an Hingebung, Liebe und Leidenschaft jedoch alle nur möglichen gekrönten Bewerber um die Hand dieses Engels himmelweit, ja paradiesischweit übertrifft, von einem Prinzen, der ich selber bin.

Hotham (nach einer Pause). Ah so! Das ist freilich eine Entdeckung, die ich nicht ahnen konnte und, wie ich leider hinzufügen muß, keine erfreuliche. Aber sollte man Ihnen, wenn Sie sich darum bewürben, die Hand der Prinzessin nicht zugestehen?

Erbprinz. Einem kleinen deutschen Duodezprinzen? Wenn man die Wahl zwischen künftigen Königen und Kaisern hat? Sprechen Sie mit der Königin von mir und Sie werden finden, daß sie regelmäßig Ansbach und Baireuth verwechselt.

Hotham. Prinz, diese Entdeckung ist um so unerfreulicher, als ich allerdings als Bevollmächtigter des Ministeriums Alles aufbieten muß, das Projekt dieser Ehe zu Stande zu bringen.

Erbprinz. Natürlich! Sie müssen ja meiner Empfehlung Ehre machen.

Hotham. Und doch wag' ich's auszusprechen, daß vielleicht unter gewissen Verhältnissen — möglicherweise — diese Heirath mit England nicht zu Stande kommen dürfte.

Erbprinz. Nicht zu Stande kommen?

Hotham. Es können Umstände eintreten, wo ich nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht hätte, jeden weitern Gedanken an diese Ehe aufzugeben.

Erbprinz. Hotham? Sie geben mir das Leben wieder!

Hotham. Der Prinz von Wales, Hoheit, ist nicht derjenige, in dessen Auftrag ich hier erschienen bin.

Erbprinz. Wer schickt Sie denn?

Hotham (feierlich). Die englische Nation, das Ministerium, das englische Parlament! Sie wissen, Prinz, und haben sich bei Ihrer Anwesenheit in England selbst davon überzeugt, daß das Haus Hannover auf den Thron von England unter Umständen berufen worden ist, die es ihm zur Pflicht machen, seinen persönlichen Willen dem allgemeinen Interesse des Landes unterzuordnen. Ueber die persönliche Neigung des Prinzen von Wales zu seiner Cousine, der Prinzessin Wilhelmine, bin ich so gut wie nicht unterrichtet. Lieben sie sich, lieben sie sich nicht, dem Parlament ist darüber nichts zu Protokoll gegeben. Wohl aber ist der Prinz von Wales, als künftiger König von England, berufen, jede Verbindung einzugehen, die ihm das Nationalinteresse als wünschenswerth andeuten wird. Eine solche ist nun aber unter den gegenwärtigen politischen Constellationen die mit der Dynastie des jugendlich aufstrebenden Königreichs von Preußen.

Erbprinz. Und darin finden Sie Hoffnung für mich?

Hotham. Nicht in diesem meinem unglücklichen Auftrage, wohl aber in einer Clausel desselben: diese Ehe, und möcht' ihr

auch Alles günstig seyn, nur unter der Bedingung abzuschließen, daß (sich umsehend) die bisher von Preußen ausgeschlossen gewesenen englischen Waaren auf's Neue unter annehmbaren Bedingungen (lächelnd und leise) in Preußen wieder eingelassen werden.

Erbprinz. Und in dies kaufmännische Projekt mischt sich eine Frage der Liebe, eine Angelegenheit des Herzens?

Hotham. Ich vertrete die Herzen uns'rer Kaufleute, die heiß für den Thron, noch heißer aber für ihre Rimessen schlagen. Haben uns're Fabriken nichts zu hoffen, dann, (reicht dem Erbprinzen die Hand) Prinz, mein Beschützer, mein Beförderer, dann bin ich der Ihre, und Sie sollen sehen, daß ich noch manche Talente besitze außer denen eines Diplomaten.

Erbprinz. Wie könnten Sie aber —

Hotham. Warten Sie ab, Prinz, und vertrauen Sie!

Erbprinz. Aber meine Liebe ist keine Mercantilfrage.

Hotham. Doch! doch! Wenn ich mich Ihnen in dem Falle, daß sich der König zu dem Handelstraktate nicht versteht, ganz gewidmet habe, wenn Sie werden gesehen haben, Prinz, daß gegen einen Fürsten, dem ich durch einen Zufall bekannt wurde und der sich als meinen Wohlthäter bewährte, in mir ein Herz voll Liebe und Dankbarkeit schlägt, wenn Sie endlich die Hand der Prinzessin werden erobert haben, dann erbitt' ich mir von Ew. Hoheit, als deutschem Fürsten, am Reichstage von Regensburg mitten im Herzen von Deutschland Ihren Beistand zu einer kleinen Stipulation — mit dem deutschen Reiche über uns're harmlosen unschuldigen Fabrikerzeugnisse. Doch das wird sich ja finden. Einstweilen, vertrauen Sie! Dort sind die Zimmer der Königin. Leben Sie wohl! (Ab.)

Erbprinz (allein). Jetzt hab' ich Land, jetzt wird sich operiren lassen. Einen Hotham zur Rechten, fehlt nur noch

ein weiblicher Beistand zur Linken. Der Augenblick ist günstig. Ich versuche die Sonnsfeld, die kleine Hofdame der Prinzessin, mit in die Verschwörung zu ziehen. Sie weilt hier im Vorzimmer. Ich klopfe. (Geht leise an die Thür der Prinzessin und klopft.) Ich höre Geräusch — (Klopft noch einmal.) Das Rauschen eines Kleides — sie ist's — (Er zieht sich etwas zurück und wendet sich dann um). Erst diese kleinen Vorposten, und dann das Haupttreffen! —

P. Wilhelmine (tritt ein).

Erbprinz (erschrickt). Ah, Sie selbst.

P. Wilhelmine. Sind Sie es, Erbprinz? Ich habe Ursache, recht erzürnt auf Sie zu seyn.

Erbprinz. Auf mich? Hoheit, auf mich?

P. Wilhelmine. Ja auf Sie! Nun stellen Sie sich an, als wenn Sie nicht wüßten, welche Beleidigung Sie mir zugefügt haben.

Erbprinz. Beleidigung? Prinzessin, wollen Sie mich rasend machen? Nun noch eine Beleidigung gegen Sie?

P. Wilhelmine. Haben Sie nicht gehört, wer hinter Ihrem gelehrten Herrn Laharpe verborgen ist?

Erbprinz (schnell). Reine Verleumdung, Prinzessin! Laharpe ist ein höchst geistreicher, ein sehr witziger Kopf und man soll lange in Berlin suchen, ehe man unter den hiesigen Gelehrten einen Mann von solcher Bildung findet.

P. Wilhelmine. So? Wissen Sie denn nicht, daß es schon herrausgekommen ist? Es ist ein Perrückenmacher aus Orleans!

Erbprinz. Hoheit, ich sag' Ihnen, es ist kein Perrückenmacher! Wohl versteht er seine Sache bis auf's Haar, er hat die Schminke studirt, aber die Schminke eines eleganten Ausdruck, er geht mit Puder um, aber mit dem Puder der Sophistik, den er Einem in die Augen streut — schlimm genug, Hoheit, daß die Staaten Ihres königlichen Vater so verrufen

sind, daß Männer von Geist, Poesie und Witz vom Auslande nicht anders hier zugelassen werden, als wenn sie sich einen Paß als Perrückenmacher geben lassen.

P. Wilhelmine. Unser Plan ist zerschlagen, Laharpe verwiesen —

Erbprinz. Ein schwacher Abglanz seines Geistes ist zurückgeblieben. Prinzessin, sehen Sie mich nicht für unwürdig an, seine Stelle zu vertreten. Lassen Sie mich das selige Gefühl empfinden, beigetragen zu haben, Sie den Fesseln einer Lage zu entreißen, die über alle Grenzen des schuldigen, kindlichen Gehorsams hinausgeht —

P. Wilhelmine (ängstlich). Prinz, welche Sprache!

Erbprinz. Die Sprache eines Gefühls, das sich nicht länger besänftigen, eines Unwillens, der sich nicht länger unterdrücken läßt. Prinzessin, wissen Sie, daß Sie bestimmt sind, gegen die Erzeugnisse der englischen Fabriken an England ausgewechselt zu werden?

P. Wilhelmine (entrüstet). Wer sagt das?

Erbprinz. Fern sey es von mir, ein Urtheil über Ihre Neigung haben zu wollen, fern sey es von mir, zu forschen, ob Ihr Ehrgeiz nicht vielleicht überrascht wird, wenn Sie hören, daß Sie selbst eine Kaiserkrone erringen können, aber wenn Sie den Prinzen von Wales lieben —

P. Wilhelmine. Den Prinzen von Wales? Wer behauptet das?

Erbprinz. Ihre Mutter, die es ahnt, Ihr Vater, der es befiehlt.

P. Wilhelmine. Den Prinzen von Wales? Meinen Cousin, den ich nie gesehen? Einen Prinzen, der nie ein Interesse an mir verrathen hat? Einen Prinzen, den ich seiner freien Sitten wegen verabscheue?

Erbprinz. Prinzessin, Sie lieben den Prinzen nicht?

P. Wilhelmine. Mein Herz ist frei. Keine Macht der Erde soll mich zwingen, es einem Manne zu schenken, den ich nicht selber wähle.

Erbprinz. Hör' ich recht?

P. Wilhelmine (sich zur Kraft erhebend). Ich war gehorsam von den ersten Regungen meines Bewußtseyns an. Nie hab' ich einen Willen gehabt, nie gewagt, wenn ich ihn hatte, einen Willen zu äußern. Aber wenn man mir das Einzige rauben will, was mir nach ewigen Demüthigungen noch als mein unantastbares Eigenthum geblieben ist, die freie Wahl meines Herzens, dann ist die grundlose Tiefe meines Gehorsams erschöpft. Ich fühle, daß mein Bruder berechtigt war, sich von einem solchen Joch zu befreien und ich werde der Welt zeigen, (stolz) daß ich die Schwester dieses Bruders bin.

Erbprinz. Prinzessin! (Bei Seite.) Was thu' ich nur? (Laut.) Prinzessin, drüben die grünen Guirlanden an dem kleinen Fenster, die Blumenstöcke sind ein so traulicher Versteck, der kleine Hänfling in dem Bauer wartet so ungeduldig auf die Ankunft seiner holdseligen, freundlichen Herrin —

P. Wilhelmine. Was wollen Sie dort?

Erbprinz. Die Stelle eines verkannten, verleumdeten Gelehrten vertreten und unter vier Augen, nicht beängstigt von diesen Fußtritten in den Corridoren, von den grausamen (Trommeln in der Ferne) Wächtern Ihrer Freiheit, der liebeswürdigsten Fürstin Europa's sagen —

P. Wilhelmine. Sie haben mir nichts, gar nichts zu sagen —

Erbprinz (stürzt ihr zu Füßen). Prinzessin, daß es einen Fürsten giebt, der dereinst zwar nur über einen kleinen Flecken deutscher Erde zu gebieten hat, dem aber der Zauber Ihrer

Schönheit, die Güte Ihres Herzens den Muth giebt zu sagen: Ich liebe Sie, ich bete Sie an!

P. Wilhelmine. Prinz, was beginnen Sie? Stehen Sie auf, ich höre kommen —

Erbprinz. Nicht eher, als bis Sie mir sagen: Ich komme —

P. Wilhelmine. Wenn man uns überraschte, stehen Sie auf! —

Erbprinz. Werden Sie kommen?

P. Wilhelmine. Wohin denn? Auch dort bin ich nicht ohne Zeugen.

Erbprinz. Aber es sind Menschen, die sich in ihrer Armuth glücklich fühlen, daß eine Fürstin eine Stunde bei ihnen frei ist. Ich habe Ihnen viel zu sagen, über die englischen und österreichischen Pläne, die man mit Ihnen hat. Prinzessin, Sie müssen es mir im Style von Versailles, den ich gründlich kenne, wieder sagen, daß Sie mich hassen, mich verabscheuen —

P. Wihelmine. Prinz, Sie foltern mich. Ich höre Stimmen — man nähert sich, stehen Sie auf —

Erbprinz. Werden Sie kommen?

P. Wihelmine (in großer Angst sich umsehend). Sie sind fürchterlich — grausamer Mensch — Sie stehen nicht auf?

Erbprinz. Nicht eher, als bis Sie sagen: Ich komme —

P. Wilhelmine. Wenn Sie mir versprechen, nur von den Plänen, die man mit mir hat, und von der Grammatik zu reden —

Erbprinz (springt auf). Sie werden kommen? Bei allen Sternen des Himmels schwör' ich Ihnen, mit dem Verbum j'aime, ich liebe, zu beginnen und Sie sollen gestehen, daß gegen die Sprache, die ein liebendes Herz redet, gegen die

Kunst, die in der ungeschminkten Natur liegt, selbst Voltaire nur ein Perrückenmacher ist. (Ab).

P. Wilhelmine (stürzt erst dem Erbprinzen nach, wankt dann zurück und geht in schwankenden Schritten an den Tisch, wo sie klingelt.)

Sonnsfeld (tritt ein. Nach einer Pause, in der sie befremdet die Prinzessin anblickt). Königliche Hoheit befehlen?

P. Wilhelmine (wie aus einem Traum aufsehend). Ich? Nichts!

Sonnsfeld. Ihre Hoheit haben geklingelt?

P. Wilhelmine. Ja wohl! Meine Mantille — meinen Fächer — den Schleier! —

Sonnsfeld. Wollen Ew. Hoheit ausgehen?

P. Wilhelmine. Ich will ausgehen.

Sonnsfeld. Haben Ew. Hoheit Erlaubniß dazu?

P. Wilhelmine. Erlaubniß? Fängst auch Du so an? Hole, was ich gesagt habe —

Sonnsfeld (sieht sich groß an und geht ab).

P. Wilhelmine (allein). Ja, ich bin dieser Lage müde! Ich fange an mich zu fühlen, seitdem ich sehe, daß es noch Menschen giebt, die meinen kleinen Werth erkennen. Dieser Zustand war zu schrecklich. Ich bin dieses Kamaschendienstes, dieser unwürdigen Subordination überdrüssig —

Sonnsfeld (kommt mit Mantille, Fächer und Schleier zurück).

P. Wilhelmine. Du hättest wohl auch die Mantille mit den Brüsseler Spitzen wählen köpnen.

Sonnsfeld. Königliche Hoheit, was bezwecken Sie denn?

P. Wilhelmine. Wirf mir den Schleier um! — Frag' mich doch nicht nach allen Dingen, die ich unternehme! Muß ich denn über jede Kleinigkeit, die ich mir erlaube, Rechenschaft geben?

Sonnsfeld. Mein Himmel, haben Sie sich den revolutionären Ideen der Königin angeschlossen?

P. Wilhelmine. Ich schließe mich Niemandem an. Ich will endlich einmal zeigen, daß eine Prinzessin von Preußen das Recht hat, ohne Erlaubniß von einem Hofe des Schlosses in den andern zu gehen. Ich bin es müde mich tyrannisiren zu lassen. Der große Kurfürst hat auch für mich gelebt. Auch für mich sind die Hohenzollern dagewesen. Adieu! (Reicht der Sonnsfeld die Hand zum Kusse.) Küss' mir die Hand! Vergiß nie, daß ich die Tochter eines Königs bin, der sehr große, sehr bedeutende Pläne auf die Zukunft eines Kindes baut, eines Kindes, das, selbst wenn es eigensinnig genug wäre, auf diese bedeutenden Pläne nicht einzugehen, doch niemals aufhören würde, eine Prinzessin von Preußen zu seyn.

(Sie will abgehen.)

(Die hintere Thüre wird geöffnet. Eckhof mit drei Grenadieren tritt ein. Die Thür bleibt offen.)

Eckhof. Halt!

Sonnsfeld. Prinzessin, bekommen Sie eine Ehrenwache?

Eckhof. Grenadiere vor!

(Noch drei Mann treten herein ohne Gewehr. Der Eine trägt eine große Bibel, der Andere eine Suppenterrine, der Dritte einen Strickstrumpf.)

Eckhof (tritt gravitätisch an die Prinzessin heran). Königliche Hoheit wollen allergnädigst verzeihen, daß ich in Folge einer von Sr. Majestät verhängten Specialuntersuchung wegen verbotener Verbindungen mit dem Schlosse Rheinsberg Ew. Hoheit ersuchen muß, einem von Sr. Majestät verordneten strengsten Zimmerarreste sich allergnädigst unterwerfen zu wollen.

Sonnsfeld. Prinzessin!

Eckhof. Ingleichen haben Se. Majestät folgende allerhöchste Anordnungen zu treffen geruht. Grenadier vor!

Erster Grenadier (mit der Bibel tritt vor).

Eckhof. Königliche Hoheit haben Sprüche Salomonis Capitel 3—5 so auswendig zu lernen, daß der Oberhofprediger

Ew. Hoheit Morgen früh um fünf Uhr darin examiniren kann. Zweiter Grenadier vor!

Zweiter Grenadier (mit der Suppenterrine).

Eckhof. Die Ew. Hoheit zugetheilte Kost wird täglich aus der Garnisonküchenverwaltung pünktlichst verabfolgt werden.

Sonnsfeld (öffnet außer sich, die Terrine). Abscheuliche Kost! Gequollene Erbsen.

Eckhof. Dritter Grenadier vor!

Dritter Grenadier (mit dem angefangenen Strickstrumpf).

Eckhof. Endlich haben Se. Majestät befohlen, daß Ihre Hoheit alle zwei Tage für das wohllöbliche Berliner Waisenhaus ein Paar baumwollene Strümpfe fertig zu stricken haben. Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, mein Auftrag ist beendet.

Sonnsfeld (in Verzweiflung). Prinzessin, sind das die Pläne, die der König mit Ihrer Zukunft hat?

P. Wilhelmine (zitternd vor Aufregung). Beruhige Dich, meine Freundin! Ja es ist der Anfang einer neuen Lebensbahn für mich. Wohlan! Der Kampf beginne! Geht zu meinem Vater und sagt ihm —

Sonnsfeld (pathetisch). Geht zum König und sagt ihm — (zur Prinzessin) Ja, was sollen sie ihm sagen?

P. Wilhelmine (pathetisch und entschieden). Sagt ihm, daß ich —

Sonnsfeld (pathetisch). Sagt ihm, daß wir —

P. Wilhemine. Die Sprüche zwar lernen würden —

Sonnsfeld. Daß wir die Erbsen zwar essen würden —

P. Wilhelmine. Daß es aber unsre Schuld nicht wäre, wenn wir in der Verzweiflung unsres Herzens —

Sonnsfeld. An den Waisen-Strümpfen die Maschen fallen ließen —

P. Wilhelmine (in Verzweiflung). Und uns lieber wünschten, Prinzessin von Reuß —

Sonnsfeld. Schleiz —

P. Wilhelmine. Greiz und Lobenstein zu seyn!

(Beide heftig ab.)

Dritter Aufzug.

Das Zimmer der Prinzessin. Mittelthür und Thüren links und rechts.

Prinzessin Wilhelmine (lehnt nachdenklich am Fenster). Die Sonnsfeld (sitzt links und strickt).

P. Wilhelmine (bei Seite). Stunde um Stunde vergeht. Was wird er von mir denken oder sollt' er mein Schicksal schon erfahren haben?

Sonnsfeld. Sagten Sie etwas, Königliche Hoheit?

P. Wilhelmine. Ich sagte nichts.

Sonnsfeld. Es schien mir, als sprächen Sie mit sich selbst. Werden Sie nur nicht schwermüthig. Die Verse werden Sie bald auswendig wissen und vom Stricken lös' ich Sie ab —

P. Wilhelmine. Du bist so gut! Besser, als ich es heut' um Dich verdient habe. Es ermüdet doch, gieb her —

Sonnsfeld. Lassen Sie nur. — Nehmen Sie den andern angefangenen — so arbeiten wir vor und können später ausruhen.

P. Wilhelmine (nach der Thür hinhorchend). Und nicht einmal, daß einem ein freies Wort gegönnt ist.

Sonnsfeld (steht auf und sieht an die Thür hin). Es ist grausam — Soldaten den Anblick einer Prinzessin zu gönnen, die man so tief erniedrigt, Strümpfe zu stricken.

P. Wilhelmine. Warum? Es läßt recht häuslich.
(Sie strickt).

Sonnsfeld. Was würde der Erbprinz sagen, wenn er Sie so erblickte?

P. Wilhelmine. Der Erbprinz? Wie kommst Du auf den?

Sonnsfeld. Sie werden nicht läugnen können, daß Sie von dem Prinzen mit einer Aufmerksamkeit behandelt werden, die fast zärtlich zu nennen ist.

P. Wilhelmine. Von dem Prinzen?

Sonnsfeld. Diese Augen! Diese Blicke! Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Ihnen der Kronprinz in diesem jungen schönen Fürsten nicht zugleich den feurigsten Liebhaber geschickt hat, den es nur unter der Sonne geben kann.

P. Wilhelmine. Sonnsfeld! Welch Einbildung!

Sonnsfeld. Er legt eine so große Verehrung vor Ihnen an den Tag, daß ich mich sehr täuschen müßte, wenn ich nicht annehmen wollte, unsre Schildwacht draußen trüge schon längst ein Billet von ihm an Ew. Hoheit in der Tasche.

P. Wilhelmine. Welche entsetzliche Combination!

Sonnsfeld. Nicht wahr? Eine Combination, würdig eines Seckendorf! Ich werd' ihn fragen —

P. Wilhelmine. Bist Du von Sinnen?

Sonnsfeld (an der Thür). Heda! Grenadier!

Eckhof (tritt ein). Zu befehlen!

Sonnsfeld. Hat er nicht ein Billet für uns erhalten?

Eckhof. Halten zu Gnaden, ja.

Sonnsfeld (zur Prinzessin). Da sehen Sie — Vom Erbprinzen von Baireuth?

Eckhof. Halten zu Gnaden, ja!

P. Wilhelmine. Wo ist es? Hat Er es angenommen?

Eckhof. Halten zu Gnaden, nein! (Geht hinaus.)

Sonnsfeld. Abscheuliches Land! Die Gefühllosigkeit erstreckt sich hier schon auf die ungebildeten Volksklassen.

P. Wilhelmine. Wie konnte der Erbprinz auch nur annehmen, daß die Wache sich erlauben wird, so gegen den Anstand zu verstoßen.

Sonnsfeld. Würden Sie es denn nicht angenommen haben?

P. Wilhelmine. Nimmermehr!

(Ein Brief, mit einem kleinen Stein beschwert, wird durch's Fenster geworfen.)

Sonnsfeld. Ein Brief durch's Fenster — ach, was bin ich erschrocken!

P. Wilhelmine. Nimm ihn auf.

Sonnsfeld. An Ew. Hoheit —

P. Wilhelmine. An mich? (Erbricht ihn.) Vom Erbprinzen! (Liest bei Seite) „Angebetete! Wollen diese Grausamkeiten gar kein Ende nehmen? Hat man schon begonnen, Sie mit England zu quälen? Man wird zu Ihnen kommen, Sie zu dieser Verbindung zwingen wollen, aber Ritter Hotham, der englische Abgesandte, ist mein Freund, Ihr Freund und wird für Sie handeln, während er gegen Sie zu handeln scheint. Ein gefährliches Spiel, aber es gilt Ihre Freiheit und mein Leben. Die Liebe versteht mich."

Sonnsfeld. Darf man wissen?

P. Wilhelmine (in Verlegenheit). Eine kleine Beileidbezeigung — von — von — einem unsrer guten Diener —

Sonnsfeld. O diese guten Leute haben Sie alle so lieb! (Pfiffig). Sie müssen doch wohl antworten —

P. Wilhelmine. Nur zwei flüchtige Worte — es ist wirklich zu unbedeutend —

Sonnsfeld. O man stößt doch Niemanden zurück! Ich will doch sehen, ob unser Grenadier noch immer störrisch ist —

Wilhelmine. Wo denkst Du hin —

Sonnsfeld. Wir machen noch einen Versuch.

(Tritt an die Thür.)

Heda, rauher Krieger! —

Eckhof (tritt ein). Zu befehlen!

Sonnsfeld. Warum hat Er den Brief nicht angenommen?

Eckhof. Es stehen Spießruthen drauf.

Sonnsfeld. Wir haben Mittel, solche Strafen gut zu machen.

Eckhof. Die haben Sie nicht.

Sonnsfeld. Ist Geld kein Mittel?

Eckhof. Ließe sich auch Schande durch Geld heilen, so können Sie von allen Mitteln doch dieses grade am wenigsten anwenden.

P. Wilhelmine. Wie so?

Eckhof. Weil Ew. Hoheit kein Geld haben.

Sonnsfeld. Abscheulicher Mensch!

P. Wilhelmine (bei Seite). Er kennt unsre Lage nur zu gut. Wir müssen den Gedanken einer Antwort aufgeben.

Eckhof. Darf ich abtreten?

Sonnsfeld. Vorwitziger Mensch! Wie heißt Er?

Eckhof. Eckhof.

Sonnsfeld. Wo ist Er her?

Eckhof. Aus Hamburg.

Sonnsfeld. Was hat Er eigentlich gelernt?

Eckhof. Nichts.

P. Wilhelmine. Nichts? Das ist sehr wenig.

Sonnsfeld. Was hat Er denn werden wollen?

Eckhof. Alles!

P. Wilhelmine (bei Seite). Ein sonderbarer Mensch! (Laut.) Examinir' ihn; er unterhält uns wenigstens.

Sonnsfeld (zu Eckhof). Wir sind nicht gescheut genug,

seine geistreichen Antworten zu verstehen. Wie hängt sein Alles und Nichts zusammen?

Eckhof. Ich bin in meiner Jugend bei einem Theater aufgewachsen und habe dort Anfangs nichts gelernt, als die Lichter putzen. Unser Prinzipal entließ seine Gesellschaft und ich war genöthigt, Dienste bei einem Postschreiber zu nehmen. Als mir aber die Frau meines neuen Herrn zumuthete, als Bedienter hinten auf ihre Kutsche aufzusteigen, nahm ich den Wanderstab. Ich bettelte mich zu einem Rechtsgelehrten nach Schwerin durch, der mich als Schreiber bei sich anstellte. Die Post und die Gerichtsstube waren zwei neue Theater für mich. Briefadressen regten meine Phantasie, Prozesse meinen Verstand an. Der Gedanke, von der Bühne herab menschliche Größe und menschliche Verbrechen in lebenstreuen Zügen wieder zu geben, das Laster und die Tugend zu malen, wie sie sind, begeisterte mich, aber die Gelegenheit ihn auszuführen fand sich nicht. Der Zufall spielte mich in einem Augenblick, wo ich leichtsinnig die Schwermuth in einem Rausche zu vergessen suchte, preußischen Werbern in die Hände. Das dargebotene blanke Silber blendete: ich verlor meine goldene Freiheit. Seitdem trag' ich die Muskete. Die tausend Mal erwachende Sehnsucht nach der Kunst, zu der ich den Beruf wie eine heilige Mahnung in mir fühle, übertäubt jetzt die lärmende Trommel, den Trieb nach edlerer Menschendarstellung schnürt die Uniform zusammen, und in abgerichteter, unfreier Bewegung der Glieder wird auch wohl zuletzt der freie Wille und das Gefühl der menschlichen Würde absterben. Von diesem Schicksal erlöst den verkauften armen Soldaten nichts, als der Tod.

P. Wilhelmine (bei Seite wehmüthig). Ein Bild meiner eignen Leiden.

Sonnsfeld. Das ist schon ganz gut, aber im Grunde kann Er froh seyn, wenigstens jetzt etwas zu seyn, da Er nichts gelernt hat.

Eckhof. Aus Büchern wenig, aber viel aus dem Leben. Auch versteh' ich etwas Musik.

Sonnsfeld. Musik? Da könnt Er die arme gefangene Königstochter hier unterhalten! Prinzessin, die Flöte des Kronprinzen —

Eckhof. Ich spiele die Violine —

Sonnsfeld. Auch eine Violine ist da. Wir haben hier das ganze Orchester des Kronprinzen (geht an den Schrank) versteckt! Da! (Bringt eine Violine) Spiel' Er uns! Wir tanzen —

P. Wilhelmine. Wo denkst Du hin? Dort die Zimmer der Königin. Hier (auf Rechts zeigend) kann uns jeden Augenblick der König überraschen —

Sonnsfeld. Eine kleine Francaise! Eine Vorübung zu dem Fackeltanz bei Ihrer Vermählung!

P. Wilhelmine. Du kennst den Abscheu des Königs gegen Spiel und Tanz.

Sonnsfeld. Eckhof, nimm Er nur! Fang' Er nur an!

Eckhof (sieht sich ängstlich um). Wenn ich aber — mein Himmel — (wehmüthig) seit drei Jahren hab' ich ein so edles, zaubervolles Instrument nicht berührt!

Sonnsfeld. Nur zu! Prinzessin, ich bin der Herr, Sie sind die Dame.

Eckhof (spielt einen Tanz in dem einfachen naiven Geschmack jener Zeit. Die beiden Damen tanzen).

Sonnsfeld. Brav, Eckhof! Es geht ganz gut. Ach welche Wohlthat, einmal tanzen zu können! So — la, la, la, la. (Sie singt die Melodie mit).

Der König (ist während dieses Tanzes aus der Seitenthür rechts leise eingetreten. Die Tanzenden und den musizirenden Grenadier erblickend stutzt er. Diese bemerken ihn nicht. Er schleicht näher und sucht sich unbemerkt mit in den Tanz zu mischen).

P. Wilhelmine. Sonnsfeld, Du tanzest falsch — jetzt der Herr! (Reicht rückwärts ihre Hand.) So!

König (faßt diese leise mit einem Finger und tanzt etwas mit).

P. Wilhelmine. Wie schwerfällig, Freundin! (Tanzt.) Was hast Du für eine garstige rauhe Hand! (Sieht sich um und erblickt den König, der plötzlich die Melodie mit rauher Stimme mitgesungen hat. Alle erschrecken.)

Eckhof (präsentirt mit der Violine).

König (sehr gereizt). Recht niedlich! Recht schön! Also das sind die Sprüche Salomonis? Tanz und Assemblée in meinem Schlosse bei hellem lichtem Tage? Und ein Grenadier, ein preußischer Soldat, der auf der Wache seinen Arrestanten Violine vorspielt?

Sonnsfeld. Vergebung, Majestät, wir haben ihn gezwungen —

König. Gezwungen? Einen Soldaten zwingen, zwingen, die Pflichten seines Dienstes auf eine so teuflische Art zu verletzen? O, für den muß ich eine Strafe ersinnen, die bisher in der preußischen Armee noch nicht dagewesen ist.

P. Wilhelmine. Gnade, Majestät, Gnade!

König. Du, schweig! Mit Dir werd ich hernach reden. Ihm, Konrad Eckhof, diktir' ich zur Strafe: Er ist aus der Armee, die unter meinen ruhmvollen Fahnen steht, ausgestoßen. Er ist ausgestoßen, nicht etwa in eine Sträflingskompagnie oder in den ehrenvollen Bürgerstand, sondern hör' Er, was sein Sickfal seyn soll. Auf dem Lagerhause oben in der Klosterstraße ist der Zeit eine Truppe deutscher Komödianten angekommen. Diese Gaukler sind in großen Nöthen, weil ihnen der Hanswurst ausgeblieben ist, den sie sich aus Leipzig verschrieben haben. Zu diesen Possenreißern, hört Er, geht Er mir hinaus, legt seine glorreiche preußische Uniform ab und meldet sich, ich schickte Ihn hinaus, zur Warnung für Jedermann, als einen Erzhanswursten, der die deutsche Nation hinfort mit seinen komödiantischen Späßen kriminaliter amüsiren soll. Schande über Ihn!

Eckhof (in freudigster, jedoch verborgener Erregung mit einem Blick gen Himmel). Schauspieler? Danke Ew. Majestät für allergnädigstes Erkenntniß. Eckhof wird sich bemühen, sich und seinen verächteten, neuen Stand wieder zu Ehren zu bringen. (Ab.)

König. Sie, mein Fräulein von Sonnsfeld, sollten je eher je lieber Ihre mütterliche Aussteuer einpacken und nach Dresden aufbrechen, wo mein lieber Vetter, der König von Sachsen, solche Nymphen und Grazien wie Sie für die Hoffeuerwerke und Hofballete nöthig hat.

Sonnsfeld (im Abgehen, bei Seite). Er straft in seinem Zorn mit Dingen, die jedem Gebildeten nur angenehm seyn können. (Ab.)

König. Wilhelmine!

P. Wilhelmine. Majestät, was hab' ich verbrochen, daß ich so unglücklich seyn muß, Ihnen ewig zu mißfallen?

König. Majestät nennst Du mich, weil Du kein kindliches Herz für Deinen Vater hast. Ich hab' Euch erzogen nach alter deutscher Sitte: ich habe französische Eitelkeit und englische Narrheit von Euern kindlichen Herzen zu entfernen gesucht. Ich habe auf dem Thron zeigen wollen, daß Könige in ihren Familien ein Muster für den biedern Hausstand ihrer Unterthanen seyn sollen. Hab' ich's erreicht?

P. Wilhelmine. Sie bestrafen uns für unsre Sünden auch streng genug!

König. Lange nicht streng genug. Ein Perrückenmacher hat Dich in allen Zweideutigkeiten der französischen Sprache unterrichten sollen —

P. Wilhelmine. Es war kein Perrückenmacher!

König. Es war einer.

P. Wilhelmine. Wenn es einer war, so hassen Sie ihn nur Ihrer garstigen Zöpfe wegen!

König. Lästre nicht! Der Zopf ist die Zierde des Mannes. Im Zopf liegt die zusammengeflochtene Kraft des Mannes. Der Zopf, das ist nichts Wildes, Flackerndes, Wüstes um den Kopf, den Sitz der menschlichen Seele, wie bei den geckenhaften Buschmännern jetzt mit ihrem langen zottigen Haar, sondern einfache, sittliche, gestriegelte Ordnung und geflochtener Gehorsam, sanft herab über die Schultern gleitend, das Sinnbild eines Christen. Doch ich bin es müde, mit Dir zu streiten. Dieser Arrest sey Dir der letzte Beweis meiner väterlichen Liebe. Bald sollst Du frei wandeln und Herr Deiner eignen Thaten werden. Ich verkündige Dir hiemit, daß Du jetzt nach Belieben schalten und walten kannst —

P. Wilhelmine. Vater?

König. Wenn Du ihn ehrlich meinst, diesen Ton?

P. Wilhelmine. Er kommt von einem Herzen, das nie aufhören wird, den besten aller Menschen zu verehren.

König (gerührt). Bin ich nicht verkannt? Erkennt Ihr, daß ich nur Euer Glück will? Ja, Wilhelmine, Du kannst nun bald machen, was Du willst, kannst französische Bücher lesen, kannst Menuetten tanzen, kannst Dir eine ganze Kapelle von Musikanten halten, ich habe für Dein Glück und für Deine Freiheit gesorgt —

P. Wilhelmine. Sie, mein Vater? Wie versteh' ich das?

König. Du hast nun bald Kutschen, Pferde, Heiducken, alles, wie es sich für eine künftige Königin geziemt.

P. Wilhelmine. Eine Königin?

König. Du sollst sehen, daß ich den Namen, den Du mir gegeben, den Namen des besten Vaters, in That und Wahrheit verdiene. Ich höre Deine Mutter —

P. Wilhelmine. Himmel, was soll geschehen?

König. Bereite Dich vor, fasse Dich, es ist eine feierliche Stunde —

P. Wilhelmine. Was soll geschehen?

König. Bete zu Gott! Es ist die Stunde Deiner Verlobung!

(Die Königin gestützt auf den Arm des Erbprinzen, und Hotham treten ein.)

P. Wilhelmine (bei Seite überrascht). Der Erbprinz?

Königin (verbeugt sich kalt gegen den König).

König (eben so). Guten Morgen!

Königin (zur Prinzessin Wilhelmine). Liebes Kind, ich stelle Dir hier den Abgesandten Sr. Majestät von England, den Herrn Ritter von Hotham, vor.

P. Wilhelmine (verneigt sich, bei Seite). Der Freund des Erbprinzen? Wie versteh' ich das?

König. Erlaube, liebe Frau, der Erbprinz hatte den Vorrang. Liebes Kind, ich stelle Dir hiermit den Erbprinzen von Baireuth vor.

Erbprinz (sich verneigend, bei Seite). Verlieren Sie den Muth nicht, es wird Alles gut werden.

Königin. Gute Nachrichten aus Ansbach, lieber Prinz?

Erbprinz (bei Seite). Schon wieder die verdammte Verwechselung! (Laut) Majestät, man hat die Absicht, Ansbach nach Baireuth zu verpflanzen.

König. St! Lassen wir alle irdischen Gedanken und Baupläne und bereiten uns zu einem Werke vor von heiliger Bedeutung. Setze Dich drüben zu Deiner Mutter, Wilhelmine!

P. Wilhelmine (bei Seite). Was soll daraus werden?

König. Sie, Erbprinz, sind hier mein natürlicher Beistand. Ritter Hotham, Sie in der Mitte!

Erbprinz (springt hinzu und rückt den Tisch in die Mitte. Bei Seite). Hotham, der Handelstraktat!

Hotham (setzt sich lächelnd in die Mitte, öffnet ein Portefeuille, das er mitbringt, legt Papier zurecht und untersucht seine Federn).

König (die Hände faltend). Wenn ich Dich jetzt, treue Gattin und Lebensgefährtin, frage, was ist eine glückliche Ehe —

Königin. Gehört denn das in den Heirathskontrakt unserer Tochter?

König. Unterbrich mich nicht! Wenn Du's nicht fühlst, ich fühl's, was dieser feierliche Augenblick bedeutet.

Hotham. Halten zu Gnaden, Majestät, ich hab' hier auch bereits zu Papiere: Im Namen Gottes!

König (steht sehr angenehm überrascht auf). Haben Sie das wirklich geschrieben?

Hotham. Es steht gewöhnlich schon gedruckt über allen solchen und ähnlichen Verträgen.

König. Gedruckt, ist nicht so gut. Der Buchstabe, sagt die Schrift, tödtet. — Fangen Sie an.

Hotham (leicht). Es handelt sich in diesem Augenblick um eine Verbindung zweier Nationen, die an Sprache, Sitten und Gebräuchen verschieden, dennoch der Berührungspunkte so viel gemein haben, daß sie jede Gelegenheit zu einem innigern Anschluß ergreifen sollten.

König. Könnten Sie da nicht einflechten, daß die Engländer eigentlich von den Deutschen abstammen?

Hotham. Das dürfte wohl zu weit führen.

König. Wie Sie wollen. Der Anfang war gut.

Hotham (leicht). Eine solche Gelegenheit bietet sich jetzt in dem beiderseitig ausgesprochenen Wunsche der beiden Dynastien von Preußen und England dar. Zwei ihrer erlauchten und ruhmwürdigen Sprossen wollen sich durch das Band der Ehe verbinden. Der Prinz von Wales wirbt um die Haud der Prinzessin Wilhelmine —

P. Wilhelmine. Der Prinz von Wales?

König (feierlich). St.

Hotham. Und erhält dieselbe unter folgenden Bedingungen —

P. Wilhelmine. Erhält sie?

König. St! Wilhelmine. Störe doch den feierlichen Akt nicht durch Plauderhaftigkeit!

P. Wilhelmine. Aber wie ist es denn möglich?

Erbprinz (zur Prinzessin). Königliche Hoheit, die Bedingungen werden ja erst entworfen.

Königin (bei Seite). Unterlaß diese Unterbrechungen. Was soll ein Abgesandter des feinen Hofes von St. James von den Manieren einer preußischen Prinzessin denken?

König (zur Königin). St! Die plauderhaften Frauenzimmer! Gut, Herr von Hotham. Der Anfang war sehr gut. Nicht wahr, Erbprinz?

Erbprinz. Ja wohl — Majestät — (bei Seite) abscheulich!

Königin. Nun also die Bedingungen. (Bei Seite) Auf die Aussteuer bin ich begierig.

Hotham. Paragraph eins:

König. Erlauben Sie, dies kann ich Ihnen kürzer sagen. Ich gebe meiner Tochter als Aussteuer: Vierzigtausend Thaler und ein jährliches Nadelgeld von zweitausend Thalern. Die Hochzeit will ich auch ausrichten. Das ist aber auch Alles.

Königin (steht auf). Ich will nicht hoffen, daß dies Ihr Ernst ist, Majestät. Ritter Hotham, nehmen Sie diese Erklärung Sr. Majestät nicht zu Protokoll.

König. Nicht zu Protokoll? Vierzigtausend Thaler baares Geld zu wenig?

Hotham. Die Frage der Mitgift wird für ein so reiches Land wie England nimmermehr Schwierigkeiten darbieten. Es handelt sich vielmehr jetzt um diejenigen politischen Punkte,

welche bei dieser engen Vereinigung zu besonderer Berücksichtigung kommen.

König. Politische Punkte?

Hotham. Ich meine einige Fragen und Erörterungen, die ich mir vorzutragen jetzt erlauben werde.

König. Fragen und Erörterungen? Haben Sie an meiner Tochter etwas auszusetzen?

Hotham. Das nicht, Majestät, aber es könnten doch für die beiden Nationen selbst gewisse Vortheile —

König. Vortheile?

Hotham. Um nur Eines zu nehmen: England wird für diese Heirath Ew. Majestät in der Investitur der Herzogthümer Jülich und Berg ohne Hinderniß bestätigen.

König. Ist recht anständig. Danke! Danke!

Erbprinz (bei Seite). Hotham, Fuchs! betrügst du mich?

Hotham. Ferner hat bei dieser Angelegenheit das Parlament sich bereit erklärt —

König. Bereit erklärt —

P. Wilhelmine. Was soll denn das Parlament? Ich heirathe ja nicht das Ober- und Unterhaus.

Königin. Das verstehst Du nicht. In England sprechen alle Parteien mit.

König. Ja, Kind! Das wäre so recht ein Land für Deine Mutter. Also?

Hotham. Das Parlament erklärt sich bereit, für den Fall daß Ew. Majestät die Eroberung von Schwedisch-Pommern vervollständigen, deshalb das Ministerium nicht interpelliren zu wollen.

Königin (angenehm angeregt). O das ist ja sehr artig! Ich hätte das Parlament für nicht so liebenswürdig gehalten. Denke Dir, Wilhelmine, das Parlament will nicht interpelliren!

P. Wilhelmine. Was ist denn das wieder für eine politische Grausamkeit?

König (zur Prinzessin). Interpelliren heißt das Ministerium durch allerhand Widersprüche und Einwendungen in Verlegenheit setzen. — Darum hat das Deine Mutter auch gleich verstanden. Danke, liebster Herr von Hotham, grüßen Sie dafür das Parlament freundschaftlich von mir! Nun, weiter!

Erbprinz (bei Seite). Ich stehe auf Kohlen.

Hotham. Für diese vielen Beweise von Entgegenkommen und Uneigennützigkeit, für diese mannigfachen und von mir noch näher zu erörternden Zeichen von politischer Zuvorkommenheit und inniger Neigung, dauernd, ewig sich einem Staate anzuschließen —

König. Nun?

Hotham. Für dies Alles nur noch eine kleine Bedingung unsrerseitts, die diese Heirath besonders segensreich für beide Theile machen würde.

König. Nun, losgeschossen!

Hotham. Die preußische Industrie ist auf einer Höhe, die es England sehr wünschenswerth erscheinen läßt, diese Erzeugnisse unter gewissen Bedingungen auch bei sich prüfen zu können. Dafür —

König. Dafür?

Hotham. Würde England sich sehr verpflichtet fühlen wenn das seit dem glorreichen Regierungsantritt von Sr. Majestät unterbrochene frühere freundliche commerzielle Einvernehmen —

König. Einvernehmen —

Hotham. Wieder einträte und Ew. Majestät sich entschließen könnten, bei Gelegenheit dieser erfreulichen, von England mit Jubel begrüßten Verbindung eine theilweise Aufhebung der früheren Prohibitiv-Maßregeln eintreten zu lassen —

König. Wie?

Hotham. Mit einem Worte, England bittet um Abschluß eines neuen Handelstraktates.

König. Handelstraktates? Han — (steht auf. Pause.) Die Sitzung ist aufgehoben.

Königin. Was ist?

König. Handelstraktates? (Allgemeine Bewegung.) Hab' ich darum die Kultur meines Landes zu veredeln gesucht, Handel und Gewerbe gehoben, die Schifffahrt befördert, Tausenden von armen französischen Religionsflüchtigen in meinen Staaten ein Asyl geschenkt, daß ich nun, um die Ehre mit England verschwiegert zu werden, die Thore öffnen und die verbotenen englischen Waaren zum Ruin meiner Unterthanen hereinlassen soll?

(Geht an den Tisch und klingelt.)

(Lakai erscheint.)

König. Meine Minister!

Königin. Wie? Sie wollen das Glück Ihrer Tochter opfern?

(Grumbkow, Seckendorf nnd drei Generäle treten ein.)

König. Treten Sie näher, meine Herren. — Ich ließ Sie im Ungewissen über eine Depesche, die für mich aus Hannover heut in der Frühe angekommen war. Hören Sie jetzt meine feierliche Antwort darauf. Erbprinz, Dichter, erschrecken Sie nicht. Unsere Feste finden dennoch statt; unsere Kanonen sollen dennoch donnern, unsere Lampen dennoch flimmern. Sind Sie geneigt, Erbprinz, mich ewig zu verbinden?

Erbprinz. Majestät, wie — wär's möglich?

König. Wollen Sie mich zu Ihrem ewigen Schuldner machen — ?

Erbprinz (freudig). Ich? Wilhel —

König. Nehmen Sie Courierpferde, Erbprinz, reisen Sie in dieser Stunde als mein Bevollmächtigter nach Wien!

Erbprinz
Grumbkow
Seckendorf } (erstaunt). Nach Wien?

König. Die Hand meiner Tochter ist nach Wien vergeben. In vierzehn Tagen trifft in den Mauern meiner Residenz ein Sproß des erlauchten Kaiserhauses ein.

Hotham. Ew. Majestät zwingen mich für den Fall dieser Ankunft eines Erzherzogs hiemit eine offene Erklärung zu geben.

König. Und die wäre?

Hotham (mit effektreichem Nachdruck). Der Prinz von Wales — ist bereits hier.

Königin. Wie? Der Prinz von Wales in Berlin?

Hotham. Seit drei Stunden ist der Prinz von Wales hier angekommen.

Seckendorf.
Grumbkow. } Unmöglich!

Königin (triumphirend). Das giebt mir das Leben wieder!

König (ist heftig betroffen, doch sammelt er sich wieder). Herr Ritter von Hotham, ich muß gestehen, daß diese Nachricht mich überrascht, erschüttert. Indessen schreiben Sie es nur Ihrer eignen egoistischen Politik zu, wenn ich Ihnen erkläre, daß für mich in Berlin kein Fremder existirt, der nicht an den Thoren meiner Residenz rechtmäßig angemeldet worden ist. Will man mich auf's Aeußerste bringen und mir den Boden unter den Füßen unsicher machen, so erklären Sie dem Prinzen von Wales, daß ich zwar sehr gerührt bin von seiner Anhänglichkeit an meine Familie, ihn aber unter solchen Bedingungen, die das Wohl meines Landes das Glück meiner Unterthanen bedrohen, höflichst ersuchen ließe, da wieder hinaus zu gehen, wo er hereingekommen ist. Erbprinz, Sie reisen im Auftrag meiner Monarchie nach Wien.

Wilhelmine, die künftige Kaiserkrone wird Dich trösten und Sie, Madame (zur Königin), wird denn Ihr Stolz endlich seine Grenzen erreicht haben? —

Königin. Sie irren sich! Ich habe England mein Wort gegeben.

König. Aber (gutmüthig) wenn es nun doch nicht möglich ist! (Nähert sich ihr allmälig traulich und bietet ihr die Hand.)

Königin (bewegt, schwankend). Vor einer Stunde ja! Aber jetzt — (rafft sich wieder auf und entschlossen) die persönliche Ankunft des Prinzen von Wales hat Alles entschieden!

König. Nun, wer den Krieg will. (Zu Hotham) Sie haben keine andren Instruktionen als die, die wir gehört haben?

Hotham. Keine.

König. So empfangen Sie, Erbprinz, von mir die Aufträge für Wien. Statt England denn ein deutscher Staat! (Rasch) Und 's ist besser so, meine Herren, 's ist besser. An Deutschland schließ' ich mich an mit ganzer Seele. Fremder Eigennutz lehre Deutschlands Fürsten und Völker einig seyn. (Ab.)

(Die Uebrigen, bis auf Prinzessin Wilhelmine und den Erbprinzen, folgen.)

P. Wilhelmine. Was sagen Sie nun von Ihrem Freunde?

Erbprinz. Noch kann ich nicht zu mir selbst kommen. Ein Verräther, ein Undankbarer, der mich, der uns Alle betrogen hat!

P. Wilhelmine. Seyen Sie vorsichtiger, von Freundschaft und Liebe zu sprechen. Leben Sie wohl! (Will der Königin nach.)

Erbprinz. Prinzessin, das der Abschied, während ich mich rüste, dem Tode oder der Verzweiflung entgegen zu gehen?

P. Wilhelmine. In Wien stirbt man nicht so leicht.

Erbprinz. Sie könnten glauben, daß ich jetzt aus Ihrer

Nähe scheiden würde, jetzt, wo der Glanz eines Prinzen von Wales Wilhelminens Auge, vielleicht ihr Herz blenden wird!

P. Wilhelmine. Ach! Ich fange an, mein Herz durchaus nur noch unter dem Gesichtspunkt der Politik zu betrachten.

Erbprinz. Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit, Prinzessin? Mißtrauen einem Herzen, das nur einmal wahrhaft liebte, einmal und ewig, Sie, Wilhelmine!

P. Wilhelmine (bei Seite). Wäre diese Sprache Täuschung!

Erbprinz. Prinzessin, ich fühle, was ich Ihnen schuldig bin. Wahrheit vor der Welt, aufrichtige Werbung um Ihre Hand, selbst mit Gefahr, Sie auf ewig zu verlieren. Ich gehe zum König, ja ich erkläre ihm jetzt, jetzt in diesem Augenblick, daß ich unfähig bin, seinem Wunsche zu dienen, ich stürze mich ihm zu Füßen und gestehe mit offner Ehrlichkeit, daß ich Sie liebe. Wollen Sie das?

P. Wilhelmine (schwankend). Nimmermehr!

Erbprinz. Sie zittern, Prinzessin? Ich fühle, daß Ihr kindliches Herz vor dem Gedanken bebt, der Stimme Ihrer eignen Wahl zu folgen. Vergebung, daß ich Ihr Gefühl nach frivolem Welttone beurtheilte. Sagen Sie, glauben Sie an das Herz Ihres Vaters?

P. Wilhelmine. Er ist voll Liebe und Güte.

Erbprinz. Wohlan! Er hat mich ausgezeichnet, er hat Vertrauen zu mir gewonnen. Die Anwesenheit des Prinzen von Wales reizt ihn, dieser Kühnheit die Stirne zu bieten. Ja, ich schildr' ihm, was ich fühle und dann, Wilhelmine — dann? — Wenn er die Hand versagt?

P. Wilhelmine (sich abwendend). Sie werden — Trost — finden.

Erbprinz. Und wenn er sie gewährt?

P. Wilhelmine (mit überwältigtem Gefühl, den vollen Ausbruch ihres Herzens gebend und dabei doch schalkhaft). Ach! dann

lassen Sie mich ja doch sitzen! Zur Strafe, daß ich Sie so grausam gequält habe! (Schnell ab.)

Erbprinz (freudig). Sie liebt mich! So ist denn Eines entschieden, das Höchste, das Wichtigste! Ich gehe den geraden Weg, mitten in den Rachen des Löwen hinein. Was bleibt mir jetzt übrig? Von Hotham verrathen, nichts als Wilhelminens Liebe — und der Muth! (Geht an die Thür des Königs.)

Eversmann (tritt vom König heraus). Wohin, Hoheit?

Erbprinz. Zum König.

Eversmann. Finden ihn in großem Zorn.

Erbprinz. Ueber wen?

Eversmann. Ueber Sie, Prinz.

Erbprinz. Ueber mich?

Eversmann. Die Gesandtschaft nach Wien übernimmt der Herzog von Weißenfels.

Erbprinz. Was ist denn das wieder?

Eversmann. Generalfiskalische Untersuchungen. Es war doch ein Perrückenmacher!

Erbprinz. Sie sind toll! Ich muß den König in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens sprechen. (Will hinein.)

Eversmann. Erlauben Sie, Prinz! Se. Majestät übergiebt Ihnen diesen Brief.

Erbprinz (nimmt den Brief und liest). „An meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen. Eigenhändig, binnen 24 Stunden in Rheinsberg abzugeben, durch den Erbprinzen von Baireuth." — Das ist ja eine Verbannung!

Eversmann. Blos 'ne höfliche Andeutung. Es ist nun Alles entdeckt. Der König kennt jetzt den Abgesandten des Kronprinzen, der hier in Berlin Haus und Hof in Verwirrung bringen sollte. Geschwiegen und doch Alles gesehen! Glückliche Reise nach Rheinsberg! (Ab.)

Erbprinz. Alles verloren? Verrathen und verkauft von allen Seiten?

Hotham (tritt schnell von der Königin heraus). Prinz, glückliche Botschaft, die Prinzessin ist auf's Neue verhaftet worden.

Erbprinz. Das nennen Sie Verräther eine glückliche Botschaft?

Hotham. Ja, noch mehr, Prinz! Der Verräther hat mit Vergnügen gehört, daß Sie beim König plötzlich in Ungnade gefallen sind.

Erbprinz. Mit Vergnügen haben Sie das gehört?

Hotham. Prinz, der Verräther versichert Sie auf Ehre, daß es keinen glücklicheren Weg geben konnte, Ihre Wünsche zu erfüllen.

Erbprinz. Wollen Sie mich wahnsinnig machen?

Hotham. Um wenigstens die erste kleine Douche über Ihre Zweifel zu gießen — (sieht sich um), lesen Sie diese Stelle eines Briefes, den ich so eben empfangen habe.

Erbprinz. Wahrscheinlich ein Billet vom Prinzen von Wales?

Hotham. Lesen Sie nur!

Erbprinz (liest). „London, den 5. Juni".

Hotham (zeigt ihm besser unten). Dort! Dort!

Erbprinz. „Sie fragen mich nach Neuigkeiten vom Hofe, doch sind wir ziemlich arm daran. Der Prinz von Wales befindet sich noch immer — auf der Eberjagd — in den Hochwäldern des Walliser Landes" — Der Prinz ist nicht in Berlin?

Hotham (lächelnd sich umblickend). Eben so wenig, wie Sie gegenwärtig im Palast von St. James.

Erbprinz. Was soll ich davon denken?

Hotham. Daß Sie zu Hotham's Freundschaft, Ergebenheit und Klugheit ein besseres Vertrauen haben sollten!

Erbprinz. Der Prinz von Wales ist nicht in Berlin?

Hotham. St. Er ist nicht hier für uns; er ist aber hier für Alle, für Jeden! Der Prinz von Wales ist da, dort, hinter der Wand, im Kamin, in der Luft, unter der Erde, nirgends, wo er uns im Wege steht und überall da, wo wir ihn brauchen werden zur spaßhaftesten Komödie von der Welt!

Erbprinz. Hotham, ich hätte mich in Ihrer Freundschaft nicht geirrt?

Hotham. Eben so wenig, wie ich mich trotz Kerker und Ungnade in unsrer Hoffnung irre. Auf, zu dem Kobold, der für uns arbeiten wird, zu dem räthselhaften Geiste, mit dem wir von heute an die Welt in Angst und Schrecken setzen wollen, zu Ihrem mächtigsten Nebenbuhler, und zu Ihrem noch mächtigeren Bundesgenossen.

Erbprinz. Das wäre?

Hotham. Zum Prinzen von Wales!

(Beide ab.)

Vierter Aufzug.

Das Vorzimmer des Königs. Auf dem Tisch Schreibmaterialien.

Eversmann (tritt vom König heraus).

Seckendorf (steckt den Kopf durch die Thür). St! Eversmann! Haben Sie ihn schon gesehen?

Eversmann. Wen denn, Herr Graf?

Seckendorf. Wen? Den Prinzen von Wales. Er ist in der That da. — Unter den Linden — an der Stechbahn — hinter Treptow — eine schmächtig gebaute Gestalt, etwas übergebeugt — die linke Schulter ist um einen halben Zoll höher als die rechte. Beim Sprechen fehlt ihm ein Augenzahn.

Eversmann. Der König erkennt keinen Prinzen von Wales an.

Seckendorf. Man hintergeht uns, Eversmann! Der König erkennt ihn doch an. (Leise.) Haben Sie nichts von dem sonderbaren, höchst auffallenden, alle unsere Kombinationen plötzlich umstürzenden Schloßbefehl gehört?

Eversmann. Schloßbefehl?

Seckendorf. Alle Wachen sind ja angewiesen, einen weißen Domino, falls sich dieser des Nachts im Schlosse zeigen

würde, ungehindert und sogar unangerufen passiren zu lassen. Begreifen Sie darin die Rücksicht für den Prinzen von Wales? Eversmann, alle unsere Kombinationen sind in Gefahr. (Man pocht.) Man erschrickt ordentlich vor jedem Geräusch.

Eversmann. Es wird der Hofschneider seyn — erlauben Sie! (Er geht an die Thür.)

Seckendorf. Der Hofschneider? Was soll denn wieder der Hofschneider?

Eversmann (ab).

Seckendorf (allein). Das Interesse meines Hofes ist noch immer bedroht. Der König ist doch für England. Ich muß Gewißheit haben. Es ist Zeit, daß ich mich jetzt mit ganzer Kraft entwickle.

Hotham (tritt ein). Se. Majestät haben mir eine Abschiedsaudienz zu bewilligen geruht.

Eversmann (der mit einem Packet zurückgekehrt ist). Sollen sogleich gemeldet werden, Herr Ritter. (Oeffnet das Packet und zieht einen weißen Domino hervor.) Nun, Herr von Seckendorf, (lächelnd) wenn Sie den Prinzen von Wales sehen wollen, (zeigt auf den Domino) das ist er! (Ab zum König.)

Seckendorf (bei Seite). Der Prinz von Wales?

Hotham (bei Seite). Ein weißer Domino der Prinz von Wales?

Seckendorf (bei Seite). Wie kombinir' ich mir denn das wieder?

Hotham (bei Seite). Kurios! Sollte dahinter vielleicht ein Geheimniß stecken?

Seckendorf (bei Seite). Ich will den Ritter Hotham ausforschen.

Hotham (bei Seite). Vielleicht, daß mir der gesternte Herr da Auskunft geben kann.

Seckendorf (räuspert sich). Wie befinden sich des Prinzen

von Wales königliche Hoheit in Berlin? Ich bin der Graf Seckendorf.

Hotham. Sehr erfreut. Excellenz sahen ja, er befindet sich (zeigt nach Eversmann) in den besten Händen.

Seckendorf (stutzt, bei Seite). Besten Händen? Foppt er mich oder steckt er mit im Komplott?

Hotham (bei Seite). Das Mißverständniß spannt meine Neugier.

Seckendorf. Sie irren sich, wenn Sie glaubten, daß wir den Bewerbungen des Prinzen von Wales entgegengearbeitet haben. Verschaffen Sie mir Gelegenheit, den Prinzen zu sprechen, ich werd' es mir zur Ehre anrechnen, ihm mündlich diese Versicherungen zu wiederholen.

Hotham (pfiffig auf die Thür des Königs zeigend). Der Eintritt in das Kabinet Sr. Majestät des Königs von Preußen steht, wie ich höre, dem Kaiserlichen Gesandten immer offen.

Seckendorf (bei Seite). Kabinet des Königs? Also doch? (Laut) Herr von Hotham, ist Ihnen vielleicht die Sage von der weißen Frau bekannt, die seit Jahrhunderten mit der Geschichte des brandenburgischen Hauses verschwistert ist?

Hotham. Ja wohl, Excellenz, ich höre, daß sie sich seit einiger Zeit wieder sehen läßt.

Seckendorf (bei Seite). Das ist ein Komplott. Man betrügt uns. Der Prinz von Wales steht mit dem König im besten Einvernehmen. (Laut) Herr von Hotham, Sie spielen ein doppeltes Spiel. Rund heraus. Der Prinz ist nicht nur hier, sondern wird auch beim König zugelassen.

Hotham. Woraus schließen Sie das?

Seckendorf (lächelnd). Es ist sehr artig ausgedacht, die Sage von der weißen Frau grade jetzt wieder in Umlauf zu bringen.

Hotham. Der König wird seine Ursachen dazu haben.

Seckendorf. Der König? Also wirklich der König? Und Sie glaubten nicht, daß man das Spiel durchschaut? Daß es Augen giebt, die auch bei Nachtzeit gewisse Personen im Dunkeln über die Höfe des königlichen Schlosses schleichen sehen, Ohren, die es deutlich hören, daß diese Personen deshalb nicht angerufen werden, weil sie — ha, ha, einen weißen Domino tragen? Lieber Herr von Hotham, Sie müssen Ihre Pläne doch etwas feiner einfädeln, wenn Sie nicht den einfachsten Kombinationen Blößen geben wollen. Bauen Sie nicht zu viel auf die Schonung, die der König Ihrem Prinzen angedeihen läßt! Es ist sein Neffe, er will ihn nicht kompromittiren. Das ist Alles, was er hier zu hoffen hat. Es würde mir leid thun, wenn ein junger, erst beginnender Diplomat, wie Sie, in diesem Winke nicht von einem Staatsmanne etwas lernen wollte, der zwanzig Jahre schon kombinirt hat und wenigstens in Kombinationen noch nicht übertroffen worden ist. (Rasch ab.)

Hotham (allein). Die Wachen lassen einen weißen Domino passiren aus Rücksicht auf den Neffen, und in das Kabinet des Königs selbst trägt man einen weißen Domino? Hier sind zwei Thatsachen. Der König hat ein nächtliches Abenteuer vor, bei dem er von seinen Wachtposten nicht gestört seyn will. Seine Günstlinge, die Alles erfahren und doch Alles nur halb wissen, bringen den Schloßbefehl mit dem Gespenst, genannt Prinz von Wales, in Verbindung und setzen eine Schonung des jungen Abenteurers vielleicht aus verwandtschaftlichen Rücksichten oder wohl gar aus zweideutigen politischen Absichten voraus. Unbezahlbar! Das wird Sonnenschein, klarer Sonnenschein. Aber erst giebt's noch Sturm. Der König kommt.

(König, zum Ausgehen bereit, Grumbkow, Eversmann treten ein.)

König (spricht schon draußen). Wer, sagten Sie?

Grumbkow. Der Ritter von Hotham.

König. Sagen Sie ihm, ich ließe mich ihm und seinem englischen Preiskourant bestens empfehlen. Sagen Sie ihm, wir wären in Berlin nicht baumwollisch gesinnt, und damit gut!

Grumbkow. Herr von Hotham wünscht persönlich Ew. Majestät aufzuwarten.

König. Sagen Sie ihm, Preußen nähme sich zusammen. Die deutschen Fabrikanten müßten Luft haben, um den Engländern nachzuhaspeln und nachzuweben, was die uns schon voraus sind.

Grumbkow. Herr von Hotham ist im Begriff, sich von Ew. Majestät selbst die Entlassung zu erbitten.

König. Die Angelegenheit ist vorbei. Nur durch meine Minister! Ich ziehe die üblichen Formen vor.

Grumbkow (in der Mitte). Sie sehen, Herr von Hotham —

Hotham (zu Grumbkow). Sagen Sie Sr. Majestät, Herr General, daß ich unendlich bedaure, den Zweck meiner Reise verfehlt zu haben. Sagen Sie ihm —

Grumbkow. Se. Majestät sind ja zugegen!

Hotham. Sagen Sie ihm, daß die Industrie eines Landes jahrhundertjährige Vorbereitungen bedarf, um den Preiskourant so niedrig zu stellen, wie ihn der englische Kaufmann stellt. Sagen Sie ihm —

Grumbkow. Wollen Sie nicht Sr. Majestät persönlich aufwarten?

Hotham (bitter). Ich ziehe die üblichen Formen vor.

König (sitzend). Ganz schön! Und dann, Grumbkow, sagen Sie ihm von wegen des Prinzen von Wales, ich wollte erst noch ein Paar neue Thore in Berlin bauen, jetzt müßt' er schon mit den alten vorlieb nehmen.

Grumbkow. Sehr wohl.

Hotham. Und fügen Sie gefälligst hinzu, Herr von

Grumbkow, daß, da man annehmen dürfte, daß die Prinzessin die gleichen Empfindungen für ihren Vetter hegte —

König. Darauf gehen Sie gar nicht ein, Grumbkow, sondern erklären Sie ihm, daß meine Kinder gewohnt sind, meinen Willen zu erfüllen und die Sache mit Wien auch schon so gut wie im Reinen wäre. Verstanden?

Grumbkow. Sehr wohl, Majestät.

Hotham. Fügen Sie auch hinzu, Herr von Grumbkow, daß ich beim Abschied von Sr. Majestät mir hätte eine Gnade erbitten wollen.

König. Grumbkow, Sie müssen ihn dann auch so beiläufig fragen, was das für 'ne Gnade wäre.

Hotham. Herr General!

Grumbkow. Herr von Hotham!

Hotham. Wenn sich der König geneigt zeigt und er die bittre Art, mit der er einen Bewunderer seiner militärischen Größe entläßt, aus ihm angebornem Edelmuth wieder gut machen will, dann sagen Sie ihm, ich hätte einen schön gebauten kräftigen jungen Mann, einen Verwandten von mir, aus guter Familie, der es sich zur Ehre anrechnen würde, unter den ruhmvollen Fahnen Sr. Majestät von unten auf zu dienen.

König. Grumbkow! Sie können dem Herrn von Hotham dann sagen, daß mir sein Wesen, seine Manieren recht wohl gefallen haben und daß ich von Herzen wünschte, die Engländer möchten alle von seinem Schlage seyn. Was den jungen Mann anlangt, so ließ' ich ihn fragen, ob der Rekrut sich selber equipiren wolle?

Hotham. Fügen Sie auch hinzu, Herr General, daß der junge Mann sich bei Sr. Majestät Armee einstellen würde, vorschriftsmäßig angethan, Haar und Herz auf der rechten Stelle und daß er auch einen artigen kleinen Mutterpfennig mitbringt —

König. So? — Grumbkow! Fragen Sie ihn auch, den Ritter, ob der junge Mann besser zu Fuß oder zu Pferde wäre?

Hotham. Er bittet um eine Stelle bei den Gardedragonern in Potsdam.

König. Potsdam! Das geht nicht. Alles will zur Garde! Nein er kann eintreten — in Pasewalk unter die Glasenappschen Füsiliere. Auch ein schönes Regiment.

Hotham. Drücken Sie Sr. Majestät meinen innigsten Dank aus. In einigen Tagen wird der junge Rekrut die Ehre haben, sich Sr. Majestät vorzustellen.

König. Hören Sie, Grumbkow, wenn man aus Freundschaft dem Ritter Hotham anböte, als Werbeoffizier bei uns einzutreten?

Hotham. Diese Ehre würde der Ritter Hotham ausschlagen, aber sich dafür eine zweite und zwar die letzte Gnade erbitten —

König. Die wäre?

Hotham. In allen Zeitungen, in allen Reiseberichten liest man von einer Gesellschaft in Berlin, die jede Vorstellung übertrifft, die sich ein Engländer von Klubbs und geschlossenen Gesellschaften machen kann.

König. In Berlin? Das leidet die Polizei? Da bin ich doch neugierig.

Hotham. Ein gemüthlicher Mann versammelt wöchentlich einige Male in einem kleinen niedrigen Zimmer des Schlosses eine kleine ausgelesene Gesellschaft von Männern um sich, denen er sein nächstes Vertrauen schenkt. Auf hölzernen Schemeln sitzend, oft mit ausgezogenen Röcken, den Bierkrug vor sich auf dem groben Tisch von Eichenholz, die dampfende holländische Thonpfeife im Munde, unterhält man sich daselbst trotz der hohen Stellung, welche alle diese Männer

in der Welt einnehmen, auf die ungebundenste Weise. Einige, die nicht rauchen können, halten um das Ensemble nicht zu stören, die Pfeife kalt im Munde. Den Stoff zum Lachen bietet gewöhnlich ein Mitglied dar. Es geht nach dem Loose, an Jeden kann die Reihe kommen, das Stichblatt der lustigsten Satyre zu werden. In eine Sitzung dieser sonderbarsten aller Hof-Assembléen einmal eingeführt gewesen zu seyn, wäre für mich eine der denkwürdigsten Erinnerungen, die ich von Berlin hinwegzunehmen wünschen könnte.

König. Alle Wetter, Grumbkow, ich glaube gar, er meint unsre Tabagie?

Hotham. Das weltberühmte preußische Tabakskollegium!

König. Und davon hätten Sie — hätte der Ritter — Nein — (steht auf) jetzt brauch' ich die üblichen Formen nicht mehr. Ritter Hotham, Sie haben von meiner Tabagie gehört? Sie haben Gutes von ihr gesprochen, das söhnt mich mit Ihrem Charakter aus! Können Sie rauchen?

Hotham. Leichten holländischen Varinas.

König. Hab' ich, auch Portoriko, auch ungrischen, ja ich lasse jetzt auch in der Mark Brandenburg trefflichen Tabak ziehen.

Hotham. Für diesen würde ich danken.

König. Geben Sie mir die Hand, Ritter! Kommen Sie heut in unser Kolleg. Bei einem Trunke Bier spülen wir unsern diplomatischen Aerger hinunter und in den blauen Dampfwolken verpuffen wir alle unsre Ränke, Pfiffe und Kniffe.

Eversmann. Aber, Majestät, wer soll heute den Stoff zum Lachen geben?

Hotham. Nehmen Ew. Majestät heute mich zum Stichblatt.

König. Gott bewahre! Herr Ritter, da geht es scharf

her! Wer so von einem Dutzend alter Soldaten geprellt wird, der erholt sich in ein Paar Wochen nicht wieder!

Hotham (bei Seite). Angenehmes Schicksal, hier den Fuchs zu machen.

König. Wir finden aber schon Einen, den wir heut in unsre Mitte nehmen. Lachen sollen Sie, lachen und dann — dann erzählen Sie uns auch was von den Hahnenkämpfen und von den Boxern in England. Sehen Sie, solchen Spaß hätt' ich nun für mein Leben gern und wollt's auch gern hereinlassen in's Land, ohne Zoll, ohne alle Accise. Also um acht Uhr Tabagie! Pardon für die sonderbare Abschiedsaudienz. Bringen Sie einen guten Durst mit. Im Trinken halten wir uns dann auch nicht an die üblichen Formen.

(Ab, die Uebrigen, außer Hotham, folgen.)

Hotham (allein). Vortrefflich! Ich schicke mich in die Verhältnisse und die Verhältnisse schicken sich in uns. Jetzt mein Billet an die Königin! (Setzt sich und liest.) „Meine hohe Gebieterin! Ihr Wunsch, den Prinzen von Wales zu sehen, ist für Ihren unterthänigsten Diener Befehl. Wenn nicht Alles fehl schlägt, hab' ich die Ehre, diese Nacht noch den Prinzen von Wales seiner königlichen Tante zuzuführen. Er erwartet nicht nur das Glück, Ew. Majestät die Hand küssen zu dürfen, sondern rechnet auch mit aller Sehnsucht seines Herzens darauf, endlich zu dem Anblicke seiner theuern Prinzessin Braut zu gelangen. Bieten Sie Alles auf, für diesen Abend die Prinzessin aus ihrer Haft zu befreien. (Schreibt.) Ich schlage Ihnen zu diesem Zwecke vor, der Prinzessin anzurathen, daß sie sich eines weißen Dominos bediene. In dieser Tracht wird sie ungehindert an den Wachen des Schlosses vorübergehen dürfen." Wenn ich nun noch den Erbprinzen — aha — da ist er.

Erbprinz (sieht schon vorher in's Zimmer). Hotham! ich suche Sie überall! Denken Sie sich, was mir begegnet ist!

Hotham. Wieder ein Auftrag etwa?

Erbprinz. Noch kann ich kaum mich fassen. Wie ich trostlos mich zur Abreise rüstend zu den Fenstern der Geliebten hinaufblicke, nähert sich mir ein Lakai des Königs, ich erwarte eine neue Demüthigung, aber denken Sie sich mein Erstaunen, als mir folgende Ueberraschung wird —

Hotham. Ueberraschung?

Erbprinz. Sie kennen den Werth, den der König auf seine nächtlichen Tabaksgesellschaften legt. Nur Personen, mit denen er ganz besondere Absichten hat, pflegt er zu diesen Gelagen einzuladen. Denken Sie sich mein Befremden, wie ich höre, daß Se. Majestät mich ersucht, vor meiner Abreise ihm heute noch einmal das Vergnügen zu machen, seiner Tabagie beizuwohnen.

Hotham. Sie sind eingeladen?

Erbprinz. Sie lachen ja?

Hotham (bricht in Lachen aus).

Erbprinz. Warum lachen Sie denn?

Hotham (lacht). O das ist unbeschreiblich komisch.

Erbprinz. Komisch? Ich finde es sehr tragisch, wenn ein Fürst inkonsequent ist, und uns erst demüthigt und dann plötzlich mit Zuvorkommenheiten überschüttet! Was ist Ihnen denn plötzlich?

Hotham. Stellen Sie sich einmal grade! So! Brust heraus, Kopf in die Höhe, Hände am Leibe, mehr nach hinten hin —

Erbprinz. Was wollen Sie —

Hotham. (faßt ihm in's Haar). Prächtiger Fuchs.

Erbprinz. Was wollen Sie von meinem Haar? Und Ihr Lachen?

Hotham. Mein Lachen? Ich bin heute in Folge einer sehr kuriosen diplomatischen Verhandlung zu der Ehre gelangt, gleichfalls zur Tabagie eingeladen zu werden. Um mir nun den rechten

Hautgout der dortigen, wie es scheint etwas stark natürlichen Unterhaltung zu geben, hat man sich nach einem Wildprete umgesehen, auf welches eine allgemeine Hetzjagd angestellt werden soll —

Erbprinz. Und dies Wildpret?

Hotham. Sind Sie!

Erbprinz. Bin ich? Nein, nun wird mir's zu arg! Ja, Hotham, ich will hin, ich will mich an's unterste Ende der großen Tafel setzen, aber ich sage Ihnen, meine Geduld ist erschöpft. Ich will zeigen, daß ich gegen die Späße plumper Soldaten Waffen führe, die ich bisher nicht angewendet habe. Ja, ich will hingehen; mit scheinbarer Ruhe werde ich anhören, was man mit mir bezweckt, aber dann werd' ich auch meinen Köcher hervorziehen, Pfeil auf Pfeil nach diesem Despotismus abschießen, und wenn ihnen auch diese Geschosse nicht durch das große Lederkoller dringen, dann, Hotham, dann schlag' ich mit dem Degen drein!

Hotham. Bravo, Prinz! So kann ich Sie brauchen. Die Zeit rückt heran. Dieser Brief schnell an die Königin, dann in die Tabagie und dann — doch Sie sind in einem Humor, der jetzt keine Erörterungen zuläßt. Erhalten Sie sich diesen Zorn, wüthen Sie! Schnauben Sie wie ein Tiger! — Bravo! Lassen Sie nicht nach! Wüthender! So! Nun werden Sie das Mittel finden, endlich diesem Könige zu imponiren!

(Beide ab.)

(Ein unansehnliches Zimmer des Schlosses mit grauen Wänden, eichener Tisch, auf dem große Krüge stehen; rings hölzerne Schemel. Der König in militärischer Hauskleidung, den holländischen Pfeifenstummel im Munde, und Eversmann treten auf).

König. Versammeln sie sich schon?

Eversmann. Scheint recht lebhaft draußen.

König. Meine einzige Erholung das! So lange ich noch

diese kleine Zerstreuung haben kann, will ich die Last und Sorge der Regierung recht gern tragen. Sind die thönernen Kanonen geladen?

Eversmann. Draußen dampfen schon welche.

König. Das Bier hübsch frisch, ein Bischen bitter? Was?

Eversmann. 's könnte besser seyn.

König. Die Bernauer Brauer sollen sich in Acht nehmen, daß ich ihnen nicht mal über die Blase komme! Wie ist's mit dem weißen Kittel, den ich bestellt habe?

Eversmann. Alles in Ordnung.

König. Wenn die Sitzung aufgehoben ist, so weiß Er, was ich vorhabe —

Eversmann. Alles in Bereitschaft.

König. Jetzt geh' Er! Mit Glockenschlag Zehen wird die Thür geöffnet.

Eversmann. Zu Befehl! (Ab.)

König (geht an das Fenster und bleibt eine Weile stehen. Pause).

Schon wieder Licht dadrüben! Drei Zimmer erhellt, wo's an Einem genug ist! Stecken mir noch das Schloß an und das Talg ist theuer! Lauter Frauenzimmer sind heut Nacht drüben eingeladen worden und es sollte mich wundern, wenn sie nicht heute ein großes Komplott schmieden und den Prinzen von Wales leibhaftig in ihrer Mitte haben. Aber wartet, ein Tag, der wichtig angefangen hat, und auch wichtig endigen soll!

(Eine Zimmeruhr schlägt zehn.)

(Die Hauptthür wird geöffnet. Die Mitglieder der Tabaksgesellschaft, Grumbkow und Seckendorf an der Spitze, treten ein. Ihre Zahl beträgt außer den handelnden Personen etwa noch zehen. Alle treten feierlich, den Hut auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, ein. Beim König vorübergehend fassen sie an den Hut und nehmen einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde. Zuletzt Hotham und der Erbprinz. Der König läßt den Zug an sich vorüberpassiren.

Grumbkow (macht die vorgeschriebene Begrüßung). Guten Abend, Majestät!

König. Guten Abend, Grumbkow!

Seckendorf. Guten Abend, Majestät!

König. Guten Abend, Seckendorf!

Graf Schwerin. Guten Abend, Majestät!

König. Guten Abend, Graf Schwerin! Schmeckt's?

Graf Schwerin. Danke, Majestät. (Geht vorüber.)

Graf Wartensleben. Guten Abend, Majestät!

König. Guten Abend, Graf Wartensleben! Hat sie Luft?

Graf Wartensleben. Danke, Majestät. (Geht vorüber. Die Andern gehen Alle nach und nach mit Verbeugungen vorüber).

König. Nun, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ohne Unterschied, nach Belieben! Pulverdampf macht Alles gleich.

Grumbkow. Aber, das Ziel, Majestät, welches Sie uns für heute versprochen haben.

König. Ha, ha, die Scheibe. Da ist sie. (Hotham und der Erbprinz treten ein.)

Alle. Der Erbprinz?

Erbprinz (verbissen). Guten Abend!

König. Recht so, Erbprinz, daß Sie gekommen sind. Nun können Sie in Rheinsberg doch etwas Ordentliches von meiner Familie erzählen. (Bei Seite.) Warte, Schlange! Ich glaube, sie rauchen kalt.

Erbprinz. Das Feuer denk' ich mir hier zu holen.

(Man setzt sich, und zwar so, daß an der einen Spitze des Tisches der König mit Grumbkow, an der andern Hotham mit dem Erbprinzen sitzen.)

König. Langen Sie zu, meine Herren. Da stehen die Sorgenbrecher!

Seckendorf. Auf das Wohl seiner Majestät!

König. Nein, nach einem heißen Tag voll Aerger und Kummer, auf Heiterkeit, Frohsinn und gute Einfälle.

(Alle stoßen an.)

Eversmann (der zu und abgeht, die Gäste bedient, und die Kohlen zum Anzünden reicht, bei Seite). Auf Einfälle stoß' ich nicht an. Ich baue mir jetzt mein viertes Haus.

König (bei Seite). Grumbkow, ich glaube, es wird heut' schön werden.

Grumbkow (bei Seite). Den Erbprinzen wollen wir gleich anbohren.

König (bei Seite). Machen Sie's gnädig. Der Angstschweiß steht ihm schon auf der Stirne. (Laut) Sagen Sie 'mal, Erbprinz, da Sie ja doch so viel herumgewindbeutelt sind, rauchen sie in Versailles auch Tabak?

Erbprinz. Nein, Majestät, aber in London hab' ich Matrosen gesehen, die kauen ihn.

König. Brr! Grumbkow, das führen wir nicht ein — ich will nicht sagen von wegen dem Geschmack, aber solche Mahlzeiten müssen sehr kostspielig werden.

Hotham. Unsre Matrosen brauchen den Tabak nur als Mittel gegen den Scorbut —

Seckendorf. Was ist das: Scorbut?

Erbprinz. Ein Uebel, Herr von Seckendorf, das mit einem bösen Munde anfängt.

König (lachend bei Seite). Aha, Grumbkow, merken Sie was? Jetzt 'mal heraus mit der Plempe.

Grumbkow. Eversmann, sind die neuesten holländischen Zeitungen angekommen?

Eversmann. Ja wohl, aber wieder lauter Lügen, Excellenz.

König. Lügen. Drum, glaub' ich, ist auch unser Bier sauer.

Grumbkow. Sagen Sie, Eversmann, steht nichts von Ansbach drin?

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen). Rüsten Sie sich!

Eversmann (frech). Ach, über so ein kleines Ländchen —

König. Stille! Preußen war auch einmal klein! Sagen Sie lieber, was schreiben denn jetzt die Holländer über Preußen?

Eversmann. Schändlich! Es wären aus Potsdam wieder viel Deserteure durchgegangen —

König. Das ist nicht gelogen.

Erbprinz. Aber sie drücken sich bei Weitem zarter aus.

König. Wie denn, Erbprinz?

Erbprinz. Die Garden Ew. Majestät beständen aus Menschen, die größtentheils an einem krankhaften Wachsthum litten. Diese Riesen bekämen zuweilen Perioden, wo sie so ungeheuer ausschlügen, daß sie über die Fichten gingen und ganz aus dem menschlichen Gesichtskreise schwänden —

König. Ha, ha! Lustig ausgedrückt. Trinken Sie doch, Erbprinz!

Grumbkow. Ich denke, Ew. Hoheit lesen nur französische Blätter?

Erbprinz. Ich würde am liebsten preußische lesen, aber Dank der Politik des Herrn von Grumbkow, zur Zeit dürfen in Preußen noch keine Blätter erscheinen.

König. Ha, ha, da haben Sie's. (Bei Seite.) Sieh, sieh, der nimmt kein Blatt vor den Mund. Es wird hübsch heute.

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen). Werden Sie nicht zu scharf! Mäßigung!

Grumbkow (bei Seite). Seckendorf, strengen Sie 'mal Ihren Witz an.

Seckendorf (bei Seite). Stille, stille, ich kombinire schon lange etwas. Lassen Sie mich nur die günstige Zeit abwarten.

König. Aber Sie trinken nicht, Erbprinz! Hier muß man trinken können. (Bei Seite.) Eversmann, schenk' ihm tüchtig ein.

Hotham (bei Seite). Man will Sie berauschen! Rücken Sie nur immer ihren Krug zu mir herüber.

König. Kennen Sie den alten Dessauer, Erbprinz?

Erbprinz. Majestät —

König. Wirklich? Wissen Sie denn auch, welche große Entdeckung die Menschheit dem alten Dessauer zu verdanken hat?

Erbprinz (bei Seite). Hotham, wissen Sie's nicht?

Hotham (bei Seite). Verdammte Querfrage — sagen Sie die Kamaschen!

Erbprinz. Was der alte Dessauer erfunden hat, wünschten Ew. Majestät zu wissen?

Seckendorf (bei Seite). Sehen Sie, jetzt fangen wir ihn.

Erbprinz. Hm, hm, das Pulver kann's nicht seyn, denn das hat schon Herr von Seckendorf erfunden. (Alle lachen.)

Seckendorf. Lassen Sie nur, Grumbkow, ich warte nur den günstigen Augenblick ab.

König. Die eisernen Ladestöcke hat er erfunden! So was wird mein Sohn in Rheinsberg mit all' seinem Homêr und Voltaire und wie sie alle heißen, diese Heiden, in seinem Leben nicht zu Stande bringen. (Bei Seite.) Trinkt er denn, Eversmann?

Hotham (bei Seite.) Verlieren Sie Ihren Vortheil nicht.

Erbprinz (bei Seite). Wer Teufel kann auch an diese eisernen Ladestöcke denken?

Grumbkow (aufstehend). Auf die glückliche Reise Sr. Hoheit des Erbprinzen von Baireuth!

Alle (außer dem König stehen auf). Glückliche Reise!

Hotham (bei Seite). Sie erliegen, Sie verlieren Alles!

Erbprinz (bei Seite). Schändliche Perfidie!

Hotham (bei Seite). Jetzt oder nie. Stellen Sie sich berauscht.

(Alle setzen sich wieder, nachdem sie lachend angestoßen haben.)

Erbprinz (steht auf mit dem Krug in der Hand und spricht mit

sehr zarter, vorsichtiger Andeutung von Trunkenheit). Meine Herrschaften —

König (bei Seite). Ich glaube, er hat einen Spitz!

Erbprinz. Und — und — und — ich danke Ihnen.
(Setzt sich. Alle lachen.)

König. Bravo, Erbprinz! Vortrefflicher Redner sind Sie!

Grumbkow. Majestät, er ist fertig. Er soll eine Rede halten —

König. Ja, Erbprinz, halten Sie uns eine Rede!

Alle. Eine Rede! eine Rede!

Erbprinz (stützt den Kopf in die Hände, und sieht nicht auf).

Hotham. Es früge sich nur, über was?

König. Ueber alles, was er will!

Hotham. Ich wüßte wohl einen interessanten Gegenstand.

König. Heraus damit!

Hotham. Ueber irgend ein Mitglied dieser lustigen Gesellschaft.

König. Topp! Und daß wir nicht lange zu wählen brauchen — über mich!

Alle (betroffen). Ueber Ew. Majestät?

König. Es ist schrecklich heiß hier! (Knöpft sich den Rock auf.) Machen wir's uns bequem, Eversmann! — Erbprinz! Munter! jetzt 'mal los. Halten Sie über mich eine Rede!

Hotham. Bitte —

König. Nicht gezögert, grade als wenn ich gestorben wäre.

Hotham. Majestät —

König. Ruhig, alles still! Der Erbprinz hält eine Rede über mich. (Bei Seite). In Vino Veritas! Ich will doch hören, ob in seinem Innern alles Lüge ist.

Hotham (bei Seite). Das wird ein entscheidender Moment.

Erbprinz (tritt vor. Er schwankt etwas, sammelt sich aber wieder und tritt ganz vorn hin). Fröhliche Versammlung!

König. Fröhliche? Ich bin ja gestorben.

Erbprinz. Thut nichts! sind doch fröhlich.

König. Sapperment, ist das wahr?

Erbprinz. Fröhliche Versammlung, vergnügte Leidtragende! Erlauben Sie, daß ich die heutige Festfreude durch einige schmerzliche Betrachtungen über die Eigenschaften des Dahingeschiedenen unterbreche.

König. Schmerzliche Betrachtungen? Das ist ein schöner Anfang!

Erbprinz. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, war — ein großer Charakter, in dem sich aber — die sonderbarsten Widersprüche — vereinigten.

König. Widersprüche?

Erbprinz. Wie bei allen Menschen, die ihre Erziehung sich selbst verdanken, stand sein an sich edles Gemüth unter dem Einfluß trüber Regungen, von denen die trübste das Mißtrauen war.

König. Mißtrauen! Das sind ja schöne Sachen!

Erbprinz. Seine Staaten hat er zu einem glänzenden Aufschwunge gebracht. Er hat die Regierung vereinfacht und die Gerechtigkeitspflege verbessert. Den ruhigen Genuß aller dieser Segnungen verdarb er sich aber durch eigne Schuld.

König. Sieh, sieh, durch eigne Schuld?

Seckendorf (bei Seite). Der junge Mensch muß schrecklich viel getrunken haben.

Erbprinz. Sein lebhafter Geist versetzte den Unvergeßlichen in eine fortwährende Unruhe, die eben so für Andre, als für ihn selber peinlich war. Ermüdet konnte er das Bedürfniß gemüthlicher Erholung nicht unterdrücken und seine Sitten wa-

ren einfach genug, dies Bedürfniß nirgend anders befriedigen zu wollen, als im Schooß seiner Familie.

Eversmann (bei Seite). Wenn das nicht ein Unglück giebt!

Erbprinz. Aber auch hier, statt sich auf Rosen zu legen, bettete sich der arme Fürst auf Dornen. Die Geschichte seines Sohnes ist so bekannt, daß ich sie mit Stillschweigen übergehen kann!

König. Mit Stillschweigen?

Erbprinz. Die Freiheit des menschlichen Willens hat Friedrich Wilhelm nicht verstanden. Impfen wollt' er Stamm auf Stamm, Vater auf Sohn, Alter auf Jugend. Die Hand einer liebenswürdigen Tochter bald hier= bald dorthin verschenkend, fiel ihm niemals ein, auch der Wahl des Herzens Rechte einzuräumen, auch einmal zu fragen: Macht meine Wahl dich glücklich, Kind?

König. Eversmann, nimm Er 'mal die Pfeife!

Erbprinz. Nun ist er geschieden. Jene Creaturen, die während seines Lebens das Herz der Mutter von dem Herzen des Vaters und Gatten entfernt gehalten hatten, zittern. Was der verkannte Sohn mit diesen Creaturen beginnen wird, steht dahin. Des Vaters Schöpfungen werden die Grundlage dieses Staates bleiben. Ueber sie her aber wird ein milderer Geist wehen, Künste und Wissenschaften werden den Ruhm der Kugeln und Kanonen überflügeln, und der himmelanstrebende Adler Preußens wird seine Devise jetzt wahrhaft erfüllen: Nec soli cedis! Zu deutsch: Selbst der Sonne Blick darf Dich nicht blenden! Selbst die Sonne muß Dir aus dem Wege gehen. (Besinnt sich, und geht, sich wieder trunken stellend, nach einer Pause an den Tisch.) Hotham, geben Sie mir zu trinken!

König (nach einer Pause). Was ist die Uhr?

Eversmann. Eilfe durch, Majestät.

König (geht an den Tisch und nimmt einen Krug. Lange Pause).

Erbprinz, wenn Sie Morgen nüchtern sind, dann lassen Sie sich erzählen, daß ich mit Ihnen angestoßen hätte.

Erbprinz (stößt an). Zu Befehl, Majestät —

König. Er versteht es nicht, Hotham! Uebersetzen Sie's ihm in's Nüchterne! Gute Nacht, meine Herren! (Wendet sich noch einmal um und betrachtet den Erbprinzen nachdenklich, indem er dessen Worte wiederholt.) „Macht meine Wahl Dich auch glücklich?" (Fixirt den Erbprinzen.) Schad' um ihn. Es ist ein Büchermensch.

Eversmann (greift geschäftig einen Leuchter, streift im Zorn an dem triumphirenden Hotham vorbei und spricht mit einem verbissen ingrimmigen Blick auf den Erbprinzen). Darf ich Ew. Majestät vorleuchten?

König (fixirt Eversmann. Wiederholt des Erbprinzen Worte:) „Die Creaturen zittern?" (Nach einer Pause, während der er Alle übersieht.) Ich will allein seyn. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

(Ein Saal in den Gemächern der Königin.)

Kamke (steht auf einem Tritt und befestigt vor dem Fenster einen großen Vorhang).

— — —

Fräulein v. Sonnsfeld (tritt von links ein). Nun kommen sie, es ist die höchste Zeit. Das ist doch ein Fest, mit dem sich der preußische Hof einmal sehen lassen kann. Kamke! Wozu verstopft Er denn die Fenster?

Kamke. Grade damit man unser Fest nicht sehen kann. (Heruntersteigend.) Sie lassen sich also wirklich auch in diese Staatsverschwörung ein?

Sonnsfeld. Die Königin wird alles verantworten. Sie setzt ihre eigne Freiheit an die Freiheit ihrer Tochter. Ist alles bereit?

Kamke. Die Prinzessin aus ihrer Haft zu befreien? Bedenken Sie, Fräulein, es ist ein Majestätsverbrechen.

Sonnsfeld. Das gelingen muß, es koste, was es wolle! Die Königin will die Prinzessin im Kreise des gesellschaftlichen Zirkels sehen, den sie zu einem geheimen, mir selbst noch unbe=

kannten Zwecke heute geladen hat. Die Prinzessin ist unterrichtet. Sie weiß, daß ich kommen werde und die Wache täuschend statt ihrer im Gefängniß bleibe. An dem blauen Saale wird sie Ihm begegnen —

Kamke. Am blauen Saale? Wo seit einigen Nächten die weiße Frau gesehen wird?

Sonnsfeld. Sie wird Ihm erscheinen, sie wird Ihn anreden —

Kamke (entsetzt). Mir? Mich?

Sonnsfeld (zieht ihn an die Thür). Er führt sie hieher, ergreift ihre Hand, bringt sie auf dem sichersten Wege in diese Gesellschaft —

Kamke. Fräulein — Wen? Die Prinzessin Wilhelmine?

Sonnsfeld (lachend). Nein, Kamke! Die weiße Frau! Geschwind, geschwind!

(Beide ab.)

Frau von Viereck, Frau von Holzendorf und noch etwa sechs Hofdamen treten nach und nach behutsam durch die Mittelthür herein.

Fr. v. Viereck. Pst! Treten Sie behutsam auf!

Fr. v. Holzendorf (flüsternd). Es ist noch alles still! Wenn nur meine verwünschten Schuhe nicht so knarrten!

Fr. v. Viereck (flüsternd). Was mag Ihre Majestät die Königin vorhaben?

Frau v. Holzendorf. Ist Se. Majestät der König verreist?

Fr. v. Viereck. Beim französischen Gesandten hört' ich, Se. Hoheit der Kronprinz wäre von Rheinsberg gekommen —

Fr. v. Holzendorf. Wahrscheinlich zugleich mit Sr. Hoheit dem Prinzen von Wales.

Fr. v. Viereck (leise). Beide waren so eben in der Tabagie des Königs. Der Kronprinz soll sich mit seinem Vater

über die künftige Verwaltung des preußischen Staates schrecklich überworfen haben.

Fr. v. Holzendorf. Ist es möglich?

Fr. v. Viereck. Denken Sie sich, und der Erbprinz v. Baireuth soll den Streit haben gütlich beilegen wollen, aber der Prinz von Wales soll dem Kronprinzen beigestanden haben.

Fr. v. Holzendorf. Der Prinz von Wales? Sie sind Jugendfreunde, nicht wahr?

Fr. v. Viereck. Der König aber in der Hitze des Wortwechsels soll Befehl gegeben haben, die Prinzessin Wilhelmine, die Ursache des Streites, sogleich nach Küstrin abzuführen —

Fr. v. Holzendorf. Großer Gott, meine Damen, da liegen Karten auf den Tischen. Wenn wir ihr folgen müßten! Stille, ich höre Geräusch.

Fr. v. Viereck. Es ist die Königin.

(Die Königin in großem Costüm, tritt sehr aufgeregt und doch ängstlich ein).

Hofdamen (verneigen sich).

Königin. Willkommen, meine Damen! Ich fühle mich glücklich, einmal wieder einen Kreis von Wesen um mich zu haben, die mich lieben. Nehmen Sie Platz! Ich habe mir vorgenommen, geselliger zu werden und Sie wieder öfter bei mir zu sehen. Sie werden spielen, Frau von Viereck?

Fr. v. Viereck. Spielen, Majestät? Seit achtzehn Jahren erinnere ich mich nicht, im Schlosse eine Karte gesehen zu haben.

Königin. Das soll alles anders werden, ja, meine Damen, Sie kennen meine Pläne noch nicht; Sie wissen noch nicht, welche Ueberraschungen Ihnen der heutige Abend gewähren wird —

Fr. v. Holzendorf. Ueberraschungen, Majestät?

Königin (zeigt auf einen Spieltisch am Fenster). Dorthin, liebe Holzendorf! Machen Sie Partie mit Frau von Viereck —

Fr. v. Viereck (bei Seite). Mein Himmel, spielen? Und durch diesen Vorhang kann man deutlich die Conturen meines Schattens sehen.

Königin (die sich gesetzt hat). Warum zögern Sie?

Fr. v. Viereck. Um Vergebung, Majestät, wenn wir die Tische etwas näher rückten. Es zieht hier an dem Fenster.

(Lakaien rücken den Tisch etwas vom Fenster ab).

Königin. Ja, meine Damen, mit dem heutigen Abend bricht eine neue Epoche der Monarchie an — (in Bezug auf die servirenden Lakaien) Befehlen Sie, was Sie vorziehen, die Getränke China's und der Levante sollen von jetzt an keine Fremdlinge mehr an unserm Hofe seyn.

Fr. v. Holzendorf. Was seh' ich, Thee?

Fr. v. Viereck. Majestät, Kaffee? Diese verbotenen Getränke!

Fr. v. Holzendorf. Wenn Se. Majestät, der König —

Königin. Befürchten Sie nichts! Geben Sie sich dem lautesten Ausbruch Ihrer Gefühle, geben Sie sich ohne Furcht dem Gefühl einer Sicherheit hin — (Es klopft rechts.) Klopft es nicht?

Fr. v. Viereck (zitternd). Klopft?

(Es klopft wieder. Alle stehen erschrocken auf.)

Königin. Ruhig, meine Damen. Wir sind ohne Gefahr. Dieser Abend wird Schlag auf Schlag eine Ueberraschung nach der andern bringen. Wen vermuthen Sie dort an der Thür?

(Man pocht wieder.)

Fr. v. Holzendorf. Die Hand scheint nicht die zarteste zu seyn.

Königin. Doch! Doch! Es ist das ungestüme Verlangen eines Wesens, das ich den Muth gehabt habe, aus einer entwürdigenden Lage zu befreien. Nehmen Sie ruhig Ihre Plätze ein, meine Damen. Lassen Sie sich durch Nichts, durch keine

Ueberraschung stören. Von den Dingen, die heute kommen werden, ist dies erst der Anfang, und so ruf' ich, mit überwallendem Gefühl, (während wieder geklopft wird) mäßige Dein Ungestüm, geliebtes Wesen, Du findest, was Du suchest, Deine Mutter! (Sie öffnet.)

Der König (tritt ein, in einem weißen Mantel, den Hut tief in's Gesicht gedrückt.) Deine Mutter!

Hofdamen (stehen mit einem Entsetzenslaut auf).

König (nimmt den Hut ab).

Königin (bei Seite, vernichtet). Der König!

König (zornig, sich aber zur Leutseligkeit zwingend). Sieh, sieh, was das hier hübsch ist! Wie schön sich das ausnimmt, wenn so recht viele Lichter brennen! Warum verstecken Sie sich denn so, meine Damen? Haben Sie diesen Besuch nicht erwartet?

Königin. Majestät —

Hofdamen (stellen sich so, daß sie die Tische verdecken und verbergen rasch die Karten).

König. Lassen Sie sich doch nicht stören, meine Damen! Welches ist denn der Gegenstand Ihrer angenehmen Unterhaltung? Ei, ei, Frau von Holzendorf, ein Schälchen Suppe, gern gegeben! (Geht näher und sieht das Service.) Hoho, Silberservice! (Sieht in die Tassen.) Was? Thee? Chocolade? Kaffee?

Königin. Sie werden — erlauben, Majestät, daß wir — mit unserm Jahrhundert fortschreiten.

König. Ei warum nicht? Frau von Viereck, Sie, dächt' ich, wären mit dem Jahrhundert schon genug fortgeschritten! Vor dreißig Jahren bekam ich alter Knabe manchmal ein Händchen von Ihnen — (Reicht listig eine Hand.)

Fr. v. Viereck (sucht hinten die Karten zu verbergen). Ach, diese Gnade, Majestät! — (Reicht eine Hand.)

König. Beide, beide, Frau von Viereck!

Fr. v. Viereck (läßt hinten die Karten fallen).

König. Was ist denn das? Sie lassen ja da hinten was fallen? Mein Gott, Karten! (Steht sprachlos.) Karten? (Zur Königin.) Madame, Karten! — Ein christlicher Hof — und Karten! Nicht wahr, Frau von Viereck, Sie haben blos aus den Karten geweissagt, Sie haben sich bloß die Karte gelegt, meine Damen, Sie haben wissen wollen, Frau von Viereck, ob Sie noch einmal Ihren fünften Mann begraben? Wie? Doch? — Geld auf den Tischen — (Schlägt die Hände zusammen.) Sie haben gespielt! gespielt! An meinem Hofe gespielt! Karten gespielt! (Es klopft rechts. Die Spannung steigert sich.) Wer klopft da?

Königin (bei Seite). Ich bin verloren. (Es klopft wieder leise.)

König. Erwarten Sie noch mehr Besuch? Herein! —

(Geht selbst und öffnet.)

(Wilhelmine weiß verschleiert tritt behutsam herein).

König. Eine verschleierte Dame? So geheimnißvoll die Besuche, die hier empfangen werden? (Hebt den Schleier ab.) Was? Wilhelmine!

P. Wilhelmine (stürzt ihm zu Füßen). Vater, Vergebung!

König. Ein Einbruch in die Staatsgefängnisse! Ein Attentat auf meinen allerhöchsten Willen!

P. Wilhelmine (sich erhebend bei Seite). Mein Himmel, da bin ich schön angekommen. (Es klopft jetzt links.)

König. Klopft es nicht schon wieder? (Es klopft stärker.) Ist dieses Haus behext?

P. Wilhelmine (bei Seite). Wo bin ich hingerathen?

König. So bin ich also dem Ausbruch der Verschwörung noch glücklich zuvorgekommen! (Es klopft stärker.) Wer ist an jener Thür? Sie antworten nicht? Nun, so werd' ich selber öffnen.

Königin (tritt ihm entgegen). Sie werden nicht.

König. Sie wollen mich verhindern, die Feinde der Krone kennen zu lernen? Ich werde öffnen.

Königin. Nimmermehr!

König. Sie bieten mir Trotz? Sie widersetzen sich dem König?

Königin. Ich thu's. Ich fühle die Kraft in mir. Meine Damen, hören Sie, weßhalb ich Sie einlud, heute in diesen Zimmern, heute bei Ihrer Königin zu erscheinen. Ja, Sire, der Zweck dieser Stunde war, die Fäden Ihrer Politik durch zwei Hände zu zerreißen, welche bestimmt sind, vereint durch's Leben zu gehen.

P. Wilhelmine. Zwei Hände?

Königin. Ja, Wilhelmine, ich habe Dich aus einer Gefangenschaft befreit, die der Tochter eines Königs unwürdig ist. Oeffnen Sie, Sire! Sie finden meinen Vetter, den Prinzen von Wales.

Alle. Den Prinzen von Wales?

(Große Pause.)

König (nachdem er sich gesammelt hat). Madame, Sie erreichen, was Sie wollen. Sie reißen das Band entzwei, das mich an meine Familie, das mich an das Leben knüpft. Sie wissen, daß mir die Ehre und der gute Ruf über alle Berechnungen der Politik gehen, Sie wissen, daß durch diese nächtliche Scene, durch dies geheime Einverständniß mit einem abenteuerlichen Fremdling Wilhelminens Ruf auf immer vernichtet ist. Freuen Sie sich Ihres Triumphes auf Ihrem künftigen Wittwensitze Oranienbaum, wohin ich Sie hiermit nach den Gesetzen unsres Hauses für die noch kurze Zeit meines Lebens verweise. Wilhelmine gehe hin und werde, was sie gewollt haben, die künftige Königin von England!

P. Wilhelmine (auf den König zueilend). Nimmermehr!

König. Du willst mir ein Opfer bringen? Ich verwerfe es. Jetzt, Madame, lassen Sie den Prinzen von Wales eintreten!

Königin (schwankt mit hörbaren Athemzügen, von Freude und Schmerz bewegt, an die Thür, sie wirft noch einen Blick gen Himmel und öffnet).

(Es erscheint der Erbprinz in einen weißen Mantel gehüllt und Hotham mit einer spitzen Blechmütze, wie sie zum damaligen preußischen Militaircostüme gehörte, unbemerkt in der Hand).

P. Wilhelmine. Wie? Wen seh' ich?

Alle. Der Erbprinz von Baireuth!

Königin. Was ist das, Ritter! Wo ist der Prinz von Wales?

Hotham. Majestät, wie ich, so eben, in diesem Augenblick, erfahren habe: auf einer Reise in Schottland begriffen.

Königin. Wie? Der Prinz ist nicht in Berlin?

Hotham. Eines der sonderbarsten Geheimnisse unsrer Zeit. Während einige der glaubwürdigsten Zeugen versichern, daß der Prinz wirklich hier gewesen ist, wollen andere behaupten, er wäre nach England in dem Augenblick zurückgekehrt, wo er erfahren mußte, daß sich das Interesse seines Patriotismus, das Interesse der Baumwolle, mit den Empfindungen seines Herzens nicht vereinigen lasse.

König. Das ist ja curios. Und was soll der Erbprinz von Baireuth?

Hotham. Er suchte, wie wir, den Prinzen von Wales, mit dem er in Begriff ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen.

Alle. Ha!

König. Zu schlagen? Warum?

Hotham. Weil er, der arme Prinz eines kleinen Landes, dem reichen Prinzen eines Weltstaates seine Flotten, seine Armeen, seine Schätze gönnt, einen Schatz aber nur mit seinem Blut ihm abtreten wird, die Hand der Prinzessin Wilhelmine die er liebt! (Allgemeine Bewegung.)

König. Die er liebt? Die Hand meiner Tochter? Ja, kann denn der Erbprinz von Baireuth auch ein Schwert führen?

(Hotham zieht dem Erbprinzen den Mantel ab und setzt ihm die blecherne Mütze auf.)

(Erbprinz steht ganz im Costüme eines Grenadiers jener Zeit da. Sein Haar ist in einen langen Zopf geflochten. Er bleibt unbeweglich, in militairischer Position).

König. Was seh' ich? Der Erbprinz? Grenadier? Zopf und Schwert?

Hotham. Die Equipirung jenes jungen Rekruten vom Regiment Glasenapp, den ich vor seiner Abreise nach dem schönen Pasewalk Ew. Majestät vorzustellen die Ehre habe.

König (außer sich). Ein deutscher Prinz, der es sich zur Ehre rechnet, in meiner Armee zu dienen? (Kommandirt) Bataillon linksum! Bataillon, vorwärts marsch!

Erbprinz (exercirt auf Wilhelminen zu).

König. Halt! (Zu Wilhelminen.) Ist der Feind da drüben gesonnen, sich der diesseitigen Couleur anzuschließen?

P. Wilhelmine (entzückt). Bis in den Tod!

König. Ganzes Regiment, rechts um schwenkt! Vorwärts marsch, Rechten, Linken, Rechten, Linken!

(Alle drei marschiren auf die links stehende Königin.)

König. Halt!

P. Wilhelmine }
Erbprinz } (sinken der Königin zu Füßen). Mutter!

König. Halt, das war kein Kommando.

Erbprinz. Der Drang des Herzens.

Hotham (gutmüthig zur Königin flüsternd). Majestät, verbessern Sie den Fehler der beiden jungen Rekruten.

Königin. Gehen Sie mir aus den Augen, Sie Verräther an Ihrem Königshause. Steh auf, Wilhelmine! (Zum König zögernd.) Wir haben ja aber noch Oesterreich.

König. Aber Oesterreich hat nicht uns. Die Creaturen, Prinz? Morgen früh Abschiede und Pensionen. Nun, Mütterchen, nehmen wir ihn zum Schwiegersohn?

Königin. Unter der Bedingung — daß die Aussteuer von mir festgesetzt wird — und noch einer andern —

König. Und die wäre?

Königin (in Rührung ausbrechend). Daß Du mich nicht von Dir stößt, (den König umarmend) — und mich an Deinem Herzen läßt!

König (glücklich). O nun fehlte nur Friedrich noch! Ritter Hotham, das kam also alles von Ihrer Baumwolle her! Dank Ihnen für den prächtigen Rekruten! (Hotham in's Ohr.) Wie ist er aber so schnell nüchtern geworden?

Erbprinz. O, Majestät, Vergebung, noch bin ich ja trunken vor Freude!

König. Vergebung? Für Ihre Rede, mein Sohn? Nein, wenn sie einst so, wie Sie sie gehalten haben, im Buche der Geschichte steht, ist mein altes Herz zufrieden und wünscht nur eins, daß man hinzufügt: Er wollte mit seinem Schwert wohl König, aber mit seinem Zopf ja nur im Staate der erste Bürger seyn!

Chinesische Romanze.

Chinas Staat steht auf dem Standpunkt der Familie.
Hegel.

Kan=Tschu war ein wilder Knabe,
Gut von Herzen, stark im Naschen,
Manchmal diebisch wie ein Rabe,
Aber höflich, stets gewaschen,
Selber seinen Zopf sich strählend,
Kleine Füße, kleine Hände,
Blumenreich den Ausdruck wählend,
Doch ein Wildfang ohne Ende.

Ach, was hat der Mandarine,
Der sein Vater, nicht für Mühe,
Daß ihn, hilft kein Blick der Miene,
Flugs das Bambusrohr erziehe!
Soll er mit dem Pinsel schreiben
Oder Seidenwürmer füttern,
Immer muß der Stock ihn treiben,
Der kann ihn allein erschüttern.

Kan=Tschu flieht. Er flieht nach Westen,
Selig in der Freiheit Wonne,
Schlummert unter Maulbeerästen,
Bis ihn weckt die Morgensonne,
Bis ihn wecken Trommeln, Pfeifen
Von vorüberzieh'nden Truppen,
Die ihn als Rekruten greifen
Und mit Harnisch überschuppen.

Hinter der Chinesen-Grenze,
In den Steppen der Mongolen,
Sind noch schönste Lorbeerkränze
Für die Tapferkeit zu holen.
Kan-Tschu vom Kameele mördert
Unterm Feind erst mit dem Bogen,
Aber bald wird er befördert
Und zur Reiterei gezogen.

Auf dem Roß mit Schild und Lanze
Ficht und sticht er unerschrocken,
Hüpft zum Kampfe wie zum Tanze,
Wo die meisten Feinde hocken;
Säbelt, schießt im vollen Jagen
Vorwärts, rückwärts, immer Sieger,
Bald sieht man ihn überragen
Alle kaiserlichen Krieger.

Kan-Tschu steigt. Ein ganz Geschwader
Traut man seinem Löwenmuthe,
Eine blut'ge Feuerader,
Eine Schlachtkometenruthe.
Ringsum züngelnd, brennend, sengend,
Furchtbar allen Feindesheeren,
Und den Führer aufwärts drängend
Zu den allerhöchsten Ehren.

Endlich ihren Göttern fluchend,
All' zersprengt in ihren Schaaren
Und die fernsten Steppen suchend
Fliehn Mongolen und Tartaren.

Kan=Tschu, der den Feind geschlagen,
Trägt den Marschallstab in Handen,
Wird von Stadt zu Stadt getragen,
Ruhmgekrönt in allen Landen.

Auf den Gassen grüne Zweige,
Blumen, Teppiche, Geschenke,
Alles eilt sich, daß man zeige,
Wie ein Volk des Ruhms gedenke.
Pfauenfedern schickt der Kaiser,
Goldgestickte Ehrenkleider,
Mandarinen, Wegesweiser,
Und den kaiserlichen Schneider.

Aber zu dem Ruhm und Preise
Blickt nur Einer stumm und traurig,
Kan=Tschu, den ein Aengsten leise,
Eine Bangniß, schwarz und schaurig,
Ueberschleicht, ein bös' Gewissen,
Daß sein Vater, statt zu segnen,
Dem Entlaufnen mit gewissen
Dingen müßte nun begegnen.

Mit dem schmerzlichsten Entsagen
Naht er sich dem Vaterhause,
Hoch im Palankin getragen,
Rings umschwirrt vom Volksgebrause;
Ach, er sieht die Thüre offen —
Richtig! sieht den Vater zornig,
Bückt sich — wehe! wird getroffen
Von dem Stocke hart und dornig.

Unter einer dichten Wolke
Schläge, die herniederregnet,
Krümmt sich da vor allem Volke
Der, den Gott so hoch gesegnet!
Seht den grimmen Mandarinen
Im Gefühl der Vaterrechte,
Wie er wüthet, daß er Pinen
Bläulich hier in Lorbeern flechte.

Endlich ruht der Stock des Alten,
Kan-Tschu winkt in Kindeszähren,
Daß sie nun zum Kaiser wallten
Von dem Herd so strenger Lehren,
Läßt sich auf die Sänfte richten,
Während dieses Reich der Mitte
Alle preisen, wo in Züchten
Throne Vaterrecht und Sitte.